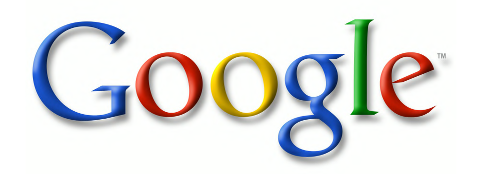
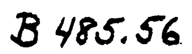
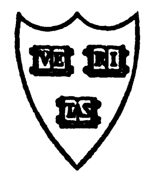



B 485.56


VE RI
TAS



G. STANLEY HALL.

Das Elend unserer Jugendlitteratur.

Ein Beitrag zur künstlerischen Erziehung der Jugend.

Von

Heinrich Wolgast.

Motto: Wenn du für die Jugend schreibst,
so darfst du nicht für die Jugend
schreiben.
(Theodor Storm.)

HAMBURG.
Selbstverlag.
1896.
In Kommission bei L. Fernau, Leipzig.

Vorwort.

Mein Buch beansprucht nicht, eine erschöpfende Behandlung aller die Jugendlitteratur betreffenden Fragen zu sein. Manche Punkte sind nur angedeutet, andere ganz übergangen, die in einer umfassenden Monographie einer eingehenden Betrachtung hätten unterzogen werden müssen. Diese Schrift hat ihren Zweck erfüllt, wenn es ihr gelingt, die Schulmänner auf eine bedauerliche Lücke im System der heutigen Pädagogik aufmerksam zu machen, den Litteraturfreunden eine Quelle des litterarischen Banausentums aufzudecken, und die kleine Zahl von Eltern, denen die Erziehung eine Sache der Überlegung und bewußter Absicht ist, von der großen Gefahr zu überzeugen, welche die Lektüre der specifischen Jugendschrift für die Bildung ihrer Kinder mit sich bringt.

Ich will hier ausdrücklich hervorheben, daß in den folgenden Ausführungen lediglich von Jugendschriften in dichterischer Form die Rede ist und aus der nur gelegentlichen Erwähnung der wissenschaftlichen und der moralischen Lektüre nicht auf eine Unterschätzung dieser beiden Litteraturzweige für die Jugend geschlossen werden darf. Das fressende Übel liegt bei der poetischen Jugendlitteratur, und um die Beseitigung eines Schadens ist es mir in erster Linie zu thun. Die positive Arbeit, die pädagogische und ästhetische Begründung der Erziehung zur litterarischen Genußfähigkeit, soll noch erst geleistet werden. Das letzte Kapitel, das besonders bruchstückartig erscheinen wird, giebt wohl einige Fingerzeige, im übrigen bleibt hier noch so gut wie alles zu thun. Weder die experimentelle pädagogische Forschung noch die ästhetische Wissenschaft sind genügend begründet, um jetzt bereits eine sichere Theorie aufstellen zu können.

Hamburg, den 7. November 1896.

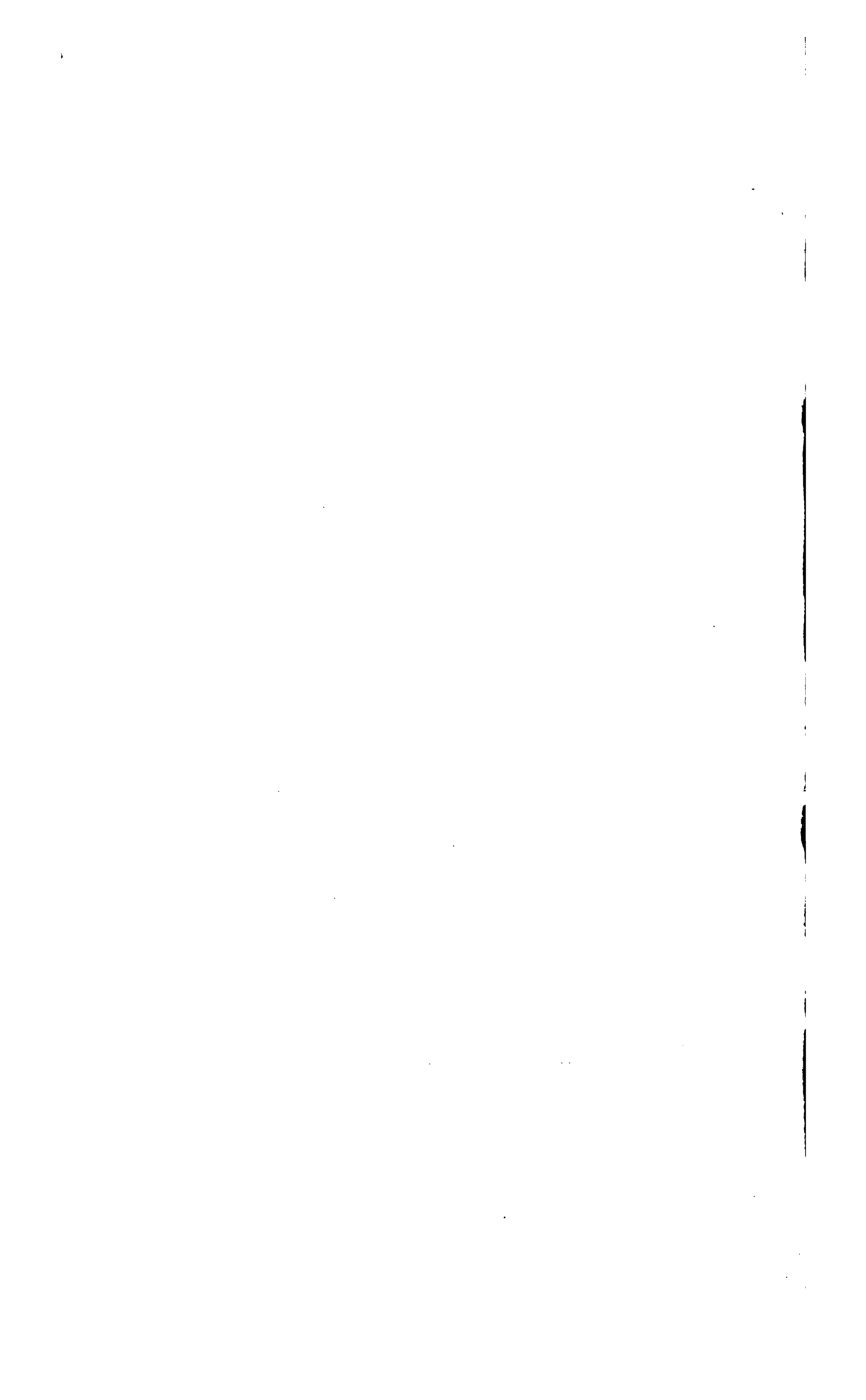
Der Verfasser.

Meinem verehrten Lehrer

Herrn Ferdinand Schulze zu Jersbeck

in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

Inhalt.



I.

Der Umschwung in der öffentlichen Erziehung und die Jugendlektüre.

In dem Elend, welches die Jugendschriftstellerei über uns heraufgebracht hat, ist nichts tröstlicher, als die Einsicht, daß die Lektüre der Kinder immer in ursächlichem Zusammenhang mit den herrschenden Erziehungsgrundsätzen gestanden hat, die ihrerseits Produkte der geschichtlichen Entwicklung sind. Die Erziehungsgedanken der Reformation haben an die Stelle der Legenden Katechismus, Gesangbuch und Bibel, später das biblische Historienbuch, gesetzt. Der Sieg Rousseau'scher Ideen in philanthropistischer Form brachte uns die eigentlichen Kinderbücher, in denen der Autor sich zum Kinde herunterläßt, um es aufzuklären und zu civilisieren. Die romantische Reaktion der Napoleonischen Zeit gab den Kindern die Sagen und Märchen, die kirchlich-politische der bundestäglichen Zeit, die fromm-feudalen Volks- und Kinderbücher der „Spinnstuben"-Autoren. Das neue Deutsche Reich endlich brachte den Gedanken der nationalen Erziehung zur Herrschaft, und diesem Umschwung entsprach das Hervortreten der patriotischen Erzählungslitteratur.

Die Ansichten über Erziehung warten nicht mit ihrem Hervortreten, bis die geschichtlichen Zustände, denen sie entsprechen, sich allgemein begründet haben. Gleichzeitig mit den neuen politischen und sozialen Ideen tauchen pädagogische Reformgedanken auf, die doch erst mit jenen und durch jene zur Verwirklichung gelangen können. Die neuen Rousseau'schen Erziehungsgedanken, die mit den revolutionären Bestrebungen

parallel laufend, in dasselbe große Ziel ausmündeten, konn
erst infolge der Revolution in Pestalozzi und der in sein
Geiste geschaffenen Volksschule zu einer gewissen Verwirklich
gebracht werden.

In unseren Tagen bereitet sich eine der größten
schichtlichen Umwälzungen vor. Je nach dem politisc
Standpunkt wird das Ziel dieser offenkundigen Bewegung v
schieden formuliert. Aber sicher ist, daß es sich um eine U
gestaltung der Arbeitsverhältnisse handelt. In zwei Richtun
bewegt sich das Streben. Eine größere Menge Ware in bess
Qualität mit verminderter Arbeitskraft herzustellen, ist
eine Ziel, dem Arbeiter die Früchte seiner Arbeit in größe
Maße zu sichern, das andere. Unter jenen Gesichtspunkt fä
um einiges hervorzuheben, die Verbesserung der Arbeitsmethod
die Centralisation der Arbeit, die staatsseitige Prüfung d
Ware, die Verkürzung der täglichen Arbeitszeit, unter dies
die Arbeiterkoalitionen und die Arbeiterschutzbestrebung
Die pädagogischen Reformen der Gegenwart richten sich a
dasselbe zwiefache Ziel. Die Einrichtung der gewerblichen u
landwirtschaftlichen Fortbildungsschulen, der Fachschulen, d
Lehrlingsschulen, die Einfügung des Handfertigkeitsunterrich
in den Schulplan haben als Endziel die Vervollkommnung d
Produktion. Die größere Pflege der körperlichen Erziehu
wie sie sich in der Bevorzugung des Turnspiels, des Spo
in seinen verschiedenen Formen, in der hygieinischen Fü
sorge in Schule und Haus kundgiebt, ferner die Einführu
der Gesetzeskunde und Volkswirtschaftslehre in den Schu
unterricht richten sich auf das Ziel, den Arbeiter im Kam
ums Dasein zu schützen. Manche dieser Bestrebungen mög
aus ganz andern Gesichtspunkten gefördert werden, sie hab
das Schicksal aller Neben- und Gegenströmungen, — der Haup
idee einer Entwicklungsepoche müssen „alle Dinge zum Best
dienen“. So laufen alle neuen pädagogischen Bestrebunge
sie mögen kommen, von welcher Seite sie wollen, auf das v
Karl Marx bezeichnete Ziel, daß für alle Kinder über eine
gewissen Alter produktive Arbeit mit Unterricht und Gy
nastik sich verbinden müsse, hinaus.

In diesem Befreiungskampfe des Menschen gegen die ihn beherrschende Produktion entspringt die Quelle einer neuen pädagogischen Strömung. Ist der Mensch nicht mehr der gefesselte Sklave der Produktion, so gewinnt er Muße und Lust, Ausblick zu halten auf die Weite der Welt und ihre Herrlichkeit. Es entsteht das Genußbedürfnis, und die Erziehung eilt, den Menschen für den Genuß fähig zu machen. Der sicherste Weg dahin ist, wie die musikalische Bildung zeigt, die dilettantische Ausübung der Kunst. An die vorausschreitenden Künste der Musik und des Gesangs schließen sich, z. T. mit den auf Bildung für die Produktion abzielenden Handfertigkeitsbewegungen zusammengehend, die Holzschnitzerei, das Modellieren, die Malerei, die Amateurphotographie.

Die Warenerzeugung intensiver zu machen durch Erziehung zur Arbeit, den degenerierenden Einflüssen der modernen Produktion und der aus ihr sich ergebenden Lebensgewohnheiten entgegenzuarbeiten durch größere Pflege der körperlichen Erziehung, endlich den ermöglichten Lebensgenuß zu leiten und zu veredeln durch Erziehung zur Kunst, das sind die Wegstrecken, die wir heute absehen können.

Wir dürfen uns ruhig diesen Wegen anvertrauen; denn sie führen zur Natur zurück. Jede erfolgreiche Reform im Dienste des Fortschritts hatte die Rückkehr zur Natur als Losungswort auf ihren Fahnen stehen. Die höhere Wertschätzung des leiblichen Wohles in unserer Zeit ist ein Zeichen naturwissenschaftlichen Denkens und natürlichen Empfindens, und so seltsame Formen der Sport annehmen mag, die Bethätigung der Körperkraft und Gewandtheit im Gegensatz zur stubenhockerischen Lebensart ist eine Huldigung an die Natur und als solche mit Freuden zu begrüßen.

Auch regt sich im Sport und Bewegungsspiel ein Teil jener ursprünglichen Kraft der Menschennatur, die durch Erwerb, Erziehung und Lebensgewohnheit so lange gehemmt und verkrüppelt worden ist. Ich meine den Thätigkeitstrieb.

Die Beobachtung lehrt unzweifelhaft, daß der Trieb, thätig zu sein, das hervorstechendste Merkmal der unver-

dorbenen gesunden Kindesnatur ist. Das Kind ist zufrieden und glücklich, so lange es thätig sein kann und darf. Auf diesem Gedanken fußt Herbert Spencer in seinem Buche über Erziehung und führt zur Bekräftigung seiner Ansicht ein Wort Fellenberg's an: „Die Erfahrung hat mich belehrt, daß Lässigkeit bei jungen Leuten ihrer natürlichen Anlage zur Thätigkeit so unmittelbar widerspricht, daß, falls sie nicht die Folge falscher Erziehung ist, sie fast überall mit irgend welchem körperlichen Fehler verknüpft ist". Darum ist das Spielzeug um so wertvoller, je mehr es dem Kinde gestattet, thätig zu sein; die Puppe nebst Zubehör, der Baukasten, ein Haufen Sand sind sein liebstes Spielzeug. Die Schule bringt im Kindesleben eine Revolution hervor. Unsere Schulpädagogik ist noch weit davon entfernt, den Thätigkeitstrieb der Kinder zur Grundlage und zum Ausgangspunkt ihrer Maßnahmen zu machen. Nun lernt das Kind das Stillesitzen und das Lesen. Diese beiden der Kindesnatur wenig entsprechenden Fähigkeiten sind die Vorbedingungen der Lektüre. Im Kinde selbst kommt der Trieb, Geschichten zu hören, jenen beiden Gewöhnungen entgegen — und die Lesewut bricht wie eine Pest über das arme Kind herein. Im vorschulpflichtigen Alter erzählte die Mutter dem Kinde Geschichten, und so wurde das epische Bedürfnis, wenn auch vielleicht nicht immer auf das beste, doch auf natürlichem Wege befriedigt. An der Zeit, die der Mutter zur Verfügung stand, und an dem Umfang ihres epischen Schatzes fand die Lust des Hörens ihre Grenzen. Anders bei der Lektüre. Das Buch hat immer Zeit, der Bücherschatz ist nicht zu erschöpfen. Ein stiller Winkel — und das lesende Kind hat sein Paradies. Jetzt tritt eine Verbildung ein, die alle natürlichen Verhältnisse auf den Kopf stellt. Was das Kind naturgemäß lieben sollte, Bewegung und Spiel, verliert gegenüber der Lektüre den Reiz; was dem Kinde eine Lust war, in körperlicher Arbeit seine Kräfte und seine Sinne, ja seinen Geist zu gebrauchen, wird ihm zur Qual; es wird unlustig zu Spiel und Arbeit, und selbst der Unterricht hat nur selten Vorteil von der alle Kräfte absorbierenden Lektüre. Wenn nicht die Schulzucht strenge ihre Anfor-

derungen geltend machte, würde das Unkraut auch hier, alles auszehrend, wuchern.

Mehr oder weniger machen sich die schlimmen Folgen des naturwidrigen Schulunterrichtes bei jedem Kinde bemerkbar. Wenn es nicht von der Lesewut befallen wird, zeigt sich doch vielleicht Unlust zu geregelter körperlicher Arbeit. Bewegung und Spiel werden zu einer bloßen Reaktion gegen das Stillesitzen. Es ist nicht mehr eine durch das natürliche Kraftgefühl geforderte in geistiger und körperlicher Hinsicht kraftbildende spontane Bewegung, sondern eine Reflexbewegung, die einer widernatürlichen Haltung des Körpers als gesundheiterhaltende Gegenwirkung folgt. Hier liegt aller Wahrscheinlichkeit nach der Grund für die Veränderung in der Entwicklung vieler Kinder, die sich namentlich in einer gewissen geistigen Schlaffheit kundgiebt, wenn nach zwei- oder dreijährigem Schulbesuch der künstliche anstachelnde Reiz des krassen Eingriffs in die natürliche Lebensweise der häuslichen Erziehung abgeschwächt ist. Der Schulunterricht in seiner jetzigen Gestalt knickt die gerade, durch den Thätigkeitstrieb bedingte Entwicklung des Kindes und läßt sie eine widernatürliche Bahn einschlagen. Wohl enthält der Schulunterricht auch in seiner heutigen Gestalt viele Momente, die im Sinne der Selbstthätigkeit ausgenutzt werden können, und die Ersprießlichkeit des Unterrichts wird sich wohl nach dem Grade richten, in dem dies von der Schule oder von dem Lehrer geschieht. Aber als Ganzes genommen und vorzüglich in seinem ersten Teil, der sich leider noch immer vorzugsweise mit dem Lesen- und Schreibenlernen beschäftigt und in der möglichst vollkommenen und möglichst schnellen Erreichung dieses Zieles seine Hauptaufgabe sieht, wirkt er in dem gekennzeichneten Sinne. Man zergliedere einmal die Übungen des Lesenlernens und man wird finden, daß hier eine solche Fülle geistiger Aufgaben zu lösen ist, daß der alte aus der Naturgemäßheit des Unterrichts sich ergebende Satz „Vom Leichten zum Schweren, vom Konkreten zum Abstrakten“ gleich im Beginn des Schulunterrichts auf den Kopf gestellt erscheint. Die Kinder bringen einen unglaublichen

Schatz frischer treibender Kraft mit in die Schule. Anders wäre die Bewältigung des Pensums im ersten Schuljahr undenkbar. Wir können überzeugt sein, nach ein oder zwei Jahren Schulunterricht wären die Kinder nicht imstande, in der gleichen Zeit ein gleiches Maß geistiger Arbeit zu bewältigen. Man vergleiche doch das übliche Pensum im ersten Schuljahr mit dem Pensum im zweiten oder dritten! Wie klein erscheint der Fortschritt hier gegenüber dem Riesenschritt im ersten Jahr! Das frische Drauflosgehen, eine Gewöhnung aus der freien Zeit der häuslichen Erziehung, ist verloren gegangen in der Abhetzung durch rein geistige Arbeit, und jetzt beginnt das Treiben durch Schulzucht und Methodenkünstelei.

Aus der gleichen Quelle, dem forcierten Lesenlernen, fließt die Verkümmerung des Thätigkeitstriebes und die Lesewut. Wir heben beide Übel, wenn wir wieder in gesunde naturgemäße Bahnen einlenken durch Bevorzugung der leiblichen Übungen und der Arbeit als Erziehungsmittel. Seit etwa zehn Jahren haben wir den neuen Weg, der von einzelnen Pädagogen und Philosophen schon lange gepriesen worden ist, energisch beschritten. Die beiden Seiten der menschlichen Natur, die Empfänglichkeit (Rezeptivität) und die Selbstthätigkeit (Spontaneität), werden hinsichtlich ihrer pädagogischen Berücksichtigung im Erziehungsplan eine Verschiebung erfahren. Das durch den bisherigen Schulunterricht umgekehrte Verhältnis wird wieder zu dem natürlichen zurückgedreht werden. Die Rezeptivität, welche in der Erziehung die unbestrittene Herrschaft übte, wird in heilsamer Reaktion der Spontaneität den ihr von Natur wegen gebührenden Vorrang wieder einräumen.

Das ergiebt dann von selbst eine Zurückdrängung der freien Lektüre. Wo heute ein wesentlicher Teil der dem Kinde zur Verfügung stehenden Zeit von der Unterhaltungslektüre angefüllt ist, wird diese allein es sein, die die Kosten der neuen Erziehung trägt. Die Flut der Unterhaltungslektüre wird zurückgedämmt werden, um fruchtbares Ackerland bloßzulegen. Wo umgekehrt die Lektüre gegen Schularbeit, Spiel

und Erwerbsarbeit nicht hat aufkommen können, da wird es sich um eine pädagogische Regelung namentlich der beiden letzten Gebiete handeln müssen. Die Lektüre brauchte in diesem Falle nicht in segensreiche Kanäle eingedämmt zu werden; es müßten im Gegenteil erst die Gräben gezogen werden, von denen aus erquickendes Lebenswasser die Flur des jugendlichen Geistes durchdringt. Diese Arbeit wird leichter sein, als die Überschwemmung zurückzuleiten und das verwüstete und überschlämmte Feld einer gesunden Kultur zurückzugeben.

Die Frage, ob der dem Kinde bisher gebotene Lesestoff zweckentsprechend war oder nicht, wird bei jenem Vorgang nur eine untergeordnete Rolle spielen. Denn die Massen sind durch eine auf dem Wege der Belehrung gewonnene Erkenntnis noch niemals zum Fortschritt bewogen worden. Die treibenden Kräfte, welche die Weltgeschichte machen, bestimmen mit ihren letzten leisen Wellenschlägen auch die Bildungserscheinungen; die Einsicht des Einzelnen steht diesen Bewegungen machtlos gegenüber.

Wir mußten so weit ausholen; denn das Ideal dieser Reformschrift steht und fällt mit der Annahme einer in absoluter Notwendigkeit sich vollziehenden Zurückdrängung der privaten Lektüre der Kinder. Über ein Jahrhundert hat nun schon das spezifische Kinderbuch leere Stunden unserer Jugend mit nichtigem Inhalt gefüllt. Wenn wir nicht dazu gelangen, aus neuen sozialen Aufgaben heraus die brachliegende Zeit natur- und kulturgemäß auszunutzen, so ist jedes Wort gegen Lesewut und schädliche Lektüre in den Wind gesprochen. Nur ein völliger Umschwung in den pädagogischen Ansichten kann ein altes auf Schlendrian und Verwöhnung beruhendes Übel abstoßen. Wenn heute ein großer Teil der Jugend täglich zwei bis drei Stunden mit Lesen hinbringt, so wird eine Einschränkung auf wöchentlich zwei bis drei Stunden nicht zustande kommen ohne die gleichzeitige Einfügung eines völlig neuen oder bisher seitab stehenden Erziehungsmomentes. Und wenn die Ware, die bisher in tausenden von Werken den Jugendschriftenmarkt beherrschte, die eine heiligende Tradition

von hundert Jahren für sich hat und aus unheimlich heimlichen Quellen alljährlich aufs neue eine Flut erzeugt, völlig beseitigt und durch wenige an den Fingern herzählbare Kunstwerke ersetzt werden soll, so ist als Vorbedingung eine völlige Umwälzung in der litterarischen Bildung der Massen und den litterarischen Produktions- und Distributionsverhältnissen zu bezeichnen. Aber auch umgekehrt! Ist eine solche Umwälzung, die der Natur der Sache nach nichts anderes als eine riesige Sinnesänderung des Volkes bedeutet, möglich ohne jene Reform der Lektüre unserer Jugend? Wenn ein kranker Körper gesunden soll, muß der Stoffwechsel wieder in geregelte Thätigkeit kommen; andererseits ist aber diese von der Gesundung abhängig. Eine völlige Umkehr auf dem Erziehungsgebiete, das innig mit dem sozialen Empfinden, dem Gemüt und Intellekt des Volkes zusammenhängt, ist unmöglich ohne vorherige oder gleichzeitige grundstürzende Bewegungen in der großen Welt des Gedankens, des Empfindens und der Produktion. Nichtsdestoweniger hat jeder Mitarbeiter am großen Reformwerk seine Zielpunkte für sich zu setzen. Für's Zusammenstimmen, den Vormarsch auf der ganzen Linie und in ungebrochener Front wirst du die Mächte sorgen lassen dürfen, die außerhalb menschlicher Berechnung in den Fortgang der Dinge eingreifen.

II.

Der Leseunterricht und die freie Lektüre.

Wenn man sehen will, inwieweit die Schule ihrer Aufgabe gerecht wird, muß man ihre Wirkungen im Leben verfolgen. Lehrpläne und Prüfungen sagen nichts; nur das Denken und Handeln, die Arbeit und das Genußleben der Erwachsenen stellen der Schule das authentische Zeugnis aus. Daß hierbei die hemmenden Momente des Lebens berücksichtigt werden

müssen, ist selbstverständlich. Die allgemeine Gültigkeit jenes Maßstabes aber kann nicht angezweifelt werden.

Man verfolge die durch den Leseunterricht entwickelten Fähigkeiten im Leben der aus der Schule entlassenen Jugend, um ein Urteil über diesen Zweig der Schularbeit zu gewinnen. Ein Teil verzichtet freiwillig mehr oder weniger aufs Lesen: die Schule hat es nicht verstanden, den Kindern die Neigung zur Lektüre zu geben oder zu einer dauernden zu machen. Ein anderer Teil fällt auf eine Lektüre, die entweder nutzlos die Zeit totschlägt oder gar verbildende Einflüsse geltend macht: es ist der Schule nicht gelungen, diesen Schülern ein Urteil und eine gesunde Neigung zu vermitteln. Noch ein anderer Teil möchte, einer Neigung oder dem Zufall oder der berufliche Nötigung folgend, in fruchtbringender Weise eine bildende Lektüre pflegen; es fehlt aber an der Fähigkeit, in die Sache einzudringen, und der Eifer erlahmt: die Schule hat das Lesen im höheren Sinne, das in der Fähigkeit besteht, die dargestellten Gedanken zu sammeln und im Zusammenhang zu erfassen, nicht genügend geübt. Wie groß die gekennzeichneten Gruppen sind, braucht hier nicht untersucht zu werden. Sicher ist, daß die Schule ihre Aufgabe im Leseunterricht, die ich als die Ausstattung des Zöglings mit der Neigung und Fähigkeit, von den wertvollen Schätzen unseres Schrifttums selbstthätig seinen Teil sich anzueignen, formulieren möchte, einer großen Schar von Kindern gegenüber nicht erfüllt.

Neben der unterrichtlichen Behandlung des Lesebuches seitens des Lehrers, auf die hier nicht eingegangen werden kann, ist der im Lesebuche gebotene Stoff für dieses Ziel von höchster Wichtigkeit. Die ersten Schullesebücher hatten allgemeinere Zwecke, als nach dem heutigen Stande der Pädagogik dem Leseunterrichte zugewiesen werden können. Sie sollten in erster Linie moralisch einwirken und Wissen vermitteln. Demgemäß wurden sie von dem Verfasser nach den Ansichten, die er von Sittlichkeit und Wissen hat, geschrieben. Jetzt ist allein der nächstliegende Zweck des Leseunterrichts, nämlich in dem eben gekennzeichneten Sinne Lesen zu lehren, maß-

gebend, und demgemäß enthält das Lesebuch der Gegenwart ausschließlich Proben des nationalen Schrifttums.

Auf dem Wege der Kultur, die den Menschen aus seiner Vereinsamung herausheben will zu immer umfangreicherer und innigerer Vergesellschaftung, ist die Einführung des Lesens einer der folgenschwersten Schritte. Es ersetzt den mündlichen Verkehr und übernimmt alle Aufgaben desselben: Mitteilung, Unterhaltung, Belehrung, Überredung, Aufrichtung, Erbauung, Ergötzung. Hinter diesen Aufgaben stehen als die geistigen Mächte des Daseins die Wissenschaft, die Moral, die Religion und die Dichtkunst. Abgesehen von der religiösen und religiös-moralischen Lektüre der kirchgläubigen Kreise, sind es die beiden großen Stoffgebiete der Wissenschaft und der Dichtkunst, aus denen die Bücher der Erwachsenen vornehmlich schöpfen. Aus diesen beiden Gebieten nimmt auch das Lesebuch seine Stoffe. In Rücksicht auf den erziehlichen Zweck der Schule fügt es den Stücken belehrenden und dichterischen Inhalts solche hinzu, die vornehmlich das sittliche Verhalten, die Charakterbildung beeinflussen sollen. Die volkstümliche Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände ist in diesem Jahrhundert so mannichfaltig und zweckentsprechend geworden, daß es nicht schwer scheint, eine Auswahl für das Schullesebuch zu treffen. Was die Dichtwerke betrifft, so hat sich aus unsern volkstümlichen Erzählern und unsern Klassikern ein Stamm abgesondert, an dem kein Lesebuchverfasser vorüber gehen kann. Die Durchforschung unserer modernen Litteratur nach für die Jugend und den Schulgebrauch geeigneten Stücken hat kaum begonnen. Die nach Stoff und Form veralteten Gedichte der vorklassischen Zeit, wie auch die Erzeugnisse der Epigonen, die ohne Persönlichkeit und Ursprünglichkeit die Töne der großen Meister sangen, könnten mit großem Gewinn für die ästhetische Bildung durch moderne ursprüngliche Dichtwerke ersetzt werden.

Schwankend und unsicher ist die Auswahl und die Verwendung der moralischen Stücke. Rein moralische Erörterungen in populärer Form sind selten. Entweder verquickt sich der moralische Gegenstand mit der Religion oder mit der Dichtkunst. Da religiöse Abhandlungen in den meisten Lese-

büchern ausgeschlossen sind, beschränkt sich der moralische Stoff des Lesebuches im allgemeinen auf Fabeln und moralische Erzählungen. Daß diese Erzählungen in überwiegender Mehrzahl einer längst entschwundenen Zeit und für die meisten Schüler fernliegenden Verhältnissen entnommen sind, daß ferner in vielen Lesebüchern die Auswahl der Dichtungen nach moralischen Rücksichten erfolgt, derart, daß Dichtwerke, aus denen sich keine „Lehre“ entwickeln läßt, gern umgangen werden, sei hier nur angedeutet.

Dieselben stofflichen Richtungen finden wir nun in der Jugendlitteratur wieder: die Jugendschrift will entweder belehren, oder moralisch einwirken oder durch Gaben der Muse erfreuen.

Doch kommt hier ein Zweig hinzu, der mit Recht im Lesebuch keine Vertretung gefunden hat, um so ungenierter aber in der Lektüre Erwachsener sich breit macht, — die Unterhaltungslitteratur. Die Unterhaltung durch Lesen kann in einer naturgemäßen Erziehung keinen Platz beanspruchen. Das Unterhaltungsbedürfnis ist der menschlichen Natur eigentümlich. Aber es ist hier ein wesentlicher Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern. Während bei jenen alle Arten der mündlichen Unterhaltung vom Klatsch bis zur Causerie beliebt sind, alle auf dem Prinzip des Pendels beruhend, das zugleich retardiert und anstößt, ist bei der Jugend das Spiel die natürliche Unterhaltung. Die gesprächsweise Unterhaltung ermöglicht zugleich, das Ruhebedürfnis des Körpers bei Erwachsenen zu befriedigen; das Spiel der Kinder, deren Körper ein solches Ruhebedürfnis in wachem Zustande nicht kennt, ist eine Äußerung des das Leben des Kindes so wesentlich beherrschenden Thätigkeitstriebes.

Seit die Schriftstellerei ein Geschäft geworden ist, haben wir in den Unterhaltungsschriften einen litterarischen Ersatz für jene natürliche Unterhaltung. Die Unterhaltungslitteratur nimmt teils die Form der Dichtung, namentlich des Romans, an und greift damit unberechtigterweise in ein fremdes Gebiet über, teils hat sie als Feuilleton ein geistreiches Surrogat der gehaltvollen Konversation und der Causerie geliefert. Nur dies

echte Feuilleton, daß der Esprit der Franzosen erzeugt hat, ist ein vollberechtigter litterarischer Ersatz für die Plauderei. Neben dem Feuilleton, das in Deutschland ein kümmerliches Dasein fristet, schwillt eine Sintflut von Unterhaltungsbüchern und Journalen, die alle mit einander das gemein haben, daß in ihnen Diebstahl an fremden Formen und Gebieten begangen wird: gemeiner Klatsch geht im Kleide der Dichtung einher. Ein Feuilleton für die Jugend giebt es nicht; was seine Seele ist, Witz und Geist, ist dem kindlichen Sinne nicht gemäß. Der Jugend bleibt als litterarisches Unterhaltungsmittel also nur das poetische Surrogat, d. h. die unterhaltenden Jugendschriften.

Unterhaltung in der Form der Dichtung — in diesem Begriff liegt das ganze Elend der Jugendschriftstellerei beschlossen. So streng, ja instinktiv der Leseunterricht die Unterhaltungslitteratur von seinen Stoffen ausschließt, so unbeschränkt herrscht sie in der freien Lektüre der Kinder, selbst in der aus der Schülerbibliothek bezogenen. Diese unglaubliche Inconsequenz kann nur aus einer Unterschätzung, ja Geringschätzung der Dichtkunst erklärt werden. Daß die Schule die Unterhaltungslektüre in ihren Stunden nicht duldet, hat keineswegs einen litterarischen Grund; man will die gesunde Denkweise und die Arbeitslust des Kindes nicht gefährden. Man trägt Bedenken, in der Schulstunde eine Sache zu treiben, die in ihrer unbeaufsichtigten Ausübung moralisch bedenklich werden kann. Unter dieser moralischen Betrachtungsweise leidet auch der Leseunterricht, sofern er poetische Stoffe bearbeitet. Die Stoffauswahl ist der Behandlung vorausgeeilt. Es giebt, wie bemerkt, einen festen Bestand dichterischer Erzeugnisse, die in keinem Lesebuche fehlen; aber die Erkenntnis, daß das Gedicht da ist, um genossen zu werden, und daß die Behandlung nicht mehr und nicht weniger als die Einführung in seinen poetischen Genuß bezweckt, hat sich noch lange nicht überall Bahn gebrochen.

Was thut der Leseunterricht für die litterarische Bildung? Wo die Überzeugung von der Ersprießlichkeit der litterarischen Bildung (der Fähigkeit, poetisch zu genießen) in der Lehrer-

welt nicht vorhanden ist, fehlt die Grundbedingung für einen litterarische Bildung vermittelnden Leseunterricht. Wenn man die gangbaren Erläuterungen und Anleitungen zur Behandlung poetischer Lesestücke zum Maßstab nehmen will, so ist die litterarische Behandlung der klassischen Proben in der Schule nicht entfernt die Regel. Der Lehrerstand nimmt, wie das nicht anders sein kann, an der allgemeinen Abkehr der Gebildeten von der Poesie teil. Eine stärkere Betonung der künstlerischen Erziehung im Seminarunterrichte würde hier für die Volksschule vieles bessern können. Aber wo bleibt die Hoffnung, von dieser Seite Bannerträger der Poesie heranziehen zu sehen, wenn man erwägt, daß im vielgestaltigen Unterrichtswesen des Deutschen Reiches keine einzige Schulgattung derart gründlich in Stagnation verfallen ist, wie das Seminar?

Aber gesetzt, der Lehrer genügt den Anforderungen, welche die litterarische Bildung an ihn stellt, so möchte wohl in den höheren Schulen mit ihrem weitausgedehnten Unterricht und ihrer die Privatlektüre der Kinder in den Dienst des Unterrichts stellenden Einrichtungen ein ersprießliches Resultat zu erzielen sein. Aber die Volksschule! Die allermeisten Schulen für die großen Volksmassen müssen sich darauf beschränken, im Lesebuche neben vielen realistischen und historischen, sowie neben vielen minderwertigen, aber als Leseübungsstoffe geeigneten poetischen Stücken von unserer klassischen Litteratur einige prosaische Bruchstücke, einige Balladen und Lieder den Kindern vorzuführen. Nur unter günstigen Verhältnissen ist die Lektüre einer oder zweier Dramen, dieser oder jener Novelle angängig. Eine Vertiefung aber, welche ästhetische Geschmackskultur und liebende Begeisterung für die große Kunst zu erzeugen imstande wäre, ist bei zwei oder drei Lesestunden wöchentlich unmöglich. Es ist vorgeschlagen worden, dem Litteraturunterricht eine centrale Stellung im Lehrplan der Volksschule zu geben. Wenn es möglich und ersprießlich gewesen ist, die deutsche Jugend der Gelehrtenschule durch einen alle andern Fächer an Stundenzahl und Wichtigkeit überragenden Unterricht in die klassische

Litteratur der Griechen und Römer einzuführen, sollte es da nicht weit leichter und weit ersprießlicher sein, die deutsche Jugend der Volksschule in die klassische Litteratur der Deutschen einzuführen? Welche Fülle von Bildungsmomenten in intellektueller und sittlicher Hinsicht sich ergeben würde, wenn des Kindes Seele im Leseunterrichte mit dem Geiste unserer großen Dichter erfüllt werden könnte — das auseinanderzusetzen ist hier nicht der Ort. Aber es muß hier in diesem Zusammenhange darauf hingewiesen werden, daß aus einem solchen Leseunterrichte, der an bevorzugter Stelle im Lehrplan stände und welchen Lehrpersonen mit poetischer Empfindung und litterarischer Bildung erteilten, der Gewinn eines sichern Gefühls für Schönheit und reiner Freude an der Lektüre unserer Litteraturschätze hervorgehen müßte.

Dem Schulunterrichte ist allerdings eine Schranke gesetzt, die unübersteiglich ist. Das ist die Unreife des Kindes. Die Volksschule entläßt ihre Zöglinge, bevor in der Regel das Kindesalter überschritten ist, und jene Welt von Gefühlen, die erst dem Jüngling und der Jungfrau aufgehen, und die dem Dichter die hervorragendsten Objekte für die poetische Gestaltung liefern, ist für die Volksschule kaum verwertbar. Es ist vergeblich, solche Gegenstände dem poetischen Empfinden des Kindes näher bringen zu wollen, für welche ihm noch der natürliche Sinn abgeht. Diese Thatsache weist aber gebieterisch auf eine Ergänzung des Schulunterrichts hin. Vom pädagogischen und allgemein kulturellen Standpunkte ist eine solche längst anerkannt, und die Einrichtung von allgemeinen Fortbildungsschulen ist im Prinzip überall gutgeheißen. Nirgends kann der sittigende Einfluß der poetischen Lektüre deutlicher hervortreten als hier. Das aus der Schule entlassene Kind, das in die Werkstatt, die Fabrik, den Dienst eintritt — es ist Gefahren ausgesetzt, die um so drohender sind, als sich die Neuheit der Verhältnisse mit dem erwachenden Trieb vereinigt, um den werdenden Menschen in die Irrgänge des Lebens hineinzuziehen. Und welche Macht steht ihm da stählend zur Seite? Die Lektüre? Ich rufe ein nur zu gewöhnliches Bild vor das Auge des Lesers, wenn ich an jene halbwüchsigen Burschen erinnere,

die, mit einem Packen beladen und ein 25 Pfennig-Heft krampfhaft vor die Augen haltend, durch unsere Straßen gehen. Das empfängliche und bestimmbare Gemüt, aufgethan, den köstlichen Schatz und unvergänglichen Hort unserer nationalen Poesie in sich zu unverlierbarem Eigentum aufzunehmen — es füllt sich mit dem Unsinn der Schundlitteratur und nimmt Muster auf, die für alle spätere Lektüre von verhängnisvoller Bedeutung sind. Hier muß Wandel geschafft werden. Und kein Kulturfaktor ist so sehr berechtigt, sich zur Handreichung heranzudrängen, wie die litterarische Bildung. Sie kann mit dem Befähigungsnachweis auftreten, daß sie in hervorragendem Maße die intellektuelle und moralische Bildung fördert, zugleich aber einen selbsteigenen Wert von ungeheurer Wichtigkeit für Kultur und Lebensfreude besitzt. Und keine Zeit ist so günstig nach jeder dieser Richtungen hin, die poetische Lektüre fruchtbar zu gestalten, als eben das knospende Alter, wo die poetischen Empfindungen gleichsam unter der Decke schlummern, um beim warmen Hauch anregender Unterweisung in beglückender Frühlingspracht hervorzubrechen. Wo es allgemeine Fortbildungsschulen giebt, und auch in den meisten gewerblichen, wird deutsche Rechtschreibung und Grammatik gelehrt. Der Hülle und dem toten Gerippe wendet man überall den größten Eifer zu, dem herrlichen Leib der deutschen Sprache, wie er in lebendiger Schöne in den klassischen Denkmälern unserer Litteratur sich zeigt, kehrt man respektlos den Rücken.

Der Leseunterricht sündigt noch in einer andern Hinsicht an der Erziehung zu einer ersprießlichen Lektüre. Die erste Stufe des Leseunterrichts arbeitet wesentlich an einer Überwindung mechanischer Schwierigkeiten, dem Sammeln der Lautzeichen durch das Auge, die Umsetzung in Laute und ihre Verbindung zu Worten. In diesen Übungen, obzwar sie eine große Menge geistiger Arbeit darstellen, besteht nicht der bildende Wert des Leseunterrichts, sondern in der Einführung in die Lektüre. Jene Vorstufe des mechanischen Lesens wird nun in der Regel auf Kosten der bildungschaffenden Einführung über Gebühr ausgebaut. Die Forderungen des Lebens

und der formalen Bildung kommen zu kurz. Die mechanische Lesefertigkeit wird zu einem Grade gefördert, der vom Leben nur in besonderen Berufsfällen gefordert wird und bei dessen Gewinnung von Kraftbildung kaum geredet werden kann. Darüber wird versäumt, den Schüler mit denjenigen Fähigkeiten auszurüsten, die ihn in den Stand setzen, die im Leben auf ihn eindringende Flut der Lesestoffe zu seinem Vorteile zu verwenden.

III.

Die Aufgabe der poetischen Jugendlektüre.

Muß die Jugendschrift immer und unter allen Umständen als Erziehungsmittel gefaßt werden? Diese Frage ist unbedingt zu bejahen, selbst wenn wir Erziehung im engeren und strengeren Sinne bewußter Einwirkung nehmen.

Schon das bekannte Wort Herders: „Ein Buch hat oft auf eine ganze Lebenszeit einen Menschen gebildet oder verdorben“, sowie die Bedeutung, die wir allgemein dem Leseunterrichte in erziehlicher Hinsicht beilegen, sprechen dafür, daß die Jugendschrift ausnahmslos unter dem Gesichtspunkt bewußter erziehlicher Einwirkung zu betrachten ist. Auch von diesem Gesichtspunkte aus ist also jenem großen Teil der Jugendlitteratur, der von den Autoren selbst zur Unterhaltung der Leser bestimmt ist, von vornherein die Berechtigung abzusprechen. Die Autoren entsprechen nur den Absichten der Eltern: Die Jugend muß ja so viel Zeit totschlagen, sorgen wir dafür, daß es auf möglichst gefahrlose Weise geschieht und so, daß wir dabei der Überwachung enthoben sind. Es ist ein schlimmes Zeichen sowohl für die pädagogische Einsicht der Eltern, als auch für den gesellschaftlichen Zustand, daß sie die kostbare Jugendzeit ihrer Kinder nicht höher schätzen oder nicht höher schätzen dürfen. Es ist im ersten Kapitel darauf hingewiesen, daß in dieser Hinsicht allmählich

eine Wandlung zum Besseren eintritt, indem die leeren Stunden der Kinder mehr und mehr durch Spiel und Arbeit ausgefüllt werden. Das natürliche Bedürfnis der Kindesnatur tritt wieder an die Stelle jenes auf Grundlage der epischen Neigung durch den Leseunterricht künstlich hervorgerufenen Bedürfnisses, auf das die Hochflut der Jugendlitteratur sich gründet. Das lesende Kind ist ein Produkt der Kultur, und das zu seiner Unterhaltung lesende Kind ein Produkt der Überkultur oder der Barbarei in der Kultur. Denn sowohl die über ihre natürlichen Grenzen hinausgehende Bildung, wie auch Unwissenheit, Not und sonstige kulturwidrige Verhältnisse können die im Kinde schlummernden Kräfte zu einer Bethätigung verleiten, die außerhalb der drei gekennzeichneten naturgemäßen Gebiete — Spiel, Arbeit, Geschichtenhören — liegt.

Die landläufige Auffassung von unserem Thema, welcher nach volkswirtschaftlichen Gesetzen die Besonderheit der schriftstellerischen Produktion entsprechen muß, kennt außer oder neben der Unterhaltung noch höhere Zwecke der Jugendlektüre — die Belehrung und Veredelung. Bei tausenden von Jugendschriften finden sich diese Zwecke, einzeln, vereint oder gar in Verbindung mit dem lockenden „zur Unterhaltung" im Titel ausdrücklich angegeben. Belehrung und Veredlung! Zwei für die meisten Eltern so einleuchtende und erwünschte Ziele! Die Lehrbücher der Schule, mit denen die Eltern das Kind tagtäglich hantieren sehen, dienen ausschließlich zur Belehrung; auch das Lesebuch fassen sie, teilweise von ihrer eigenen Schulzeit her, wo die Auffassung in der That in vielen Fällen zutraf, ausschließlich als Lernbuch. Was Wunder, wenn auch für die der freien Lektüre dienenden Kinderbücher ohne Ausnahme dieser Zweck untergeschoben oder gewünscht wird! Die Veredlung ihrer Kinder liegt selbst den verkommensten Eltern am Herzen. Wenn Ziel und Methode der häuslichen Erziehung noch so roh, verworren und zweckwidrig sind — daß das Kind moralisch gebessert werden müsse und daß das Wort dazu in erster Linie tauglich ist, gilt der Dutzenderziehung, die rein instinktiv und gewohnheitsgemäß nach Tradition und Beispiel handelt, für selbstverständlich. Daß

für das Wort als Ersatz das Buch eintreten kann, gilt für ebenso selbstverständlich; sind doch Bibel, Katechismus und Gesangbuch hier die alten bekannten und maßgebenden Beispiele.

Belehrung und Veredlung oder Wissenschaft und Sittlichkeit sind auch die Angelpunkte aller öffentlichen Erziehung. Es ist nun gewiß ein erstrebenswertes Ziel, durch den Leseunterricht und die Lektüre das Kind fähig zu machen, daß es selbständig aus Büchern Belehrung und Besserung schöpfe. Aber es darf nicht vergessen werden, daß jeder Stoff eine Form verlangt, die ihm eigentümlich zugehört. Mit dem Aufschwung der Naturwissenschaften ging ein namentlich von englischen Gelehrten gefördertes Popularisierungsbestreben Hand in Hand, und wir haben infolgedessen eine ganze Anzahl von naturwissenschaftlichen Schriften, die der Jugend verständlich und dienlich sind und gleichwohl der Würde der Wissenschaft nichts vergeben. Nicht gleich erfreulich liegen die Verhältnisse auf den Gebieten der Geographie und Geschichte. Jene hat verhältnismäßig wenige Bearbeiter gefunden; diese dient den Autoren in der Regel zu Zwecken, die mit der Wissenschaft nichts zu thun haben.

Die moralische Besserung (d. i. „Veredlung“) glaubten die Philanthropen, die Begründer der specifischen Jugendlitteratur, wesentlich durch Belehrung erreichen zu können. Was Wunder, daß sie eine große Zahl moralischer Abhandlungen schufen, die den spröden Stoff der Sittenlehre dem kindlichen Verständnis und Interesse nahe bringen sollten. Dauerndes ist nicht erreicht worden. Seit die Ethik nicht mehr als ausschließliche Domäne der Theologen angesehen wird, sondern vielmehr als selbständige Wissenschaft und Lebensübung zu erstarken beginnt, ist zu hoffen, daß auch die populäre Litteratur Gewinn von dieser Wendung ziehen wird. In Amerika, England und Italien scheinen Anfänge gemacht zu sein. Ein Litteraturzweig, der wesentlich auf Charakter und Willen zu wirken geeignet ist und auch dem kindlichen Verständnis in manchen guten Werken genügend nahe kommt, ist die Biographie.

Aber die Zahl der Schriften, aus denen die Jugend Gewinn für Wissen und Charakter ziehen kann, ist verschwindend klein gegenüber der Unmasse von Jugendschriften, welche Belehrung und Veredlung in unangemessener Form anstreben. Es ist jedermann klar, daß es absurd wäre, die Entwicklung des Maikäfers in Form eines Dramas oder einen chemischen Prozeß in der Form eines lyrischen Gedichts darzubieten. Nicht so einig ist das Urteil, wenn, wie häufig geschieht, ein Autor verspricht, die Geschichte des 30jährigen Krieges in Romanform zu lehren oder die Verwerflichkeit der Trägheit und die Ersprießlichkeit des Fleißes in novellistischer Form eindringlich vor Augen zu stellen. Sicherlich verdienen solche Endabsichten alles Lob, aber der Weg ist verwerflich. Die Dichtkunst kann und darf nicht das Beförderungsmittel für Wissen und Moral sein. Sie wird erniedrigt, wenn sie in den Dienst fremder Mächte gestellt wird. Gegenwärtig sind es, den politischen Zeitverhältnissen entsprechend, mehr der Patriotismus und die Religion, die das Gewand der dichterischen Form für ihre Zwecke mißbrauchen. Der größte Teil der specifischen Jugendlitteratur besteht aus Tendenzschriften. Und wenn eine Tendenzschrift unter Umständen eine große That, vielleicht auch nach der künstlerischen Seite hin, darstellt, so ist sie doch in Rücksicht auf die geringe Urteilsfähigkeit der Kinder in der Jugendlitteratur durchaus zu verwerfen. Warum die dichterische Form schon um der Tendenz willen nicht mißbraucht werden soll, mag im folgenden Kapitel erörtert werden. Hier muß darauf hingewiesen werden, daß der Mißbrauch der dichterischen Form die Dichtkunst in Mißkredit bringt. Sowohl aus pädagogischen wie aus sozialpolitischen Gründen muß die künstlerische Erziehung der Jugend mehr in der Vordergrund treten. Der erste Schritt dazu ist, die Dichtkunst aus der Aschenbrödelstellung herauszuheben, die sie in der Schätzung großer Volkskreise jetzt einnimmt. Die Jugend mit den Erzeugnissen jener tendenziösen Jugendschriftstellerei nähren, heißt dem Banausentum immer neue Opfer zuführen, dem Volke den litterarischen Genuß, der Litteratur den naturgemäßen Nährboden entziehen.

Wollen wir die Jugend zum Genießen erziehen, so müssen wir ihr Bücher geben, die sie um des Genusses willen liest. Das sind die Erzählungen, Märchen, Sagen, Gedichte, kurz Bücher in dichterischer Form. Ein solches Buch soll das Kind genießen. Nun fehlt aber dem Kinde Maß und Urteil, und so wie wir die Genüsse seines Gaumens auswählen und regeln müssen, so auch die des ästhetischen Sinnes. Die elendeste Indianergeschichte kann dem Kinde hohen Genuß gewähren. Die Überfülle gewaltthätiger Ereignisse, die übermenschlichen Kraftnaturen, das Pathos der Sprache — diese wesentlichsten Merkmale der Indianergeschichte, wie des Hintertreppenromans, begegnen im Kinde einem lebhaften Bedürfnis. Die Befriedigung desselben gewährt dem Kinde Genuß, und derselbe wird nicht, wie bei dem litterarisch Geschulten, gestört durch den Sinn für das Maß und durch Bedenken der Logik und der Erfahrung. Die litterarische Genußfähigkeit ist im Kinde nur in der Anlage vorhanden, und aus diesem Keim kann ich ebensogut den starken herrlichen Baum, wie kriechendes Gestrüpp ziehen. Ob das Kind diese oder jene Richtung einschlägt, hängt, von starken Naturen, die sich auf jeden Fall ihren Weg selbständig bahnen, abgesehen, wesentlich von der Erziehung, insbesondere von der Lektüre ab. Die Erziehung kann in diesem Falle nicht zweifelhaft sein, welchen Weg sie einschlagen will. Sie muß die litterarische Genußfähigkeit dem unkultivierten Sensationsbedürfnis vorziehen; sie muß das schon im Interesse der intellektuellen und sittlichen Bildung, wenn sie auch, wie ja leider bisher gebräuchlich, die ästhetische hintansetzen wollte.

Wie aber muß die Jugendlektüre beschaffen sein, um die Jugend zur litterarischen Genußfähigkeit zu erziehen? Wer schwimmen lernen will, muß ins Wasser, und die Jugend kann keinen Genuß an litterarischen Kunstwerken gewinnen, wenn ihr keine dargeboten werden. Die ganze ästhetische Erziehung beruht wesentlich auf der Einwirkung von Mustern. Für schöpferische Geister kann das nicht gelten; in ihnen nächst das Neue; und das Alte, schon Geschaffene, auf das sich der ästhetische Genuß richtet, wird sie in vielen Fällen

kaum beeinflussen, geschweige bilden. Aber dem Durschchnittsmenschen, für den alle Maßnahmen der Erziehung berechnet sein müssen, wird sein Geschmack immer durch die ihm mit Absicht oder durch den Zufall gebotenen Muster angewöhnt. „Betrachtet man“, heißt es in Rein's Handbuch der Pädagogik, „den Geschmack als eine Art der Gewohnheit, so erhellt, daß Umgang und Gewöhnung seine mächtigsten Erzieher. Man versetze einen Menschen in das wohlgewählte Bereich einer angemessenen sinnlichen Erfahrung, und Lust und Bedürfnis wachsen in wechselseitiger Unterstützung. Auch dem relativ Stumpfen kann auf diese Weise ein passiver Geschmack anerzogen werden. . . . Theoretische Hilfen bleiben wirkungslos und erkälten; aber das geistige Auge richten, den entscheidenden Punkt bezeichnen, unmittelbar die Sache wirken lassen, ein Gedicht z. B. nicht rühmen, aber so lesen, daß es packt, ein Musikstück zu Gehör bringen, wie es sein soll — das sind die einfachen Wege der Geschmacksbildung.“ — Erkennt man diese Auffassung für berechtigt an, so ist zweierlei klar: Erstens, daß man die Jugend, um ihren litterarischen Geschmack zu bilden, oder, was dasselbe ist, um sie für den poetischen Genuß zu befähigen, echte Dichterwerke genießen lassen muß; zweitens — und das ist womöglich noch wichtiger als jene positive Forderung — daß man solche Bücher, die unter der äußern Form einer Dichtung das Machwerk eines ohnmächtigen Dichterlings oder die belehrenden, moralisierenden, religiösen oder politischen Erörterungen eines Tendenzschriftstellers bieten, strenge von der Lektüre der Jugend ausschließen soll.

Die Jugendschrift in dichterischer Form muß ein Kunstwerk sein. Litterarische Kunstwerke gehören aber der allgemeinen Litteratur an, uud so würde die spezifische Jugendlitteratur keine Existenzberechtigung besitzen. Das ist in der That ein Punkt von der allergrößten Bedeutung. Der Begriff der Jugendlitteratur in dem Sinne eines Schrifttums, das eigens für die Jugend geschaffen ist und im allgemeinen auch nur für die Jugend Interesse haben kann, muß fallen. „Wenn du für die Jugend schreiben willst,

so darfst du nicht für die Jugend schreiben.“ In diesem Paradoxon formulierte sich Theodor Storm die Aufgabe der Jugendschriftstellerei, als er, einer Aufforderung Julius Lohmeyers folgend, die köstliche Novelle „Pole Poppenspäler“ für die „Deutsche Jugend“ schrieb. „Denn es ist,“ fährt er fort, „unkünstlerisch, die Behandlung eines Stoffes so oder anders zu wenden, je nachdem du dir den großen Peter oder den kleinen Hans als Publikum denkst. Durch diese Betrachtungsweise aber wurde die große Welt der Stoffe auf ein nur kleines Gebiet beschränkt. Denn es galt einen Stoff zu finden, der, unbekümmert um das künftige Publikum und nur seinen innern Erfordernissen gemäß behandelt, gleichwohl wie für den reifen Menschen, so auch für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend geeignet war.“ Dies Evangelium der Jugendlektüre ist wirkungslos verhallt. Jahr aus Jahr ein flutet ein Strom specifischer Jugendlitteratur daher, überschwemmt, alljährlich einmal aus den vollen Ufern tretend, die Weihnachtstische der deutschen Jugend und verwässert und verwüstet ihren natürlichen ästhetischen Sinn.

Nur unsere echten Dichter sollen unsere Jugendschriftsteller sein, und was sie nach Stoffwahl und nach Art ihrer dichterischen Ausdrucksmittel „für das Verständnis und die Teilnahme der Jugend“ Geeignetes schaffen, kann durch diese Erweiterung des Hörerkreises nichts von seinem allgemein litterarischen Wert verlieren. Storms „Pole Poppenspäler“ und Goethes „Der getreue Eckart“ bleiben Kunstwerke und werden immerfort jeden künstlerisch empfindenden Leser mit dem Zauber der Poesie überschütten, ob sie gleich Jugendlektüre sind. An der Gemeinsamkeit der litterarischen Quelle für Erwachsene und für Kinder hat die Erziehung das allergrößte Interesse. Erst seit den Philanthropen haben wir die unselige Trennung zwischen Kinderbuch und Buch für Erwachsene. Goethe konnte noch von seiner Jugendzeit berichten: „Man hatte zu der Zeit noch keine Bibliotheken für Kinder veranstaltet. Die Alten hatten selbst noch kindliche Gesinnungen und fanden es bequem, ihre eigene Bildung der Nachkommenschaft mitzuteilen. Außer dem Orbis pictus des Amos Comenius

kam uns kein Buch dieser Art in die Hände.“ Er giebt uns an dieser Stelle einen Einblick in die gemeinsam benutzte Familienbibliothek, in dem er fortfährt: „Aber die große Foliobibel mit Kupfern von Merian ward häufig von uns durchblättert; Gottfrieds Chronik mit Kupfern desselben Meisters belehrte uns von den merkwürdigsten Fällen der Weltgeschichte; die Accerra philologica that noch allerlei Fabeln, Mythologien und Seltsamkeiten hinzu; und da ich gar bald die Ovidischen Verwandlungen gewahr wurde, und besonders die ersten Bücher fleißig studierte, so war mein junges Gehirn schnell genug mit einer Masse von Bildern und Begebenheiten, von bedeutenden und wunderbaren Gestalten und Ereignissen angefüllt, und ich konnte niemals Langeweile haben, indem ich mich immerfort beschäftigte, diesen Erwerb zu verarbeiten, zu wiederholen, wieder hervorzubringen.“

„Einen frömmern sittlichern Effekt als jene mitunter rohen und gefährlichen Altertümlichkeiten machte Fenelons Telemach, den ich erst nur in der Neukirchischen Übersetzung kennen lernte, und der, auch so unvollkommen überliefert, eine gar süße und wohlthätige Wirkung auf mein Gemüt äußerte. Daß Robinson Crusoe sich zeitig angeschlossen, liegt wohl in der Natur der Sache; daß die Insel Felsenburg nicht gefehlt habe, läßt sich denken. Lord Ansons Reise um die Welt verband das Würdige der Wahrheit mit dem Phantasiereichen des Märchens, und indem wir diesen trefflichen Seemann mit den Gedanken begleiteten, wurden wir weit in alle Welt hinausgeführt, und versuchten, ihm mit unsern Fingern auf dem Globus zu folgen. Nun sollte mir auch noch eine reichlichere Ernte bevorstehen, indem ich an eine Masse Schriften geriet, die zwar in ihrer gegenwärtigen Gestalt nicht vortrefflich genannt werden können, deren Inhalt jedoch uns manches Verdienst voriger Zeiten in einer unschuldigen Weise näher bringt.“

„Der Verlag oder vielmehr die Fabrik jener Bücher, welche in der folgenden Zeit unter dem Titel: Volksschriften, Volksbücher bekannt und sogar berühmt geworden, war in Frankfurt selbst, und sie wurden wegen des großen Abgangs mit stehenden Lettern auf das schrecklichste Löschpapier fast

unleserlich gedruckt. Wir Kinder hatten also das Glück, diese schätzbaren Überreste der Mittelzeit auf einem Tischchen vor der Hausthüre eines Büchertrödlers täglich zu finden, und sie uns für ein paar Kreutzer zuzueignen. Der Eulenspiegel, die vier Haimonskinder, die schöne Melusine, der Kaiser Oktavian, die schöne Magelone, Fortunatus mit der ganzen Sippschaft bis auf den ewigen Juden, alles stand uns zu Diensten, sobald uns gelüstete, nach diesen Werken anstatt nach irgend eine Näscherei zu greifen. Der größte Vorteil dabei war, daß, wenn wir ein solches Heft zerlesen oder sonst beschädigt hatten, es bald wieder angeschafft und aufs Neue verschlungen werden konnte."

Goethe berichtet in seiner Selbstbiographie weiter, daß er Homer und Virgil kennen gelernt habe. Von den Dichtern der neueren Zeit heißt es: „In meines Vaters Bibliothek hatte ich bisher nur die früheren, besonders die zu seiner Zeit nach und nach heraufgekommenen und gerühmten Dichter gefunden. Canitz, Hagedorn, Drollinger, Gellert, Creuz, Haller standen in schönen Franzbänden in einer Reihe. An diese schlossen sich Neukirchs „Telemach", Koppens „Befreites Jerusalem" und andere Übersetzungen. Ich hatte diese sämtlichen Bände von Kindheit auf fleißig durchgelesen und teilweise memoriert, weshalb ich denn zur Unterhaltung der Gesellschaft öfters aufgerufen wurde." Die ergötzliche Schilderung von dem Enthusiasmus, mit dem Klopstocks „Messias" von dem Knaben und seiner Schwester traktiert wurde, ist bekannt. Die französische Einquartierung brachte die Bekanntschaft mit den französischen Dramatikern, besonders Racine, Molière und Corneille.

Ich habe die Goethe'sche Jugendlektüre so vollständig aufgeführt, um den unendlichen Abstand zwischen einst und jetzt vor das Auge zu stellen. Dort die Mythen und Heroengeschichten der Alten, Homer, Virgil, die Volkssagen des Mittelalters, die Bibel, die Chroniken der Vaterstadt und der Welt, die neueren Dichter, Klopstock's Messias, Racine, Molière, Corneille, hier — Nichtigkeiten nach Stoff und Form, nämlich unsere Jugendlitteratur!

Nun soll ein wichtiger Punkt nicht unbeachtet bleiben — der Wundergeist des Kindes Wolfgang. Gewiß, diese Bibliothek mit dem Bedeutendsten und Schönsten, was die Menschheit erdacht, hat nicht jeder lesende Knabe der vorphilanthropistischen Zeit in sich aufgenommen. Aber darauf kommt es nicht an. Wesentlich an diesem Beispiel ist die Thatsache, daß die Quelle litterarischen Genusses für die ganze Familie gemeinsam war. Das lag nicht lediglich an dem Mangel einer Kinderlitteratur, so daß jene Lektüre für die Kinder ein Notbehelf gewesen wäre, sondern war, wie eine Reihe von Zeugnissen beweist, bewußte Eigenart der damaligen Erziehung.

Das wurde anders, als infolge der bahnbrechenden Gedanken Rousseaus und der Philanthropen in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts das Kind als wichtigster Gegenstand öffentlicher und privater Wohlfahrtsbestrebungen aus dem bergenden Kreis der Familie herausgehoben wurde. Da war es mit der einheitlichen Familiengesinnung, die das Kind völlig in Geist und Wollen der Erwachsenen aufgehen ließ, vorbei. Zwischen Kindern und Erwachsenen that sich eine tiefe Kluft auf. Dort auf erhöhtem Sockel das Kind, hier, anbetend und in dienendem Eifer sich selbst vergessend, der Mann. Es war das Extrem jener absoluten Unterordnung, die früher das Verhältnis zwischen Eltern und Kind bestimmt hatte. Was Fröbel später in seinem Wort: „Kommt, laßt uns unsern Kindern leben" aussprach, ward allgemeine Gesinnung. Alles für das Kind! Und bald war kein Mittel zu kindisch, es wurde in den Dienst der Erziehung gestellt. Hier setzte nun auch das spezifische Kinderbuch ein. *) Was nur im Bereiche der Feder lag, Wissenschaft, Religion, Ethik, Poesie, wurde in kindsgemäße Form gebracht und dem kleinen Leser als leicht verdauliche Kost vorgesetzt. Daß jeder Stoff ein Recht auf eine ihm eigentümliche Form hat, die nur innerhalb gewisser Grenzen gemodelt werden kann, schien

*) Daß schon im 17. und 16., ja sogar im 15. Jahrhundert, abgesehen von den Schulbüchern, vereinzelt ein für die Jugend ausschließlich bestimmtes Buch auftritt, spricht nicht gegen jenen allgemeinen Satz.

ganz vergessen. Daß das Kind nach seinen Kräften an den Litteraturerzeugnissen für die Erwachsenen seinen Geist bilden und ergötzen könne, lag dem überpädagogischen Zeitalter gänzlich fern.

Die Entwicklung, welche die Jugendlektüre seit über 100 Jahren gemacht hat, läßt sich nicht einfach aufheben. Es ist unmöglich, zu dem von Goethe geschilderten Zustand zurückzukehren. Gleichwohl darf im Interesse der künstlerischen Erziehung von dem Grundsatze, daß die dem Kinde zur Lektüre gegebenen Dichtungen als Normen Kunstwerke seien, nicht abgelassen werden. Es bleibt nichts übrig, als eine Auswahl zu treffen, die einerseits den pädagogischen Anforderungen, welche wir zu erheben gewohnt und von unserm Erziehergewissen gedrängt sind, entsprechen und die andererseits doch künstlerische Qualitäten besitzen.

Diese Entgegensetzung hat nur so lange Sinn, als die künstlerische Erziehung noch nicht ein gleichberechtigter Teil der allgemeinen Erziehung ist. Sind das Kunstwerk und die von demselben erforderte besondere unterrichtliche Behandlungsweise in die Pädagogik aufgenommen, so wird es genügen, von pädagogischen Anforderungen der dichterischen Jugendschrift zu sprechen. Vorderhand liegt die Sache leider so, daß die Pädagogik auf Grundlage des vom Wesen der kindlichen Natur erlangten Einsicht aus ethischen oder intellektuellen Gründen ohne Berücksichtigung der künstlerischen Bedürfnisse ihre Regeln aufstellt und vielfach mit jenen in Konflikt gerät. Die bisherige Jugendschriftenkritik hat sich im wesentlichen darauf beschränkt die allgemein gültigen Wahrheiten der Erziehungslehre auf die Jugendschrift anzuwenden. Sie hat die Forderungen des Unterrichts und der ethischen Erziehung vertreten und die Jugendschrift daraufhin angesehen, inwieweit sie diese beiden Seiten der officiellen Pädagogik unterstützt. Die Nichtbeachtung der künstlerischen Erziehung und des Kunstwerks mußte zu falschen Grundsätzen führen. Auch hat die pedantische Anwendung der methodischen Grundsätze auf die Gebiete, welche der künstlerischen Erziehung zu dienen geeignet sind, zu Regeln

geführt, die eher tauglich erscheinen, den kindlichen Geist unters Joch zu bringen, denn zu fördern. Die Kindesseele ist ein Pegasus, der den bedächtigen und sicheren Ochsenschritt nur in naturwidrigen und mörderischen Fesseln innehalten kann.

Die Auseinandersetzung mit den von der Jugendschriftenkritik aufgestellten Grundsätzen muß in einem besonderen Abschnitt erfolgen. Hier möge sich die Betrachtung wieder der künstlerischen Seite der Frage zuwenden.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Schrift sein, das Wesen des Kunstwerks zu entwickeln. Das ist so unmöglich, wie unfruchtbar. Und doch hat man, wenn hier die Forderung erhoben wird, daß die dichterische Jugendschrift ein Kunstwerk sein solle, auf eine nähere Bestimmung dieses Begriffs ein gewisses Anrecht. Lichtwark äußerte einmal: „Erwachsene sollten eine Jugendschrift mit demselben, ja mit noch größerem Interesse lesen können, als Kinder". Dies Wort enthält, wie das oben angeführte von Theodor Storm, ein wesentliches Unterscheidungsmerkmal des Begriffs Kunstwerk, ein Unterscheidungsmerkmal, das den Vorzug praktischer Anwendbarkeit besitzt, wenn es auch theoretisch vielleicht unbrauchbar ist. So verschieden die Ansichten über Begriff und Wesen eines Kunstwerkes sind, so einig ist die gebildete Welt darüber, welche litterarischen Erzeugnisse als Kunstwerke zu bezeichnen sind und welche nicht. Daß über neue aufstrebende Richtungen und Ausdrucksweisen die Meinungen erst hin- und herschwanken, stößt die allgemeine Wahrheit nicht um. Was der gebildete Erwachsene mit Genuß liest, ist im allgemeinen ein Kunstwerk, gleichgültig, ob Verfasser oder Verleger es für die Jugend oder für das große Publikum bestimmen. Das Stormsche Märchen „Die Regentrude", hat der Dichter, der es einmal seinem Freunde Emil Kuh als Lektüre für dessen Kinder empfiehlt, gleich nach seinem Entstehen einem Besucher, dem Grafen Baudissin vorgelesen. Dieser schreibt darüber: „Ich habe einen meiner glücklichsten Abende in dem Hause des Dichters Storm zugebracht und mir von ihm sein wunderliebliches Märchen von der Regentrude vor-

lesen lassen. . . Es war mir ein wahrer Hochgenuß" u. s. w. Das man Kindern mit dem Vorlesen dieses klassischen Märchens genau wie dem welterfahrenen Grafen „einen wahren Hochgenuß" bereiten kann, wird jeder bestätigen, der es einmal versucht hat. Der Erwachsene empfindet sicherlich anders und tiefer als das Kind; das aber ist der unerschöpfliche Segen einer echten Dichtung, daß sie, wie die Blume, jedem nach seinem Vermögen und seiner Aufnahmefähigkeit volles Genügen bietet. Es wäre für die litterarische Erziehung der Jugend unendlich viel gewonnen, wenn Eltern und Lehrer nach diesem praktischen Merkmal alles das von ihren Kindern und Zöglingen fernhalten wollen, woran sie selbst kein poetisches Genügen finden.

Ein weiterer Schritt auf diesem Wege würde die Bemühung der Erwachsenen um ihre eigene litterarische Bilduug sein. Wer für die Jugend poetische Lektüre aussuchen, wer Jugendschriften kritisieren will, muß zu allererst für seine eigene litterarische Kultur Sorge tragen. Es ist ein Unding, für die Jugend eine historische Erzählung auswählen zu wollen, ohne die Meister des historischen Romans und der historischen Erzählung, Scott, Alexis, Freytag, Scheffel, C. F. Meyer etc. gelesen und poetisch erfaßt zu haben. Man kann keine frei erfundene Geschichte für die Jugend beurteilen, wenn man nicht diesen oder jenen Meister der Novelle, Goethe, Tieck, Keller, Storm, Heyse, sich zu eigen gemacht hat. Wie diese Dichter die Masse des Materials in die klar umrissene und durchsichtige Kunstform der epischen Dichtung gießen, wie sie den Dialog einfügen, um die Wurzeln der Handlung aufzudecken, wie sie die verchiedenen Fäden sich anknüpfen, verschlingen, entwirren und wieder verknüpfen lassen, wie sie Stimmung und Charakter der Zeit wecken und festhalten, wie sie die Personen durch Rede und Gebahren in ihrer Eigenheit konsequent und sicher zeichnen, kurz, wie sich die dichterische Originalität offenbart — das alles muß durch eindringende Lektüre empfunden worden sein.

Jene Meister müssen in uns lebendig sein, wenn wir der Jugend die Lektüre, die ihr künstlerisches Empfinden

erziehen soll, auswählen wollen. Wie sehr es auf dies Lebendigsein ankommt, und wie wenig die bloße Zustimmung zu dem Grundsatz bedeuten will, beweist drastisch die Thatsache, daß selbst ein Christoph von Schmid, dessen Erzählungen mit Kunst nicht das Geringste zu thun haben, die Meinung aussprach, die Erzählung für das Kind müsse ein Kunstwerk sein.

Es ist eine bleibende Errungenschaft der mit Rousseau einsetzenden pädagogischen Ära, daß die Notwendigkeit, die Lektüre der Jugend auszuwählen und zu überwachen, allseitig anerkannt wird, wenn auch, was die Eltern betrifft, fast ebenso allseitig diese Überwachung und Auswahl versäumt wird.

Welche Anforderungen stellt nun auf Grundlage des gewonnenen Prinzips, daß die dichterische Jugendschrift ein Kunstwerk sein müsse, die Pädagogik an die Jugendschrift und ihre Lektüre? Die Erziehung hat in erster Linie den unentwickelten Zustand des Kindes in Betracht zu nehmen. Ein geringeres Erkenntnisvermögen, ein rückständiges Gefühlsleben, ein schwächerer Wille unterscheiden das Kind vom Erwachsenen. Diese Thatsachen müssen bei der Auswahl der Privatlektüre der Kinder noch sorgfältiger berücksichtigt werden, als bei der Zusammenstellung des Schullesebuches, bei dessen Lektüre doch immer die Erläuterung und die anspornende Nachhülfe des Lehrers der Schwachheit des Kindes aufhilft.

Der ästhetische Genuß beginnt erst da, wo eine ununterbrochene Erfassung des Gedankeninhalts stattfindet. Wohl darf hie und da eine augenblickliche Hemmung eintreten; sie wird selbst bei dem hochgebildeten Leser nicht ganz ausgeschlossen sein; ein ungewohntes Wort, dessen Sinn nicht sofort in vollem Umfange erfaßt wird, eine mißverständliche Deutung, die sich im Fortgange der Lektüre bald als eine solche herausstellt, das sind Fehler, die bei jedem Leser unterlaufen und den Genuß der Dichtung im ganzen nicht beeinträchtigen. Dagegen kann die Lektüre einer Dialektdichtung den Genuß völlig unmöglich machen, wenn die unbekannten Ausdrücke in größerer Zahl vorkommen. Wo

interessante Ereignisse den Stoff bilden, tragen diese den naiven Leser leichter über die dialektischen Hindernisse hinweg, als es etwa in einer gedankenreichen Betrachtung geschehen kann. Deshalb wird der plattdeutsche Epiker Reuter in Süddeutschland gelesen, während der alemannische Lyriker Hebel in seiner sprachlichen Eigenart in Norddeutschland völlig unbekannt geblieben ist. Unter den gleichen Bedingungen steht die kindliche Lektüre. Das Kind muß den wesentlichen Inhalt ohne Schwierigkeit erfassen können; es muß demnach bereits einen beträchtlichen Wortschatz, der auch einen erheblichen Teil der abstrakten nnd uneigentlichen Bezeichnungen und Ausdrücke umfaßt, verfügen. Wer 8—10jährige Kinder im Lesen unterrichtet hat, weiß, eine wie große Menge von Wörtern erklärt werden muß, von denen diese Notwendigkeit unvermutet erst während der Behandlung einleuchtet. Wenn noch fast jeder Satz ein oder das andere neue Wort bietet, kann man das Kind unter keinen Umständen der freien Lektüre überlassen. Die Folge interessanter Ereignisse wird den jugendlichen Leser vielleicht schon in eine Erzählung, ein Märchen hineinlocken und darin festhalten. Aber die Gewöhnung an ein sprung- und lückenhaftes Lesen, das über unverstandene Einzelheiten gewissenlos weghüpft, um nur die rohumrissene Begebenheit möglichst bald erfaßt zu haben, ist eine zu große Gefahr, als daß sie gewagt werden dürfte. Für Unterhaltung wäre dabei schon gesorgt, aber wer die Lektüre unter den Gesichtspunkt der Erziehung zum Genuß faßt, darf nicht damit beginnen, die Kinder an eine Mißachtung des dichterischen Wortes zu gewöhnen. Das zweifelnde, tappende Übergehen einer dunklen Stelle, die bei wiederholtem Lesen einen aus geheimnisvollem Dunkel hervorsprudelnden Quell abgeben kann, ist etwas ganz anderes. Es giebt in der Methodik des Lesеunterrichtes eine Richtung, die ein Stück so lange „behandeln“ will, bis jedes Wort und jede Wendung in allen Beziehungen vom Kinde erfaßt ist. Das ist eine übel angebrachte methodische Gewissenhaftigkeit. Über der Verarbeitung des Einzelnen geht die Freude am Ganzen verloren. Auch die freie Lektüre der Kinder darf unbeschadet des künst-

lerischen Genusses und der Erziehung dazu hier und da über das Verständnis der Kinder hinausgehen. Dahlmann hat ganz recht, wenn er sagt: „Das Kinderbuch muß, statt den Kindern nachzukriechen, neben dem Verständlichen einen stachelnden Zusatz von noch nicht verständlichen Dingen geben.“ Wenn dafür gesorgt ist, daß das Buch im wesentlichen und nach seiner ganzen Sphäre und seinem Ideengehalt dem geistigen Standpunkt des Kindes entspricht, braucht man sich um die Einzelheiten keine Sorge zu machen. So werden jene ironischen Bezüge auf gesellschaftliche Verhältnisse, wie sie hie und da in den Grimm'schen, sehr oft in Andersen's Märchen vorkommen, vom Kinde nur selten verstanden; aber es wäre thöricht, um deswillen diese Lektüre den Kindern vorenthalten zu wollen.

Während das Erkenntnisvermögen des Kindes von dem des Erwachsenen nur gradweise verschieden ist, zeigt das Gefühlsleben eine ganz andere Artung. Nicht nur, daß die Gefühlswertung eine andere ist, ganze Gebiete, die in der voll entwickelten Menschenseele mehr oder minder breiten Raum einnehmen, fehlen beim Kinde. Solche Gebiete sind die Geschlechtsliebe, die Mystik, der Weltschmerz, zum Teil auch das Naturgefühl. Es liegt auf der Hand, daß eine Dichtung, die eins dieser Gefühle zum Vorwurf oder wesentlichen Stimmungsgehalt hat, beim Kinde auf taube Ohren trifft. Das sind Töne, die in der kindlichen Seele nicht anklingen und deren dichterische Behandlung für das ästhetische Empfinden des Kindes und die Bildung seines Geistes überhaupt unverwertbar bleibt. Jedoch finden diese Dinge in der spezifischen Jugendlitteratur eine weitgehende Behandlung, und es sind namentlich die weiblichen Autoren, denen es ein Bedürfnis zu sein scheint, diese Gefühle an den Mann zu bringen. Nicht, daß diese Gefühle und ihre Verwertung für die Jugendlektüre gänzlich ausgeschlossen sein sollten. Sie sind so wesentliche Bestandteile des menschlichen Daseins, daß es wohl nur selten gelingen mag, ein Stück Menschenleben für die poetische Bearbeitung herauszuschneiden, das von diesen Bestandteilen nicht durchzogen und durchwachsen wäre. Aber sie dürfen

nicht der Gegenstand, nicht Thema der Darstellung sein, und ihre gelegentliche Verknüpfung mit dem Hauptgegenstand darf nicht die Form einer eingehenden Behandlung annehmen. Ist nicht auch in Storms „Pole Poppenspäler“, diese Perle der Jugendlektüre, eine Liebesgeschichte verwoben? Aber wie streng hält sich die Novelle an die dem Kinde zugänglichen Gefühle — die Novelle, nicht der Dichter. Der Dichter, der den Stoff keinen Zwang anthun, sondern ihn „nur seinen innern Erfordernissen gemäß behandeln darf“, wählt die beliebte Rahmencomposition. Der Held der Geschichte erzählt sein Schicksal einem ihm durch langen Umgang vertrauten halbwüchsigen Jungen. So hat er den Standpunkt gewonnen, von dem aus er unter konsequenter Festhaltung dieser Voraussetzung ohne Zwang den Kindern eine Liebesgeschichte vortragen konnte. Dieser echt küustlerischen Lösung möge eine von Johanna Spyri versuchte gegenübergestellt werden, die anstatt auf ein Kunstwerk auf eine Eulenspiegelei hinausläuft. In einer „Verschollen, nicht vergessen“ betitelten Erzählung für das reifere Kindesalter schildert sie eingehend die Gefühle, die ein junges Mädchen für einen Schauspieler hegt, und dann nennt sie dies Gewoge süßer Empfindungen im jungfräulichen Busen — Freundschaft. Sie verschweigt das Wort, dessen Sinn dem Kinde doch bekaunt, wenn auch nicht in der Tiefe seiner Bedeutung erschlossen ist, und bringt Seiten lang Gefühle zur Darstellung, für welche die Möglichkeit des mitempfindenden Verständnisses im Kinde nicht vorhanden ist oder nicht vorhanden sein sollte.

Eine wesentliche Rücksichtnahme beansprucht bei der Auswahl der Jugendlektüre die Schwäche und Unbeständigkeit des kindlischen Willens. Der Erwachsene kann seinen Willen auf die Lektüre richten und ein Buch zu Ende lesen, auch wenn es ihn nicht interessiert. Nicht so das Kind. Wohl kann es gezwungen werden, ein Buch zu Ende zu lesen; aber man darf nicht außer Acht lassen, daß es sich darum handelt, im Kinde die ästhetische Freude zu wecken. Der kindliche Geist will gelockt werden. Das Kind hat ursprünglich ein rein stoffliches Interesse; es hat nur Freude an den Stoffen. Daraus soll das ästhetische Interesse, das vornehmlich die Freude

an der Form ist, durch Erziehung entwickelt werden. Wie muß die Lektüre eingerichtet sein, wenn sie hierzu beitragen soll?

Die ästhetische Freude unterscheidet sich von der Freude an den Stoffen in der Hauptsache dadurch, daß sie Freude an der Wahrheit und Wesenheit der Dinge ist. Der Unterschied scheint nicht groß zu sein, und doch trennen sich hier zwei Welten, die Welt der Kunst und die Welt der Barbarei. Das stoffliche Interesse hastet von Ereignis zu Ereignis, es schätzt nach dem Grade des Ungewöhnlichen, des Außerordentlichen. Das ästhetische Interesse ist anspruchloser; die Ereignisse fesseln es nur in der Wahrhaftigkeit und Schärfe ihrer Darstellung. Nicht das Ungewöhnliche, Überraschende an dem Vorgang, sondern die plastische Anschaulichkeit, mit der er dargestellt wird, erfreut hier. Nicht das Übermenschliche, nie Dagewesene in Charakter und Handeln der Personen, sondern die Treue der Charakteristik, das „Leben", die Rundung der dargestellten Menschen erweckt Freude. Es ist im letzten Grunde der Sinn für Wahrheit, der sich hier bethätigt. Vielleicht ist bei dem Lesen mit stofflichem Interesse die eigene Phantasie in größerem Maße thätig. Der Autor deutet nur an, oft mit ganz falschen, in sich und gegen einander widerspruchsvollen Zügen; aber was dargestellt wird, Ereignisse oder Personen, ist durch einen oder mehrere Züge in ein so ungewöhnliches Licht gesetzt, es ist ein Bruchstück von so ungeheuren Dimensionen gegeben, daß die Phantasie nicht umhin kann, das Fehlende zu einem mehr oder minder klaren Bilde zu ergänzen, das in seiner Besonderheit und Seltsamkeit einen Reiz ausübt; vielleicht, daß auch das Fertigstellen, Ausmalen der angedeuteten Bilder eine gewisse Schaffensfreude gewährt. Die Phantasie, die auf der einen Seite ergänzt, läßt auf der andern zugleich von den falschen, zu dem einheitlichen Bilde nicht passenden Strichen absehen.

Für beide Richtungen liegen nun, wie die Beobachtung lehrt, die Keime im kindlichen Geiste beschlossen. Das Kind hat für das Ungewöhnliche und Maßlose eine besondere Vorliebe; es verlangt aber auch, daß die Schilderung und Erzählung ins kleinste Detail gehe. Darin liegt wohl der unend-

liche Reiz des Defoe'schen Robinson für die Jugend, daß dies Werk beiden Bedürfnissen in ausnehmendem Maße gerecht wird. Man vergegenwärtige sich die Stoffe! Flucht aus dem Elternhause, Schiffbruch, Einsamkeit auf der Insel, Hülflosigkeit in der Krankheit, Menschenfresserei, Kampf mit Wilden u. s. w., lauter Einzelheiten von großer Ungewöhnlichkeit. Auf die Behandlungsweise, die psychologischen Scharfblick und anschauendes Erfassen verrät, macht Hermann Hettner aufmerksam, wenn er sagt: „Defoe . . . behandelt die seltsamen Thaten und Ereignisse seines Helden durchaus als Künstler. . . . Alles ist so klar und einfach erzählt, und entspringt so natürlich und unmittelbar aus der jedesmaligen Lage und Gemütsstimmung des Helden, daß in der That der denkende Mann den Robinson genau mit derselben Freude und Begeisterung liest, wie das einfältige Kind, das noch nicht zwischen Erfindung und Wahrheit unterscheiden gelernt hat. Die bewunderungswürdige Kunst, mit der unser Dichter diese zwingende Glaubwürdigkeit erreicht hat, besteht in der ganz ungewöhnlichen Feinheit und Naturwahrheit der psychologischen Charakterzeichnung und, was garnicht hoch genug anzuschlagen ist, in seiner äußerst lebendigen Kleinmalerei, d. h. in seiner liebevollen und sorgfältigen Ausführung selbst des scheinbar Gleichgültigsten und Unbedeutendsten". U. s. w.

Rousseau wußte wohl, was er verlangte, als er sagte, der Robinson solle für lange Zeit das einzige Buch seines Zöglings sein. Durch das wiederholte Lesen eines solchen Kunstwerkes, das einen packenden Stoff mit künstlerischer Eindringlichkeit behandelt, wird der grobe gefährliche Reiz des Ungewöhnlichen in demselben Maße abgeschwächt, wie die Freude an künstlerischer Ausgestaltung vertieft wird. Ein außergewöhnliches Ereignis wird für unsere Empfindung durch oftmalige Vorführung ein gewöhnliches; es packt nicht mehr, wie etwas Unerhörtes, seitdem es sich eingereiht hat in den Erfahrungs- und Anschauungskreis des Lesers. Das Interesse wendet sich jetzt den amüsanten Einzelzügen zu; deutlicher treten die Bilder, die den Autor bei seinen Stoffen reizten und führten, in der von ihm gedachten Besonderheit auch im Geist des

Lesers hervor. In dem Maße wie die Bilder deutlicher und origineller, d. h. dem Urbilde im Geiste des Dichters ähnlicher werden, wächst die Lust an ihnen. Auch hier spielt wohl die Schaffensfreude eine gewisse Rolle; hier ist ein Nachschaffen an der Hand des Künstlers, das in dem gewonnenen Bild vertiefte Einsicht ins Wesen der Dinge giebt. Dort beim Fertigschaffen grotesker Vorfälle und Personen greift eine geile Phantasie ins Leere und schafft unwahre und unfruchtbare Bilder. Das wiederholte Lesen einer guten Dichtung giebt eine Lust an dem Gange derselben, die in etwas mit der Freude an einem guten Musikstück zu vergleichen ist: es giebt eine Grenze, wo der Überdruß eintritt, aber lange wird man es immer von neuem mit Genuß hören können. Das wiederholte Lesen solcher Werke, wie der Robinson, weckt und fördert die Freude an dem Intimen, d. h. den künstlerischen Genuß.

Das einmalige Durchfliegen des Robinson kann ebenso sehr die unkünstlerische Stoffgier reizen, wie die erste beste Indianergeschichte. Das wird zwar immer nur bei bereits durch Viellesen verdorbenen Lesern stattfinden; soviel aber ist sicher, daß in der Lektüre dieses Buches eine gewisse Gefahr steckt, die nur durch längeres und intimes Verweilen bei dem Buche vermieden wird. Darin liegt der Vorzug, den wahre Dichterwerke vor den Pseudodichtungen haben, daß sie entweder die Aufsehen erregenden Bestandteile ganz entbehren und in der eindringenden Darstellung eines bescheidenen Vorwurfs ihre Aufgabe erschöpfen oder, wie beim Robinson, die starken Vorwürfe durch die Kunst der Darstellung nicht nur glaubwürdig, sondern auch unschädlich machen; solche Werke haben immer noch einen Schatz feiner Reize zu enthüllen, und können so dem beschaulichen oder dem wiederholten Lesen stets etwas bieten.

Hieraus ergiebt sich nun der Weg, den die Erziehung zu gehen hat, wenn sie die Jugend zum künstlerischen Genuß der Dichtung führen will. Kunstwerke müssen die dem Kinde gebotenen Dichtwerke unter allen Umständen sein. Ein alles erfassendes oder wiederholtes Lesen ist um so notwendiger, je mehr das Werk durch starke ungewöhnliche Stoffe die

natürliche Stoffgier des Kindes zu reizen imstande ist. Das Kind muß, auch in allem sonstigen Unterricht, an scharfes Sehen und Hören, an allseitiges sicheres Beobachten gewöhnt werden.

Das Buch muß dem Kinde durch klare durchsichtige Form und scharfumrissene Zeichnung entgegenkommen, wo packende Stoffe geboten werden, um der heilsamen Gegenwirkung willen, wo die Stoffe an sich nicht durchaus Unwiderstehliches haben, um durch Bilder zu fesseln. Es kommt darauf an, an die Erfassung klarer Bilder zu gewöhnen. Die Aufgabe der geschmackbildenden Lektüre begegnet sich hier mit einer Aufgabe der Erziehung überhaupt. Die Schule läßt es denn auch an der Bemühung, klare Vorstellungen, Begriffe und Urteile zu erzeugen, gewiß nicht fehlen. Aber auf einem Gebiete, das unmittelbar an das ästhetische grenzt, zum Teil in dasselbe übergreift, läßt sie es noch gar sehr fehlen: die Bildung und Übung der Sinne. Es wäre für die ästhetische Bildung unendlich viel gewonnen, wenn die Sinne zum höchsten Grad ihrer Schärfe und Auffassungsfähigkeit ausgebildet wären. Und auch die künstlerische Erziehung durch Lektüre, obwohl dieser Zweig den Sinnen am meisten entrückt ist, würde von einer ernsten Kultur der Sinne Gewinn ziehen. Dichterisch geschaute Situationen, Ereignisse und Personen würden in der Darstellung auf einen empfänglichen, durch Auge und Ohr gebildeten Sinn für Wirklichkeitsbilder stoßen; andererseits würde eine dilettantische Darstellung von einem für die sinnliche Auffassung des Wesentlichen geübten Leser viel eher entlarvt werden, als von einem solchen, der die Urbilder der dichterischen Phantasie nie selbst klar erfaßt hat.

Gewiß sollen die Kinder nicht alles lesen, woran sie Gefallen (Genuß) finden, aber ebenso gewiß soll alles, was sie an dichterischen Erzeugnissen lesen, ihnen Genuß bereiten. Wir wollen ein genußfrohes Geschlecht erziehen. Alle Asketik ist an der ununterdrückbaren Lebensfreude gescheitert; wohl aber hat sie den Begriff des Genusses verdächtigt und die Kultur desselben hintangehalten. Was ein schöner glanzumwobener Führer und Genosse sein könnte, ist für viele

Menschen ein rüder Geselle und Lustigmacher geworden, den sie nicht entbehren wollen und können, dessen sie aber auch nicht froh zu werden vermögen. Hier hat die Erziehung, die im letzten Grunde doch nur das Glück des Einzelnen befördern will, vieles nachzuholen. Die Kultur des poetischen Genusses ist vielleicht der wichtigste Teil der künstlerischen Erziehung; denn die Gabe, poetisch zu empfinden, ist nächst der musikalischen Empfänglichkeit der verbreitetste ästhetische Sinn.

Nicht zu unterschätzen ist die soziale Seite der Frage. Es ist gewiß für das öffentliche Leben in jedem Betracht von Bedeutung, wie die großen Massen der arbeitenden Klassen ihre ästhetischen Bedürfnisse befriedigen. Ob sie mit den rohen oder albernen Erzeugnissen einer Afterkunst ihren litterarischen Hunger stillen, oder an den Schätzen der echten Kunst lebendigen Anteil haben, ist für die Entwicklung des sozialen Kampfes nicht gleichgültig. Zwar die großen Phasen dieses Kampfes werden wesentlich durch andere Verhältnisse bestimmt werden; aber die Art des Kampfes und das Tempo der Entwicklung wird von der Bildung und nicht zum wenigsten der litterarischen Bildung der kämpfenden Parteien mitbedingt. Neben der wirtschaftlichen Frage läuft, nicht immer parallel mit derselben, das Problem einer einheitlichen Volksbildung. Der Riß, der Gebildete und Ungebildete trennt, und den Riß zwischen reich und arm vielfach schneidet, wird durch die ästhetische Gesinnung bedingt. Der Vorzug des Gebildeten vor dem Ungebildeten liegt nicht in der moralischen Überlegenheit, nicht immer in der Verstandes- und Wissensbildung, aber immer in der ästhetischen Gesinnung. Diese ist in erster Linie bedingt durch die litterarische Bildung, welche die Bildungsmomente aller andern Künste in sich vereinigt.

Ein großes Interesse an der Erziehung zur litterarischen Genußfähigkeit hat die Litteratur selbst. Mit Recht klagen unsere Dichter über die Teilnahmlosigkeit des großen Publikums. Während die Autoren der Hintertreppenromane Hunderttausende verdienen, wissen Dichter, die das Entzücken der Kunstsinnigen sind und der Stolz der Nation sein müßten und dereinst sicher

werden, ihre alltäglichen Bedürfnisse nicht zu bestreiten. Kein Volk läßt seine feinsten Geister so elend darben, wie das deutsche. Das ist nicht bloß materiell zu verstehen. Die Dichterseele verlangt, ja lechzt nach Anerkennung. Der Beifall der Hörer ist das natürliche Recht des Sängers. In dem Distichon „Die Sänger der Vorwelt“ eröffnet Schiller noch einen bedeutenderen Ausblick:

„An der Glut des Gesangs entflammten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut —
Nähr't und reinigte sie! Der Glückliche, dem in des Volkes
Stimme noch hell zurück tönte die Seele des Lieds“.

Der Wiederhall aus der Seele des Volks, das seinem Dichter lauscht, er nährt und reinigt die dichterische Glut. Das ist die Rückwirkung des Volkes auf den Dichter. Wie die bewundernde Teilnahme eines großen Publikums im eigentlichsten Sinne des Wortes den Dichter nährt, so nicht minder seine dichterische Kraft. Wenn sein Wort im Gemüt der Nation das Echo weckt, wächst es zu einer Macht, die eine neue Zeit heraufzuführen vermag. Die Massen litterarisch konsumfähig machen, ist eine Aufgabe, der die Litteraten, Dichter wie Kritiker, im eigensten Interesse mit allen Mitteln und Kräften dienen sollten. Dazu gehört sicherlich, auf die Jugendlektüre ein Auge zu haben. Die eifrigen Leser der internationalen wie nationalen Indianergeschichten und des Töchteralbums werden als Erwachsene entweder am Zeitungsklatsch sich genügen lassen oder der gewöhnlichen Unterhaltungslektüre verfallen. Es ist nicht wahr, was man zur Rechtfertigung der Unterhaltungslektüre der Jugend sowohl als der Erwachsenen gesagt hat, daß nämlich diese Lektüre die Vorstufe für das Lesen der großen Dichter sei. Das könnte richtig sein, wenn diese Litteratur irgend welche, wenn auch noch so geringe dichterische Qualitäten besäße. Aber das Gegenteil ist der Fall. Die völlige Abwesenheit aller poetischen Wirkenskraft ist ihr Kennzeichen. Es ist alles elender Schein. Anstatt Brot zum Leben, täuschende Attrape aus Papiermaché! Die Lektüre der spezifischen Jugendschriften führt der ernsten Litteratur keinen Freund zu, es müßte

denn sein, daß bei diesem oder jenem der Ekel vor diesen Nichtigkeiten ihr den Dienst leistete. Aber dieser Ekel hat eine starke Natur zur Voraussetzung, die so oder so ans Ziel gelangt. Die allermeisten Leser der gangbaren Jugendschriften sind für die ernste Kunst verdorben. Die Phantasie ist an Ungeheures und an Bombast gewöhnt und für intime Reize abgestumpft. Wo der Stoff nicht reizt, fehlt das weiterlockende Interesse; denn das Lesen ist ein Hasten nach Effekten geworden; die Kleinmalerei wird überschlagen oder nicht gewürdigt. Was gar lebendig zugreifende Geisteskraft verlangt, ist ein lästiges Hindernis im glatten Wege und wird umgangen. Wie kann die Dichtkunst diesen entnervten Geistern etwas bieten? Wenn dies oder jenes wirklich gelesen wird, kann es nicht höher gewertet und nicht besser verwertet werden, als der gewöhnliche Schund. Hier kann die Muse ihre feinen Fäden nicht anspinnen, denn die entgegenkommenden Fühler der Seele sind ja breitgeschlagen und eingetrocknet. Ein wie fruchtbarer Nährboden könnte für die gute Litteratur erhalten bleiben, wenn die Jugend die Dichter lesen wollte anstatt der bluttriefenden Hurrahskribenten und frömmelnden Poesietanten. Die Jugendschriftsteller und die Familienblattschreiber sind in der That durch die Gemeinsamkeit ihrer litterarischen Fähigkeiten und durch die Solidarität des geschäftlichen Interesses mit einander verknüpft. Die einen bereiten den andern das Lesepublikum vor und aus dem so vollendeten litterarischen Banausentum heraus wird dem Nachwuchs wieder sein Lesestoff ausgewählt. Ein Unternehmen, das auf Gegenseitigkeit beruht, und bei dem das große Publikum Ausbeutungsobjekt ist. Leider trägt nicht bloß der Geldbeutel die Kosten. Mit dem zähen Mörtel einer Afterkunst schließen diese Skribenten für klein und groß den größten Teil des deutschen Volkes zu einem gewaltigen Bollwerk zusammen, das die echte Poesie und ihre kritischen Wortführer scheinbar vergeblich berennen. Laßt uns auf die Zukunft hoffen und diese Hoffnung durch Arbeit an der Jugend rechtfertigen.

IV.

Die intellektuellen und moralischen Wirkungen der poetischen Jugendlektüre.

Wenn auch im vorigen Kapitel die litterarische Genußfähigkeit als Aufgabe der dichterischen Jugendlektüre hingestellt wurde, so kann doch die Frage nach den intellektuellen und moralischen Wirkungen nicht ganz übergangen werden. Wir müssen uns zum wenigsten darüber klar werden, was es mit der „Belehrung“ und „Veredlung“, die unzählige dichterische Jugendschriften bewirken zu können vorgeben, auf sich hat. Vielleicht ergiebt sich, daß auch von unserm Standpunkt aus für Belehrung und Veredlung etwas abfällt, und es wäre dann unsere Aufgabe, die übertriebenen und unberechtigten Ansprüche in diesen Richtungen auf das zukommende Maß zurückzuführen. Nach den Ausführungen des letzen Kapitels müssen die Belehrung und die Veredlung als Zwecke der dichterischen Jugendschrift abgelehnt werden um des Kunstwerks und der künstlerischen Erziehung willen. Es fragt sich, was, ganz abgesehen von Kunst und Kunstgenuß, für jene Zwecke durch die poetische Jugendschrift erreicht werden kann; ob, wenn man schon die Herabwürdigung und Schädigung der Kunst zulassen wollte, die Wissenschaft und die Sittlichkeit ein Interesse daran haben, auf diesem Wege gefördert zu werden.

Der Widerwille so mancher Gelehrten gegen Popularisierungsbestrebungen in ihrer Wissenschaft hat einen sehr berechtigten Grund in der Thatsache der Herabwürdigung, die jeder Sache durch unlautere und unberufene Hände zu teil werden kann. Jede Wissenschaft hat ein natürliches Recht auf eine ihrem Wesen entsprechende Form, deren Handhabung nicht etwas Äußerliches ist, sondern aus der inneren Erfassung des Stoffes quillt. Schon aus diesem Grunde ist die volksmäßige Darstellung eines Wissensgebietes nur dann gut zu heißen und fruchtbringend, wenn Männer der Wissenschaft selbst sie in die Hand nehmen. Daß auch die sachliche Richtigkeit und

die Würdigung der Teile nach ihrer sachlichen Bedeutung bei dem Fachmann in den sichersten Händen ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Und nun sehe man sich die Schriftsteller an, die durch Erzählungen für die Jugend Geschichte, Geographie, Völkerkunde und wohl gar Naturwissenschaften lehren wollen. Weit entfernt Fachleute zu sein, fehlt ihnen als litterarischen Stümpern auch die realistische Gewissenhaftigkeit und die wissenschaftliche Intuition des echten Dichters, die mitunter selbst den Gelehrten in Erstaunen setzen. Der Jugendschriftsteller ist in der Regel ein sehr minderwertiger Lehrer, und die erste Forderung, die an allen Unterricht gestellt wird, daß er objektiv wahr sei, wird in den meisten Fällen von dem dichterischen Lehrmeister nicht erfüllt. Zu der Unfähigkeit in wissenschaftlicher Hinsicht kommt der verzerrende Einfluß der erdichteten Thatsachen, vielleicht gar der religiösen, patriotischen oder moralischen Tendenz, die den meisten specifischen Jugendschriften eigen ist. Es müßte ein Wunder sein, wenn bei allen diesen ungünstigen Umständen in den specifischen Jugenderzählungen doch noch die lautere Wissenschaft zu finden wäre.

Setzt man diesen günstigsten Fall, so darf andererseits die Art der Aneignung dieses wissenschaftlichen Stoffes durch den jugendlichen Leser nicht ausser Acht gelassen werden. Der Verfasser mag sein Werk noch so schlau und unauffällig mit Wissensstoff gespickt haben, dem kleinen Leser bleibt die „Geschichte“ immer die Hauptsache, und das realistische Füllsel läßt er meistens bei Seite. Und selbst wenn er alles geduldig aufnimmt, so kann doch kein rechter Ernst dabei sein. Hier ein Brocken Wissen und dort ein Brocken Handlung, dabei kann die Weihestimmung wissenschaftlichen Lernens ebensowenig gedeihen, wie die Stimmung poetischen Genusses. Das Kind kennt keine Gewissenszweifel und ist resolut; gewöhnlich sucht es sich den Genuß zu retten, indem es die fremden belehrenden Einschiebsel einfach überschlägt. Das ist sicher besser, als sie aufzunehmen und als zusammenhangs- und fundamentlose Bruchstücke eine Zeitlang mitzuschleppen, um sie dann sachte eins nach dem andern zu verlieren. Das

Vergessen ist nicht schlimm, wohl aber die Gewöhnung an eine solche Art des Studiums. Das Kind, das den Wissensstoff in die Form einer spannenden Erzählung eingekleidet sich aneignet, lernt den Ernst der Wissenschaft und des Lernens nur schwer schätzen. Was ihm die Schule und das Lehrbuch bieten, muß ihm uninteressant und langweilig erscheinen. Was ihm die Erzählung, vielleicht als lästige Zugabe, aber immerhin in freundlicher angenehmer Form und Umgebung giebt, soll es sich dort durch angestrengtes Beharren, Nachdenken und Wiederholen aneignen. Der Widerwille gegen das Studium findet in der angenehmen und doch „lehrreichen" Lektüre seiner Geschichten seine Rechtfertigung. Jenes Hochgefühl des Zuwachses an inneren Kräften und Kenntnissen, die Befriedigung, die ernste geistige Arbeit gewährt, bleiben dem Leser der belehrenden Erzählungen unbekannt. Ein nach Belehrung in irgend einem Fache dürstender Geist, der für seine besondere Neigung und Anlage keine Nahrung durch geordneten Unterricht und ernstes Studium erhalten kann, mag auch aus diesen Büchern Nutzen ziehen können. In der Not frißt der Teufel Fliegen, und wenn er einen guten Magen hat, verdaut er sie auch; aber der Nutzen für diese Ausnahmefälle kann doch nicht das Dasein dieser ebensowohl pseudodichterischen wie pseudowissenschaftlichen Bücher rechtfertigen.*)

---

*) Wenn Wilhelm Bölsche in einem „Mädchenlektüre" betitelten Aufsatz in der „Zukunft" (Jahrgang 1895, No. 12) die Meinung vertritt, „daß große Gebiete des Schulunterrichts, z. B. nahezu die ganze Geschichte und Geographie, Hauptteile der Naturkunde und manches Andere, so gut wie vollkommen auf Lesen und Vorlesen spannender geschichtlicher Erzählungen, Reisebeschreibungen u. s. w. aufgebaut werden könnten", so ist das eine Ansicht, die zu erwähnen sich nicht verlohnen würde, wenn sie nicht von einer Seite käme, die sowohl in der wissenschaftlichen als in der litterarischen Welt einen guten Klang hat. Welcher Wert dieser Auslassung beizumessen ist, erhellt, wenn man erfährt, daß Wilhelm Bölsche einen Artikel über „Mädchenlektüre" schreiben konnte, ohne die ästhetische Seite dieser Frage zu berühren, und wenn man weiß, daß Bölsche getrosten Mutes und leichten Herzens vor aller Welt verkündigt: „Den meisten Päda-

So sicher es ist, daß ein poetisches Kunstwerk nicht den Zweck der Belehrung hat, so sicher ist, daß es, recht verstanden und mit Innigkeit genossen, dem Erkenntnisvermögen einen Zuwachs giebt. Von Schillers Versen:

„Nur durch das Morgenthor des Schönen
Drangst du in der Erkenntnis Land"

bis zu Oskar Bie's Untersuchungen über den Begriff des Kunstschaffens, nach denen das tiefere Eindringen in das Wesen der Dinge den Kern des Künstlerischen ausmacht, ist die Empfindung immer wieder lebendig geworden, daß auch die Dichtung Belehrung zu geben imstande sei. Freilich in anderem Sinne als jene Jugendschriftsteller das Wort nahmen, wenn sie die lockenden Worte „zur Belehrung" auf ihre Titel setzten. Wer sich bemüht hat, in den Kunst-Ausstellungen des letzten Jahrzehnts unsere modernen Maler zu erfassen und die Natur an dem gewonnenen Maßstab zu messen, die Farben und Reflexe draußen in Sonnenlicht und Schatten aufzusuchen, der weiß, was es heißt, durch die Kunst belehrt werden. Der Künstler lehrt uns, die Welt mit neuen Augen anzusehen. Wenn wir Welt und Menschen längst zu kennen glauben, kommt der Dichter, der sie von einer andern Seite gesehen oder etwas tiefer ins Innere geschaut hat und stellt uns eine Welt und stellt uns Menschen vor's Auge, daß wir erst glauben,

---

gogen ist alles, was über die lederne Tabelle hinausgeht, einfach Allotria". Bölsche urteilt aus seiner eigenen Erfahrung heraus. Nach seinen Andeutungen muß der Unterricht, den er einst in der Schule genossen, ein unglaublich miserabler gewesen sein. Wenn nicht die Schule, sondern die Privatlektüre „das gesteigerte, wirklich von innen herauskommende Interesse an Geschichte, Länder- und Völkerkunde und Naturgeschichte" in ihm erweckt hat, ja wenn er dies Interesse nur „im schärfsten Kampfe mit der absolut geisttötenden Behandlung dieser Gebiete auf der Schule" bethätigen konnte, so ist damit freilich der Standpunkt Bölsches und seine auffällig milde Beurteilung der in dichterischer Form belehrenden, litterarisch minderwertigen Jugendlitteratur erklärt. Aber für die Frage der Jugendlitteratur ist damit nichts bewiesen. Bölsches Artikel ist ein Sympton der ungeheuren Mißachtung, die der Pädagogik und insbesondere der Frage der Jugendlitteratur vom Publikum entgegengebracht wird.

es sei alles neu und dann doch das sichere Bewußtsein alter Bekanntschaft haben. Zwar wird dies neue Wissen, das der Dichter uns übermittelt, nicht in Staatsprüfungen honoriert. Es liegt über die Wissenschaft hinaus. Was Cooper in seinen Indianergeschichten giebt, ist gewiß für eine Prüfung in Völkerkunde ein Nichts; aber er giebt etwas, das in keinem Lehrbuch enthalten sein kann, einen Blick, ob gefärbt oder nicht ist gleichgültig, in die Seele eines der Natur näherstehenden Menschenstammes. Wenn Heinrich von Kleist in seiner meisterhaften Novelle „Michael Kohlhaas“ uns ein Bild der Zustände im Reformationszeitalter giebt, so bleibt trotz der unbekümmerten Abweichung von der historischen Wahrheit ein Ton in uns zurück, den so treu und nachhaltig kein Geschichtswerk erzeugen kann. Was in Storms „Pole Poppenspäler“ über alles geographische und kulturgeschichtliche Wissen hinausgeht, ist das Bild einer kleinen norddeutschen Stadt, das sich mit seinem beschränkten und doch so anheimelnden Leben, in Bauart und Grundplan so lebhaft dem Leser eindrückt, ist der Blick in die Seelen der seltsamen Puppenspielerfamilie mit ihrem Standes- und Kunstbewußtsein, ist überhaupt die Kenntnis und das klare Erfassen von Menschen, die das Leben uns selten, die Wissenschaft nie ganz so erschließt, wie der Dichter. Aus Liliencron's Kriegsbildern lernt der Leser weder Geschichte noch Kriegswissenschaft, aber er nimmt daraus etwas, das ihm weder diese noch jene geben können, die Stimmung, die über dem tobenden Schlachtfeld unter dem stillen Himmel ruht oder das Pochen der Herzen, die über Graus und Greuel dem Tode oder dem Siege entgegen getragen werden. Das ist „Belehrung“, die niemand anders denn der Dichter zu geben vermag; dies den Mitteln der Wissenschaft nicht zugängliche oder mit diesen Mitteln nur unvollkommen darstellbare Gebiet, dieser feine Stoff von Ton und Stimmung, von Seelenregung und Menschencharakter ist das Lehrgebiet des Dichters. Wer aus der Sphäre der Wissenschaft zu lehrhaftem Zwecke seine Stoffe holt, ist kein Dichter, und wenn er's zu sein vorgiebt und sich geberdet, wie vom kastalischen Quell berauscht, ist er ein Pfuscher in Kunst und Wissenschaft.

Die klägliche Vermischung von poetischer Darstellung und wissenschaftlicher Belehrung, die den Charakter so vieler Jugendschriften ausmacht, ist für die formale Bildung eine Gefahr, die je nach dem Charakter des jugendlichen Lesers höher oder niedriger zu schätzen ist. Sie verführt zu naschendem Lesen; alles was nicht schmeckt, überschlägt das Kind, da es ohne Einbuße des Genusses, ja des Verständnisses geschehen kann. Das belehrende Einschiebsel, die Betrachtung hält den Gang der Ereignisse nur auf: ein Sprung! und das Hindernis ist genommen. Das gewöhnt zu einer gewissenlosen Flüchtigkeit im Lesen, ist aber noch das kleinere Übel; denn jenes gedankenlose Überfliegen das nicht wagt, von der Zeile sich loszureißen, aber auch nicht die Kraft hat, den Inhalt zu packen und herauszureißen, ist schlimmer. Das energielose Träumen und Abschweifen der Gedanken, begünstigt durch körperliche Schwäche und geistige Überanstrengung, ist die Folge dieser Lektüre. Manche Jugendschrift zwingt geradzu zur Gedankenlosigkeit. Die verworrene Darstellung eines Vorgangs, die ebenso bombastische, wie unklare Schilderung einer Landschaft kann mit dem besten Willen kein Bild erzeugen; das Kind versucht bald gar nicht mehr, die Vorstellungen aufs reine zu bringen, und das Überfliegen aller Einzelheiten, die nicht gerade zum Verständnis der groben Thatsachen nötig sind, ist begründet und befestigt. Daß hierbei kein innigeres Verhältnis zwischen dem Leser und seinem Buch entstehen kann, liegt auf der Hand. Kaum ist ein Buch durchgenascht, so wendet das Kind sich mit der Hast des bösen Gewissens gierig zu einem neuen. Das ist die psychologische Grundlage einer Thatsache, die oft beobachtet worden ist und die der Bibliothekar Dr. Karl Bernhardi im Vorwort zu seinem „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften“ (1852) folgendermaßen darstellt: „Der Herausgeber kann übrigens nicht dringend genug vor der Vielleserei warnen, und es ist ihm eine erfahrungsmäßige Wahrheit, daß ein Kind, welches, auf wenige gute Bücher beschränkt, diese bis zum Auswendigwissen wiederholt, dadurch in seiner Bildung weit mehr und weit sicherer gefördert wird, als solche, welche eine ganze Bibliothek mit Heißhunger verschlingen“.

Während die pseudodichterische Jugendschrift die stärksten Anreize zu falschen Gewöhnungen der Erkenntniskräfte bietet, liegt im Dichterwerke als einem organisch gewachsenen Geisteserzeugnis ein gewisser Zwang, dem der jugendliche Leser sich nur schwer entziehen kann. Dieser Zwang wird um so sicherer wirken, je weniger ein Kind durch falsch betriebenes Lesen verdorben und je mehr das Buch im ganzen der Fassungskraft des Kindes angemessen ist. Hier im Kunstwerk ist kein überflüssiges Einschiebsel, das überschlagen werden könnte, nichts Verworrenes, das zu gedankenlosem Lesen reizte. Es ist ein anderes, ob die Hemmungen bei der Lektüre ihre Ursache in Abschweifungen und Unklarheiten des Buches oder im unentwickelten Verständnis des Lesers haben. In jenem Falle wird der Leser gegen die überschlagenen Stellen eine Art Widerwillen empfinden, durch das ein nochmaliges Lesen derselben erschwert oder unmöglich gemacht wird; in diesem Falle bleibt ein leise stachelndes Unbehagen, das zur Befriedigung des intellektuellen oder des ästhetischen Gewissens zu nochmaliger Lektüre verpflichtet. Der Zwang, den die Dichtung durch die Anschaulichkeit ihrer Bilder und die Lückenlosigkeit ihrer Darstellung ausübt, gewöhnt, wie an ausdauerndes, aufmerksames Lesen, an klare Vorstellungen und giebt einen fortdauernden Antrieb zu scharfem Beobachten. Wer einmal an der Hand des Dichters der anschaulichen Schilderung eines Vorgangs in der Natur gefolgt ist, wird sich getrieben fühlen, bei sich bietender Gelegenheit die Wirklichkeit mit schärferen Augen zu verfolgen. Wie wesentlich auf scharfer Beobachtung und klarer Vorstellung ein folgerichtiges Denken beruht, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Das klare Denken wird bei dem künstlerisch durchgebildeten Dichterwerke auch dadurch gefördert, daß allgemeine Urteile aus den Begebenheiten organisch herauswachsen und in anschaulicher Deutlichkeit und durchsichtiger Form sich darbieten, während sie in der specifischen Jugendschrift, namentlich der tendenziösen, mit freigebiger Hand ohne Notwendigkeit und überzeugende Begründung ausgestreut sind.

Der ästhetische Genuß soll mit darauf beruhen, daß die Phantasie des Lesers oder Hörers die vom Dichter gebotenen Bilder nachschafft. In dieser nachschaffenden Phantasiethätigkeit liegt ein großer Bildungswert. In dem Maße, als der Dichter anschaulich und charakteristisch ist, wird die innere Bildkraft des Lesers an Bestimmtheit und Kraft gewinnen; denn auch hier wirkt das Muster Nacheiferung. Man stelle dazu in Gegensatz die undeutliche charakterlose oder schiefe Darstellung eines Auchdichters, und die minderwertige, ja schädigende Wirkung eines solchen Schriftstellers in Hinsicht auf die Phantasie des heranwachsenden Menschen springt in die Augen. Nun schafft der echte Dichter ausnahmslos nach der Natur; auch seine Fabelwesen und Ideale entleihen ihre Züge der Wirklichkeit. Wer seinem Schaffen folgt, muß auf die Wirklichkeit zurückgewiesen werden. Der Dichter schildert Natur und Menschen mit den Zügen des Lebens; des Lesers Sinn wird geweckt und gestärkt für die Auffassung der Wirklichkeit. Während der Pseudodichter Menschen vorführt, die es nie und nirgends gegeben, und dadurch im kritiklosen Leser unwirkliche oder falsche Auffassung begünstigt, weist der Menschenschilderer in jedem Zuge auf die Erfahrung und die erfahrbare Welt zurück und fördert so den Wirklichkeitssinn, während jener ihn zerstört.

Der Wirklichkeitssinn, d. i. die Fähigkeit, an den Dingen wie sie sind, genug zu haben und an ihrer Eigenart eine gewisse Freude zu empfinden, hat eine sehr beachtenswerte moralische Seite. Die Wahrhrftigkeit hat am Wirklichkeitssinn eine ihrer Hauptstützen. Wer den Dingen mit Wohlwollen gegenübersteht, wer auch an dem Hasen, der uns den Kohl frißt, noch eine gewisse Freude empfinden kann, ist gegen einseitige, aus Nützlichkeitsrücksichten oder Vorurteilen entspringende Ansichten mehr gefeit. Diese liebevolle Weitherzigkeit der Mannichfaltigkeit der Welt gegenüber kann der objektiv und doch mit Liebe zu den Dingen schildernde Dichter uns lehren, während der tendenziöse Skribbler uns gleich eine gefärbte Brille auf die Nase setzt und Scheuklappen über die Ohren hängt. Jene unzähligen Jugend-

schriften, die, um mit Dr. A. Detmer zu reden, „die Tugend in ihrer schönsten Gestalt darstellen, das Laster aber in seiner ganzen Verwerflichkeit“, töten den Wirklichkeitssinn der Kinder und das Gefühl für die einfache, natürlich simple Wahrheit. Ich bin überzeugt, ohne es nachweisen zu können, daß der Moral damit unendlich mehr geschadet wird, als die Vorführung von Tugendmustern und abschreckenden Lasterbeispielen fördern kann. Der Sittlichkeit wird ihre unentbehrliche Grundlage unterwühlt; denn der Sinn für Wahrheit und die Ehrlichkeit, die sich bemüht, das Leben unmittelbar aufzufassen, wie es ist, werden durchlöchert, vielleicht vernichtet.

Wir werden bei Kindern oft einer Auffassung begegnen, die dem weitherzigen Wirklichkeitssinn sehr fern liegt. Wie kommt es z. B., daß die moralisierenden Jugendschriften, wenn nur ihre Absicht nicht durch seitenlange Betrachtungen und Ermahnungen zu störend sich bemerkbar macht, von dem Kinde mit Interesse und Eifer gelesen werden? Ich glaube, daß diese Art Schriften, die unter allen Umständen auf die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters ausgehen, wie die von Nieritz und Hoffmann, einem gewissen Bedürfnis des kindlichen Empfindens entgegenkommen. Unsere Kinder fassen alle Begebenheiten und Ereignisse unter den moralischen Gesichtspunkt: Pfui, der garstige Wolf! Wie nett von dem Jäger, daß er die Großmutter und das Rotkäppchen wieder herauskriegte; das war doch ein guter Mann. — Es ist mir mehr als zweifelhaft, ob dieses Bedürfnis wirklich in der Natur des Kindes begründet ist. Aber die gewöhnliche Erziehung, die Tag für Tag vom Morgen bis zum Abend an dem Kinde, seinen Worten und Handlungen herummoralisiert, ist sehr geeignet, durch Gewöhnung im Kinde einen moralisierenden Hang auszubilden. Ich glaube nicht, daß die Sittlichkeit des Kindes, die auf Thun beruht, davon irgend einen Vorteil hat. Im Gegenteil! Aber die Beurteilungsweise wird dadurch beeinflußt. Die ersten Urteile des Kindes sind den Erwachsenen nachgesprochene. Erst ganz allmählich entwickelt sich das selbständige Urteil. Wenn nun die Er-

wachsenen alles, was sie dem Kinde in Wirklichkeit, in Wort und Bild vorführen, mit moralischen Beurteilungen begleiten, so muß das Kind gewöhnt werden, die Welt unter diesem Gesichtswinkel zu sehen Daß sich das Kind unter seinesgleichen der moralischen Wertung entschlägt und recht und schlecht seinem natürlichen Gelüst nachgeht, scheint jene Annahme, daß der moralisierende Zug in die Kinder hineinmoralisiert ist, zu bestätigen. Wo Autoritäten — Eltern, Lehrer, Pastoren und Bücher, — am Gesichtskreis der Kinder auftauchen, ordnet sich alles sogleich nach den Kategorien gut und böse. Was der Lehrer, was das Buch vorträgt, muß in diesen beiden Abteilungen unterzubringen sein; hier giebt es kein „Jenseits von Gut und Böse". So erklärt sich dann die Thatsache, daß Schulkindern die Pointe in einer Geschichte zu fehlen scheint, (so daß sie nicht wissen, was sie mit dem Gehörten anfangen sollen), wenn in derselben nicht das Gute oder das Böse seine moralische Wertschätzung erfährt.

Wenn diese moralische Auffassung sich im Kinde festsetzt, wird allem künstlerischen Empfinden der Untergang bereitet. Die sogenannten Volksschriften wirken in der gleichen Richtung; vielleicht machen sie auch nur aus der Not eine Tugend und moralisieren, weil der Sinn des „Volkes" das vom Buche verlangt. Auch in den Erzeugnissen unserer Dichter, sobald sie für Volk und Jugend gedacht sind, mischt sich ein moralischer Ton ein, wenn auch vielleicht nur, wie in Rückert's „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt", ohne jegliche Tendenz die moralische Sphäre als Stoffgebiet gewählt ist, wogegen selbst vom strengsten ästhetischen Standpunkt nichts einzuwenden sein dürfte.

Die Erörterung dieser Frage gehört nicht hierher. Hier fragt es sich, welche Förderung oder Schädigung vermag das sittliche Empfinden von den Gestalten der Dichtkunst zu entnehmen. Bei der Frage der sittlichen Einwirkung durch Lektüre ist entscheidend, ob die Dichtung stofflich oder als Kunstwerk genossen wird. Stoffe wirken wie das Leben, beispielgebend, abstoßend, anfeuernd. Bei energischeren oder empfindsameren Naturen nimmt der allezeit rege Nachahmungs-

trieb seine Nahrung aus der Lektüre; er hält sich dabei entweder an die Stoffe oder an die Darstellung. Wenn der jugendliche Leser selbst anfängt Geschichten zu schreiben, so steht er schon auf der höheren Stufe des formalen Genusses. Nicht viele Kinder erreichen diese Stufe. Gewöhnlich bleibt es dabei, die Thaten der Buchhelden nachzuahmen. Zu Dutzenden kann man alljährlich Zeitungsnachrichten über diese Wirkung der Jugendlektüre sammeln. Nur die ungewöhnlichen und betrübenden Fälle kommen in die Öffentlichkeit. Ein Junge wird infolge Lesens von Indianergeschichten oder Reisebeschreibungen von Abenteuerlust gepackt und entläuft der elterlichen Zucht; ein Mädchen giebt sich, durch sentimentale Liebesgeschichten bethört, den Tod u. s. w. Hier steht der Nachahmungstrieb unter dem Zwang der Stoffe, die mit dem gleichen Erfolg statt durch das Buch auch durch mündliche Erzählung oder durch das Leben hätten geboten werden können. Gewöhnlich bleibt es bei einer Nachahmung im Spiel, und wer erinnerte sich nicht, den Robinson oder den Lederstrumpf gespielt zu haben? Zu Nachahmungen, namentlich jenen ernsteren, kommt es immer nur dann, wenn im Kinde eine Neigung oder Gefühlsrichtung schlummert, die jenen Stoffen entspricht. In mehrfacher Weise lehrreich ist in dem wundervollen Keller'schen autobiographischen Roman „Der grüne Heinrich“ das Kapitel: „Die Leserfamilie. Lügenzeit“. In der „Leserfamilie“, welcher Heinrich Lee sich anschließt, werden Romane gelesen, die in zwei Arten zerfallen. „Die eine enthielt den Ausdruck der üblen Sitten des vorigen Jahrhunderts in jämmerlichen Briefwechseln und Verführungsgeschichten, die andere bestand aus derben Ritterromanen. Die Mädchen hielten sich mit großem Interesse an die erste Art und ließen sich dazu von ihren teilnehmenden Liebhabern sattsam küssen und liebkosen; uns Knaben waren aber diese prosaischen und unsinnlichen Schilderungen einer verwerflichen Sinnlichkeit glücklicherweise noch ungenießbar und wir begnügten uns damit, irgend eine Rittergeschichte zu ergreifen und uns mit derselben zurückzuziehen. Die unzweideutige Genugthuung, welche in diesen groben Dichtungen waltete,

war meinen angeregten Gefühlen wohlthätig und gab ihnen Gestalt und Namen. Wir wußten die schönsten Geschichten bald auswendig und spielten sie, wo wir gingen und standen, mit immer neuer Lust ab, auf Estrichen und Höfen, im Wald und Berg, und ergänzten das Personal vorweg aus willfährigen Jungen, die in der Eile abgerichtet wurden."

Nachdrücklich betont Keller die Empfänglichkeit des Knaben für diese Stoffe. Wenn es wahr ist, daß die Entwicklung des Kindes der geschichtlichen Entwicklung der Menschheit analog verläuft, so muß es beim Kinde eine Periode geben, in der die gewaltthätigen Instinkte nach Befriedigung verlangen. Das ist die Zeit, in der Sagen und Volksbücher mit Heißhunger begehrte Lektüre sind. Da das Lesen dieser Bücher, in denen die Atmosphäre eines uralten Kulturzustandes mit all seinen Absonderlichkeiten und Roheiten atmet, lediglich an den Stoffen haftet, so haben diese Bücher eine gewisse beispielgebende Gewalt über den naiven Leser, und der Geist der Gewalt, der Rache, der Grausamkeit, wird vielleicht nicht spurlos am Gemüte des Kindes vorübergehen. Wenn es im Kinde eine Periode der Gewaltthätigkeit giebt, sollen wir sie durch die Lektüre verlängern und ihre Regungen steigern? Es ist sicherlich Aufgabe der Erziehung zur Humanität, die Entwicklung möglichst schnell und unvermerkt über diese Zeit atavistischer Roheit hinwegzuführen. Die Volksbücher sollten nur mit großer Vorsicht gelesen werden; man sollte die dicken Bände der Schwab'schen Ausgaben in kleine Hefte auflösen und es in jedem Einzelfalle der pädagogischen Einsicht des Erziehers anheimstellen, ob dieses oder jenes Volksbuch gelesen werden soll oder nicht. Die Sagen sollten in zwei Sammlungen da sein. In erster Linie ein Sagenbuch der engeren und engsten Heimat. Der Gesichtspunkt und das Gefühl, hier lebt ein Geist, der einst auf diesem meinem Heimatsboden, den ich im lichten Tag der schönen Gegenwart kenne und liebe, wirkte, Großes und Schlechtes, Trübes und Heiteres hervorbrachte, dies Bewußtsein wird jene Gefahr der stofflichen Beeinflussung heben. Eine Mordsgeschichte, die losgelöst ist von meinem Gegenwartsinteresse, wirkt nur durch

die erzählten Thatsachen; Heimat und Gegenwart fassen die Altertümer in einen goldenen Rahmen, und es ist ein Bild, das wir betrachten. Ein zweites Buch müßte die großen nationalen Sagen, die für den Sachsen dieselbe Bedeutung haben wie für den Schwaben, umfassen. Hier müßte eine künstlerische Bearbeitung die stofflichen Reize zügeln, sodaß sie wie das Märchen wirken, bei welchem die rohen Stoffe, in die Kunstform eingefügt, zu einem schönen Ganzen wie die Dissonanz in das Musikstück, ihre anstachelnde Wirkung verlieren. Die Indianergeschichten fallen unter den gleichen Gesichtspunkt. Wo dieser bedenkliche Stoff durch einen Dichter bemeistert und in eine Kunstform gezwungen ist, wird man unbedenklich die Lektüre gestatten können. Cooper ist nicht gefährlich, wohl aber die Legion seiner Nachfolger.

Es ist oben auf den bildenden Gewinn hingewiesen worden, den die Phantasie des Kindes aus der Lektüre guter Dichtungen ziehen könne. Wo nun die Stoffe, indem sie einer Neigung entsprechen, das Kind übermäßig beschäftigen, können sie die Phantasiethätigkeit in eine bedenkliche Richtung lenken. Es ist nicht mehr ein Nachbilden an der Hand der Dichtungen, sondern die Stoffe reizen zu eigenen phantastischen Erzeugnissen, die unter Umständen die Grenze zwischen Einbildung und Wirklichkeit verwischen und die Wahrhaftigkeit schädigen können. Gottfried Keller hat auch hier Erfahrungen gemacht; er berichtet über die Wirkungen der Lektüre weiter: „Aus diesen Spielen gingen nach und nach selbst erfundene fortlaufende Geschichten und Abenteuer hervor, welche zuletzt dahin ausarteten, daß jeder seine große Herzens- und Rittergeschichte besaß, deren Verlauf er dem anderen mit allem Ernste berichtete, so daß wir uns in ein ungeheures Lügennetz verwoben und verstrickt sahen.“ Und nun führt der Dichter in drollig-launiger Weise aus, wie der „grüne Heinrich“ mit seinem Genossen immer tiefer in Lügen sich verliert, ja in lügnerischer Folgerichtigkeit sogar zu einem feierlichen Meineid sich versteigt, bis es zwischen den beiden Knaben zu einem gewaltsamen Bruch kommt, der Heinrich zugleich gründlich vom Lügen heilt. Dieser wird trotz der Lügenperiode ein

wackerer Mensch; aber es ist doch die Frage, ob jedes Kind eine solche Krankheit glücklich überwindet. Keller selbst ist anderer Meinung. Nachdem er erzählt hat, wie die Töchter der Leserfamilie zu Grunde gegangen, fährt er fort: „Bei dem Sohne dieses Hauses machte sich, als er größer wurde, die vielgeübte Phantasie auf andere, nicht minder bedenkliche Weise geltend. Er wurde genußsüchtig, lag schon als Handelslehrling in den Wirtshäusern als ein eifriger Spieler und war bei jedem öffentlichen Vergnügen zu sehen. Dazu brauchte er viel Geld, und um sich dieses zu verschaffen, verfiel er auf die sonderbarsten Erfindungen, Lügen und Ränke, welche ihm nur eine Art Fortsetzung der früheren Romantik waren u. s. w." Der junge Mensch endet im Zuchthause. Wie weit hier die Wirklichkeit, wie weit die Dichtung geht, mag nicht zu entscheiden sein; jedenfalls aber ist es die Ansicht eines Welt- und Menschenkenners, daß das Lesen unter Umständen zum sittlichen Ruin führen könne, und das ist sehr bemerkenswert.

Was nun die guten Beispiele betrifft, welche die Jugendschrift den Kindern zur Nacheiferung bieten soll, so ist sicher, daß die Darstellung von Tugendhelden, wie sie den meisten Jugendschriften geläufig ist, wohl eine vorübergehende Bewunderung, vielleicht Verwunderung, zeitigen kann, das Streben, es den gezeichneten Idealen gleich zu thun, aber an der Himmelsferne dieser Muster erlahmt. Das sittliche Ideal, das eine religiöse oder historische Persönlichkeit oder auch die Idealgestalt einer großen Dichtung bietet, mag anfeuernd und Richtung gebend wirken, aber ein idealer Buch-Knabe ohne Fehl und Tadel, vollgepackt mit Tugenden und Fähigkeiten, muß, wenn der jugendliche Leser überhaupt zur moralischen Vergleichung und Selbstschau kommt, eher niederdrückend, als anspornend wirken. Engel geben keine sittlichen Impulse.

Vielleicht haben wir, wie bei der „Belehrung", so auch bei der „Veredlung" eine Wirkung in einem andern höheren Sinne zu konstatieren. Wie jeder geistige Genuß wirkt auch der künstlerische erhebend: mit starken Flügelschlägen steigt die Seele über den Dunst und Gestank der Gemeinheit empor. Die Freude weitet das Herz. Da ist es bereitet, die großen

Regungen der Selbstzucht und Nächstenliebe zu hegen und zu Willensakten auswachsen zu lassen. So liegt wohl im echten Kunstwerk, das ohne Rücksicht auf Sittlichkeit und Erziehung entstanden ist, ein stärkerer Anreiz zum sittlichen Handeln, als in jenen eigens auf die Moral zugeschnittenen Pseudodichtungen, und ich bin überzeugt, daß, wenn wir die Lektüre der aus erziehlichen Gesichtspunkten gefertigten Jugendschriften durch litterarisch wertvolle Werke, die nur dem künstlerischen Genuß dienen sollen, ersetzen, wir damit nicht nur der Geschmacksbildung, sondern auch der Charakterentwicklung unserer Jugend einen wesentlichen Dienst leisten.

V.

Die Grundsätze der bisherigen Jugendschriften-Kritik.

Seit langem steht die ernste litterarische Kritik, so uneinig sie unter sich sein mag, vereint zusammen im Kampfe gegen die Unterhaltungslitteratur. Die Jugendlitteratur, ihre leibliche Schwester (erzeugt, wie jene, aus Unvermögen und Spekulation oder Eitelkeit), ja ihre Bahnbrecherin und Zurichterin, geht völlig frei aus. Die ernste Kritik kümmert sich nicht um sie oder ist nicht in der Lage, von ihr Notiz zu nehmen. Die Kritik seitens der Lehrer kann für die Öffentlichkeit kaum in Betracht kommen. Sicherlich hat dieselbe entscheidenden Einfluß auf die von Lehrern besorgte und diesen von Königlichen Regierungen empfohlenen Anschaffungen für Schülerbibliotheken. Aber ins kaufende Publikum dringt diese Kritik nicht. Die öffentliche Kritik der litterarischen oder Unterhaltungsjournale, sowie der Tageszeitungen, die doch jeden Quark besprechen, besprechen müssen, und die eigentliche Quelle des öffentlichen Urteils sind, schweigen sich über Jugendlitteratur aus. Nur einmal im Jahr wird eine Ausnahme gemacht: Zu Weihnachten verlangt das Publikum zu wissen, was es den Kindern kaufen muß; dann beeilen sich Tagesblätter und Familienjournale,

einen litterarischen Speisezettel zu präsentieren. Man wird nie hören, daß dies oder das schlecht sei; es ist alles empfehlenswert, vorzüglich, reizend. Solcher unkritischen Waschzettelempfehlungen machen sich sogar Blätter schuldig, die im übrigen auf eindringende objektive Kritik halten. In der „Deutschen Rundschau“ von Rodenberg, gewiß einer der vornehmsten Revuen, findet sich in der Weihnachtsnummer des Jahrgangs 1891--92 eine Besprechung „neuer Jugendschriften“, die genau so in einem unserer Tagesblätter hätten stehen können, ohne aus dem Rahmen zu fallen. Da sind 25 Bücher aufgeführt, und jedes erhält einige empfehlende Zeilen oder Worte, unter denen „fesselnd“, „spannend“, „lehrreich“, „hübsch“, „amüsant“ und ähnliche beliebte Bezeichnungen sind; es sind meistens Bücher von Autoren, über welche ernste Beurteiler, die nach litterarischen Rücksichten ihren Spruch fällen, längst zur Tagesordnung übergegangen sind. Wie das möglich ist, erklärt sich aus den einleitenden Bemerkungen des Kritikers über die Aufgabe der Jugendlitteratur. „Der Geschmack der Jugend,“ heißt es da, „ist leicht zu treffen, er ist nicht so wetterwendisch und verwöhnt, wie der des Erwachsenen, und die Aufgabe zu unterhalten und zugleich zu belehren, kann von dem Jugendschriftsteller, sofern er seine Thätigkeit ernst nimmt, unbedingt erfüllt werden. Die jugendliche Phantasie ergeht sich gern in fremden Ländern und liebt allerlei Abenteuer: man befriedige diese Vorliebe, pflanze aber in die jungen Herzen das Bewußtsein vom Werte der Arbeit, die Achtung vor der Tapferkeit ein etc., mit flammenden Wangen vernimmt die Jugend die Kunde von großen Begebenheiten: man erzähle sie ihnen, — giebt es eine schönere Gelegenheit, ihr zugleich Liebe zum Vaterlande, Sinn für die Geschichte desselben einzuhauchen? Mit aufrichtiger Genugthuung können wir konstatieren, daß sich heutzutage immermehr das Bestreben geltend macht, sowohl von Seiten der Autoren, wie der Verleger, nur von solchen Prinzipien aus die Jugend mit geistiger Nahrung zu versehen.“ Wenn der Kritiker meint, daß die von ihm skizzierten Grundsätze erst der modernen Jugendlitteratur eigen

sind, so irrt er; sie sind maßgebend gewesen, so lange es eine specifische Jugendlitteratur giebt. An das Sensationsbedürfnis der Jugend anknüpfend, suchten die Philanthropen des vorigen Jahrhunderts, welche die Jugendlitteratur erst schufen, den kindlichen Geist aufzuklären und zu veredeln. suchten die Hoffmann und Nieritz von der Mitte unseres Jahrhunderts realistisch zu belehren und sittlich-religiös einzuwirken, suchen die Jugendschriftsteller des neuen Deutschen Reichs patriotisch zu erziehen. Die Jugendlitteratur ist immer Tendenzdichtung gewesen, bald mehr moralisch, bald mehr belehrend, — bald mehr religiös, bald mehr patriotisch. Ihre nächstliegende Aufgabe, der Jugend litterarischen Genuß zu schaffen oder sie dafür zu bilden, hat die Jugendschriftstellerei nie erkannt und dem Kritiker der „Deutschen Rundschau", wie der gesammten Weihnachtskritik der Presse, ist das der richtige Standpunkt: Ist das Buch nicht langweilig und nicht anstößig, so ist es zur Lektüre geeignet; wenn es gar noch über Welt und Menschen belehrt, wenn es fromme und patriotische Empfindungen weckt, wenn es zum Guten anspornt und vor dem Bösen warnt, so ist alles erfüllt, was man nur verlangen kann. Litterarische Ansprüche stellt Niemand an die Jugendschrift: Die Kritik nicht, denn sie nimmt, sofern sie die Jugendlitteratur überhaupt beachtet, die Sache nicht ernst, die Eltern nicht, denn sie verlangen, sofern sie überhaupt Kenntnis nehmen, von den Büchern allen möglichen erziehlichen Einfluß, nur keinen litterarischen, und das kleine Lesepublikum nicht, denn es will nur unterhalten sein, wie, ist ihm völlig gleichgiltig. So ist denn nun die Jugendschriftstellerei in der beneidenswerten Lage, völlig nach Belieben schalten und walten zu können; die Kritik läßt sie frei sich tummeln, wenn sie nur das einfache Recept des Kritikers der „Deutschen Rundschau" beachtet. Eine „Geschichte für höhere Töchter" oder „Poesie für Schulkinder" sind Begriffe, welche gelegentlich für Machwerke, die nicht ernst zu nehmen sind, im wegwerfendsten Sinne angewandt werden. Aber gegen diese Machwerke als Geschichten für höhere Töchter und als Poesie für Schulkinder vom Leder zu ziehen, fällt der litterarischen

Kritik nicht ein. Das Dasein einer Litteratur, die doch nicht zur Litteratur gehört, wird als etwas Selbstverständliches, Unabänderliches hingenommen, über das zu streiten unnütz sein würde.

So ist es nicht immer gewesen. Selbst in jener Zeit, als die pädagogischen Ziele und Pläne aller Welt Herz und Kopf erfüllten, als die sonderbarsten Künsteleien gläubige Zustimmung fanden, bewahrten sich einige Kritiker genug Klarheit des Blickes, um durch die Nebel der pädagogischen Hypnose hindurch die Gefahren einer eigens für die Jugend geschaffenen Litteratur zu erkennen. „Es wird gewiß von unserer Jugend jetzt viel zu viel gelesen", schrieb Lichtenberg, „und man sollte dagegen schreiben, wie gegen die Selbstbefleckung, nämlich gegen eine gewisse Art von Lektüre. Es ist angenehm, aber so schädlich, als immer nur das Branntweintrinken". Er wollte, wie Gervinus sagt, im Ernst gehört haben, Jemand schreibe eine Hebammenkunst für Kinder. „Die Zeit ist reif", rief er, „für die Geißel eines Juvenal". Merck sagt in einer Besprechung der „Kinderspiele und Gespräche" von Schummel in dem von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkur" vom Jahre 1778: „Wenn man bedenkt, was es für ein kummervolles Ding um die Wissenschaft ist, die alle auf den kleinen gepuderten Kopf wartet, der hier mit seinem großen Haarbeutel oder seinem zierlichen Cadogan, sein curriculum vitae beginnen soll! — Die ganze schöne Kalteschale unserer heutigen Kultur ist hier bereitet, und wer Lust hat, koste davon. — Was doch ein Mensch auf sich nimmt, der sich einmal zum Lesen und Schreiben verbürget hat, und seinem Schöpfer mit Sitzen dienen will. Und dann die kleinen Mädchen, die hier schon mit ihren Herzen, wie mit Schwefelhölzchen spielen!" Unter Bezugnahme auf diese Beurteilung schreibt Wieland (25. Januar 1779) an Merck: . . „Gott gebe, daß Du an diese letzte Arbeit (gemeint ist Mercks Aufsatz „Bilanz der Litteratur des Jahres 1778") bei guter Laune gehst, und nicht mitten in der Arbeit von dem Ekel überfallen werdest, der Dich neulich über der Rezension der Schummel'schen Kinderspiele anwandelte, und Ursache war, daß beim Ab-

schluß der Rezension aus der angefangenen amphora nur ein urceus wurde, welches ich Dir übrigens wahrlich nicht übel nehme; denn wie oft erfahr ich an mir selbst, daß sich ein ehrlicher Kerl mit aller Bonhommie von der Welt hinsetzt und gerne Gefallen an einem Ding haben möchte, auch wohl eine Weile Alles, was ihm sein Menschenverstand dagegen einwendet, nicht als Ekel eines gesunden Magens, sondern als Eingebungen des leidigen Satans zu unterdrücken sucht, bis er's endlich nicht mehr länger aushalten kann und den Plunder zum Teufel schmeißt". Es mag zweifelhaft sein, ob Wieland in den letzten Worten auf Jugendschriften zielt; aber sicher ist, daß er den Widerwillen Mercks gegen diese neue Art von Litteratur vollauf zu würdigen weiß. Unter unsern Litteraturhistorikern weisen Wolfgang Menzel und Gervinus auf den verderblichen Einfluß der specifischen Kinderlitteratur hin. Menzel klagt in seiner „Deutschen Litteratur" Bd. I: „Gegen diese Sündflut von Kinderschriften kämpft . . . der echte Kinderfreund vergeblich an. . . . Es ist merkwürdig, daß diese Schriften mehr auf die Alten, als auf die Kinder selbst berechnet werden, weil die Alten sie eben auswählen und bezahlen, und nur wenige Takt genug besitzen, um zu wissen, was dem kindlichen Gemüt zusagt. Damit ist die Philisterei und die altkluge Moral in die Bücher, selbst des zartesten Jugendalters gekommen. Die Alten wollten etwas Solides, Vernünftiges, und darum müssen es die armen Kinder auch wollen, genug, wenn sie nur bunte Bildchen dabei sehen. . . . Man erfand . . . die lehrreichen Erzählungen und Beispiele aus der wirklichen Kinderwelt, vom frommen Gottlieb, vom neugierigen Fränzchen und naschhaften Lottchen, und erstickte mit dieser Alltagsprosa alle natürliche Poesie in den Kindern". Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung Bd. V) sagt bei Erwähnung des Weiße'schen Kinderfreundes und der sich daran schließenden Kinderschriften: „Soll man den Bildungstrieb dieser Nation bewundern, die diese Dinge alle als Evangelien verschlang, oder soll man die Genügsamkeit verhöhnen, die sich an diesen kindischen und unsäglich läppischen Produkten kindisch freuen konnte?" . . . „Man

hebe das Beste aus jener ganzen ungeheuren Masse aus, was im Besitz der Nation geblieben ist, und man wird erstaunen, zu finden, daß selbst dies Beste nur durch seine Materie sich erhalten hat, daß nur die treffliche Wahl gerühmt zu werden verdient, nicht so die Behandlung. Oder was glaubt man, das sonst die Erzählungen aus der alten Welt von Karl Fr. Becker, und den Robinson von Campe und seine Entdeckung von Amerika erhielte, als der Stoff?" Nach Anführung eines scharfen Wortes von Forster gegen die pädagogischen Schriftsteller Campe, Salzmann, Villaume u. a. fährt Gervinus fort: „Und dieser wußte noch lange nicht, wohin es die Lossius*), die Meynier**) und alle die fruchtbaren Schmierer bringen würden, die alljährlich ihre Ostereier legen und ihre Christbäume putzen! Unter diesem Schwall seichter und durch Entnervung sittenverderblicher Bücher steht ein Buch wie Pestalozzi's Lienhard und Gertrud einzig da". . . . Das vernichtende Urteil, das Karl Gödecke über die Schauspiele für Kinder, die mit jenen philanthropistischen Unterhaltungsschriften zugleich in unglaublichen Mengen aufschießen, fällt, wolle man in § 269 seines „Grundrisses zur Geschichte der deutschen Dichtung" nachlesen.

Selbst einem Pädagogen philanthropistischer Richtung, dem Berliner Gymnasialdirektor Friedrich Gedicke wurde es zu viel des Guten und er klagt: „Keine einzige litterarische Manufaktur ist so sehr im Gange, als die Büchermacherei für die Jugend nach allen Graduationen und Klassen. Jede Leipziger Sommer- und Wintermesse spült wie die Flut des Meers eine zahllose Menge Bücher der Art ans Ufer. Und siehe jung und alt eilt hin, und sammlet — wenig Perlen und Ambra, desto mehr Schlamm, höchstens buntgefärbte leere Schneckenhäuser. Da giebt es unter zahllosen Formen und Namen:

---

*) Verfasser von „Gumal und Lina, eine Geschichte für Kinder zum Unterricht und Vergnügen, besonders, um ihnen die ersten Religionsbegriffe beizubringen" u. a. Jugendschriften.

**) Meynier hat 250 Jugendschriften moralisierender Art hinterlassen.

Kinderalmanache, Kinderzeitungen, Kinderjournale, Kindersammlungen, Kinderromane, Kinderkomödien, Kinderdramen, Kindergeographien, Kinderhistorien, Kinderphysiken, Kinderlogiken, Kinderkatechismen, Kinderreisen, Kindermoralen, Kindergrammatiken und Lesebücher für Kinder in allen Sprachen ohne Zahl, Kinderpoesien, Kinderpredigten, Kinderbriefe, Kindergespräche und wie sonst noch alle der litterarische Puppenkram heißen mag, der alljährlich, besonders unter dem für die lieben Eltern und Basen anlockenden Nebentitel Weihnachtsgeschenk für die lieben Kinder zu Markt gebracht wird. . . . Wer kann die großen Verdienste in Zweifel ziehen, die ein Campe, Weiße, von Rochow, Salzmann und die wenigen ihnen ähnlichen Schriftsteller sich um die Jugend erworben? Aber der verdiente Beifall, den ihre Arbeiten fanden, lockte einen unabsehbaren Schwarm von Skribblern herbei, die wie hungrige Heuschrecken über das neue Feld herfielen und sich so gut wie jene Männer berufen glaubten, für Kinder und Schulen zu schreiben. . . . . Studenten und Kandidaten, deutsche und lateinische Schulhalter, angehende Erzieher und Nichterzieher, kurz alles, was nur gesunde Hände zum Schreiben oder auch nur zum Abschreiben hat, verfertigt Büchlein für die liebe Jugend, und Väter und Mütter werden nicht müde, den Tand zu kaufen oder wohl gar zu brauchen.“

Lichtenberg und Merck erheben ihre Stimmen vom litterarischen oder allgemein kulturellen, Gedicke vom pädagogischen Standpunkt gegen die neu aufgeschossene unendliche Litteratur für die Jugend. Vergebliches Mühen! Allmählich verstummt die Klage, das Prinzip wird anerkannt, wenn auch noch gegen die religiöse Auffassung protestiert wird. So heißt es in Tholucks Litterarischem Anzeiger für christliche Theologie von 1832 No. 21 u. 22 über die philanthropistischen Jugendschriften: „Die gewählte Form war ein Gewinn für die Erziehung, wäre nur das, was man als Inhalt in diese Form hineinthat, eben so gut gewesen.“ Hier schon findet sich eine Definition des Begriffs Jugendschrift, die, in litterarischen Dingen gewiß ein unerhörter Fall, nun schon über zwei Menschenalter im wesentlichen für richtig anerkannt worden

ist: „Wir verstehen darunter solche Lehr- und Lesebücher, welche die Jugend, außerhalb der Schule, zu ihrer Belehrung und Unterhaltung gebrauchen soll.“ Warum in dieser Erklärung das wichtigste Moment, das der religiösen bezw. moralischen Einwirkung, um das sich der ganze Aufsatz doch dreht, ausgelassen ist, bleibt dunkel.

Die nächste zusammenhängende Auslassung über Jugendlitteratur kennt kein Sträuben und keine Reserve mehr: die Jugendschrift ist eine anerkannte Macht, der zu huldigen als selbstverständlich gilt. Dr. A. Detmer, damals Lehrer, jetzt Prediger in Hamburg, spricht im Vorwort zu seiner „Musterung unserer deutschen Jugend-Litteratur“ (2. umgearbeitete Auflage. Hamburg, Weihnacht 1844) von einem „immer schöner sich entfaltenden Zweige unserer vaterländischen Litteratur“. Er fängt seine Untersuchungen damit an, die Jugendschriften in drei Gattungen einzuteilen. Die erste Gattung umfaßt solche Schriften, die nur zur Unterhaltung dienen; die zweite diejenigen, die einseitig den Verstand bilden wollen; die dritte, leider aber die seltenste, diejenigen, die aufs Gemüt veredelnd einwirken, ohne den Verstand leer ausgehen zu lassen und durch den Inhalt zu langweilen.“ Die erste und zweite Gruppe verwirft Detmer. „Jugendschriften,“ sagt er, „die nur der Unterhaltung dienen, ... müssen unbedingt verworfen werden.“ Er nennt sie „Totschläger der Langenweile“. „Sie sind es namentlich,“ heißt es weiter, „die die Jugend methodisch auf das verderbliche Lesen seichter Romane vorbereiten und eben durch die Leichtigkeit und Seichtigkeit alles Streben nach dem Ernsteren, Höheren und Edleren ersticken, ja durch wiederholtes und fortgesetztes Lesen und somit durch Gewöhnung an solche Lektüre in den so bild- und lenksamen Kinderherzen alle edleren Gefühle und Regungen vergiften.“ — „Nährt man den Geist mit so leichter Speise, solchem litterarischen Zuckerbrot, er muß erschlaffen, und jede ernstere Anstrengung muß von ihm gescheut, jede höhere Anforderung, die das ernste Leben später an ihn stellt, muß zurückgewiesen werden.“ Detmer kann seinen „Beifall nur den Schriften der dritten Gattung zuwenden, die bei Veredlung des Herzens,

Anregung des Gemüts, Ausbildung der religiös-sittlichen Gefühle auch den Verstand nicht leer ausgehen lassen, und in passender Form und schönem Gewande dem kindlichen Alter sich anschmiegen.“ Von einer Anzahl erzählender Jugendschriften, die einzeln aufgeführt sind, heißt es: „Bei allen diesen ausgezeichneten Erzählungen ist die Anregung des religiös-sittlichen Gefühls die Hauptaufgabe, und sie ist in denselben auf würdige Weise gelöst. Sie ziehen alle durch das gefällige Gewand einer fließenden Erzählung an, sie haben die Beförderung der sittlichen Vervollkommnung, die Bildung des Herzens zu ihrem Hauptzweck und erwecken unvermerkt in des Lesers Seele Empfindungen des Guten, indem sie die Tugend in ihrer schönsten Gestalt darstellen, das Laster aber in seiner ganzen Verwerflichkeit, und den Verstand aufs Nachdrücklichste durch Beispiele zu überzeugen suchen, wie verachtungswert des Lasters Freuden und wie verderblich ihre unvermeidlichen und unausbleiblichen Folgen sind.“ Die Ansicht Detmers von dem Zweck der Jugendschrift wird noch vervollständigt durch das, was er über Kinderschauspiele sagt: „Man muß sie . . . . als Mittel zur Beförderung eines guten Vortrags, als erleichternde Übung der Gedächtniskraft, ja als Mittel zur Erweckung edler Gefühle und Gesinnungen empfehlen.“

Gegen Ende des Jahrzehnts nimmt sich der Rektor der Nürnberger Handelsschule, Dr. G. W. Hopf, durch seine seit 1849 in mehreren Folgen und Auflagen erschienenen „Mitteilungen über Jugendschriften“ der Sache der Jugendlektüre an. Es erweckt ein günstiges Vorurteil, daß Hopf seinem Buche als Motto die bekannten Rückert'schen Verse voranstellt:

„Mit Kindern brauchst du nicht dich kindisch zu gebärden;
Wie sollen sie, wenn du ein Kind bist, Männer werden?
Als wie der Mann das Kind, liebt auch das Kind den Mann;
Nur der erzieht's, wer es zu sich heraufziehn kann.“

In der That sticht seine Auswahl gegen die Detmer'sche und manche spätere durch Vorsicht und würdige Strenge, sowie durch eine gelegentliche Wertschätzung nach litterarischen Rücksichten ab. Im ganzen aber steht er auf dem von Detmer

abgesteckten Boden. Er verlangt für die Jugend Schriften, „welche aus der Begeisterung für das Edle hervorgegangen, hinwiederum in dem Leser gute Gedanken erregen und zur Liebe für alles Edle und Schöne begeistern.“ Im übrigen definiert auch er die Jugendschriften als solche, welche „der Jugend in freien Stunden zur Belehrung und Unterhaltung dienen können“. — „Die goldene Regel sowohl für Belehrung als für Unterhaltung heißt: Man halte sich an wenige gute Schriften. . . . Auch Unterhaltungsschriften müssen einen Gewinn abgeben, wenn nicht unmittelbar für den Schulunterricht, doch für die Gesamtbildung, Veredlung des Gemütes, Läuterung des Geschmackes.“ -- „Eine Hauptfrage ist, auf welche Weise der Geschmack der Jugend gebildet, die Wahl auf gute Schriften gelenkt werde.“ Hier spricht entschieden litterarisches Interesse, und wenn Hopf von Chr. v. Schmid's Erzählungen sagt: „Was die Technik anlangt, so ließen sich wohl manche Ausstellungen machen; das Wunderbare fällt zuweilen zu stark ein; die Entwickelung ist etwas einförmig man kann das Ende meistens erraten,“ so dämmert ihm hier offenbar etwas von künstlerischer Beurteilung auf. Aber er fährt sogleich fort: „Doch sind die Vorzüge so überwiegend, daß wir uns dieser Gaben wahrhaft freuen dürfen“. Und worin Hopf diese Vorzüge sieht, geht aus folgenden Worten hervor: „In den früheren Schriften geht der Verfasser lediglich darauf aus, praktische Frömmigkeit zu befördern. Tausende bezeugen ihm gerne, daß er es in der That versteht, gute Gesinnungen zu erregen und zu beleben“. In der „neuen Folge“ heißt es in bezug auf die Erzählungen von Gustav Nieritz: „Wie in den früheren, so wird auch in den hier angezeigten Geschichten oder kleinen Romanen manche Belehrung aus verschiedenen Gebieten des Jugendunterrichts dargeboten; allein wenn der Kundige auf Prüfung ausgeht, so entdeckt er nicht selten eine Irrung“. Nun wird auf eine das Schicksal des Buchhändlers Palm behandelnde Erzählung hingewiesen, dann heißt es weiter: „Dergleichen Darstellungen haben auch das Mißliche, daß die Wahrheit aus der Umkleidung von der Jugend nicht immer herausgefunden werden kann,

weshalb ein Gewinn im Voraus nicht verbürgt ist. Möge der thätige Verfasser dieser Schriften sich mit dem Hundert begnügen und nunmehr seine Erzählungen in Rücksicht auf Inhalt und Form — denn auch der Ausdruck ist nicht durchaus tadellos — berichtigen und verbessern". Wir können das Fazit wohl so ziehen: Hopf legt überall Gewicht auf die künstlerische Gestaltung des Stoffes; in erster Linie aber steht ihm die bildende Tendenz. Diese Auffassung des Hopf'schen Standpunktes wird durch die Beurteilung der Thekla v. Gumpert bestätigt: „Die edle Verfasserin sucht durch diese Gaben dazu mitzuwirken, daß in den Gemütern der Jugend der Sinn für das Gute gepflegt und dadurch dem überhandnehmenden Elende gesteuert werde. Es ist anzuerkennen, daß sich die Erzählungen auf genaue Beobachtung des wirklichen Lebens gründen und eine durchaus treffliche Gesinnung atmen. Doch scheint mir, daß die an sich lobenswerteste Tendenz an einigen Stellen zu stark hervortritt, während der leitende Gedanke nach der Kunst der Darstellung wenigstens durch leichte Hülle verdeckt sein sollte".

Im Jahre 1852 unternahm der Doktor der Theologie und Kasseler Bibliothekar Karl Bernhardi in Verbindung mit einer Anzahl von Pfarrern und Lehrern in seinem „Wegweiser durch die deutschen Volks- und Jugendschriften" eine neue auf die Volksschriften ausgedehnte Sichtung des Materials. „Der leitende Grundsatz bei der Auswahl" ist ihm „die Förderung einer biblisch-christlichen Weltanschauung und einer in gesetzlicher Freiheit sich bewegenden Vaterlandsliebe". — „Der Form nach unzulässig ist jede Schrift, ganz abgesehen von Richtung und Inhalt, welche durch Ton und Haltung feindselige Gesinnung gegen Andersdenkende hervorruft und nährt." Zu der Frage, ob bloße Unterhaltungsbücher zugelassen werden sollen, nimmt er unter Anführung der oben gegebenen verurteilenden Ausführungen Detmers mit folgenden Worten Stellung: „Sorgsame Vorsteher von Schülerbibliotheken und aufmerksame Beobachter der Wirkungen, welche die in vielen Familien eingerissene Lesewut hervorbringt, werden diese nachteiligen Wirkungen nicht ganz in Abrede stellen

können. Indessen gilt doch auch hier der Grundsatz, daß der Mißbrauch den Gebrauch nicht ausschließen soll. Zur Belebung der Einbildungskraft, zur Anregung der Wißbegierde und als Anleitung zur Selbstbelehrung werden solche, vorzugsweise auf Unterhaltung berechnete Schriften nur bei sehr wenig Kindern und Mindergebildeten ganz entbehrlich sein. Wo man sie aber freilich nicht als Mittel zur Gewöhnung an eine wesentlich unterrichtende und bildende Lektüre betrachtet, sondern die Unterhaltung als Hauptsache, ja selbst als Zweck des Lesens gelten läßt, da wird sich Detmers Verdammungsurteil gewiß als begründet herausstellen."

Der Direktor des Königlichen Lehrerinnen-Seminars und der Augusta-Schule zu Berlin, A. Merget, trat 1866 mit seiner „Geschichte der deutschen Jugendlitteratur" hervor. Der Verfasser geht, obwohl sein Buch durchweg kritisch angelegt ist, nirgends im Zusammenhang auf die Grundsätze für die Beurteilung der Jugendschrift ein. Doch ist sein kritischer Standpunkt deutlich erkennbar. Die religiöse Stellung der Autoren hat überall sein erstes und höchstes Interesse; möglichst genau sucht er sie nach diesem Merkmal zu klassifizieren. Von den Philanthropisten heißt es: „Die Bestrebungen dieser Leute fallen in die Periode der Aufklärung, und wir können es bedauern, dürfen uns aber nicht wundern, daß in den Büchern zum Unterricht, so wie in den eigentlichen Jugendschriften, welche aus dieser Zeit stammen, das positive Christentum, die Lehre von dem Heil, welches uns durch Jesum Christum, den Sohn Gottes, gebracht worden, nicht ausdrücklich enthalten ist, womit wir nicht sagen wollen, daß überhaupt keine Religiosität in den damals entstandenen Kinderbüchern vorhanden sei u. s. w. Ein falscher Kosmopolitismus und Indifferentismus, der alle positiven Religionen untereinander mischt, ist leider vielfach vorgetragen. Wenn es nun auch wahr ist, daß die Gaben und Güter, die Gott in seiner Natur spendet, allen Menschen gemeinsam sind, daß wir davon auch den Dürftigen reichen sollen, ohne einen Unterschied des Bekenntnisses, so wurde doch der Wert dieses Bekenntnisses zu sehr bei Seite gesetzt, dem Christentum zu wenig Ehre ge-

geben.“ Von der zweiten Periode (Anfang des 19. Jahrhunderts) rühmt Merget: „Da sind auch fromme Jugendschriften entstanden, die den Namen Christi enthalten, und welche die Kinder zu ihm führen wollen.“ — „Auch die Jugendschriftsteller,“ heißt es an einer andern Stelle über dieselbe Periode, „wollten nur zu Christo führen, und weil sie dies in sehr angemessenen, erbaulichen und unterhaltenden Büchern thaten, erklären wir diese für die beste Lektüre auch unserer heutigen Jugend ein für allemal.“ Merget's Stellung zu der Frage, ob die Jugendschrift die Aufgabe hat, zu belehren und sittlich fördernd zu wirken, geht zur Genüge aus folgenden die dritte Periode einleitenden Worten hervor: „Die Schriftsteller der ersten beiden Perioden, so wie selbst die der Übergangsperiode haben aus innerem Beruf und mit der Absicht geschrieben, die Jugend zu bessern und zu bilden, sie intellektuell, wie sittlich zu fördern . . . Der Antrieb zum Schreiben kam aus höherer Sphäre, aus der angeregten Idee, in der Jugend die Welt zu verbessern.“ Von der durch die Jugendschriftstellerinnen geschaffenen Lektüre für reifere Mädchen sagt er: „. . . manches, was in der häuslichen Erziehung an Ermahnung und Unterweisung versäumt worden, wird hier in heilsamer Weise ergänzt.“ Charakteristisch in dieser Hinsicht ist es auch, daß er nach Anführung der Herder'schen Vorrede zu den „Palmblättern“, die mit Nachdruck auf den dichterischen Wert dieser Erzählungen hinweist, nur ihre moralische Tendenz zu rühmen weiß.

Zu den bloß unterhaltenden Jugendschriften nimmt Merget einen sehr läßlichen Standpunkt ein. Indem er jene scharfen Worte Detmers dagegen citiert, fährt er fort: „Das heißt doch das Kind mit dem Bade ausschütten. . . . Die Jugend muß lernen; die Schule sorgt dafür. Sie giebt auch noch häusliche Arbeiten auf. Nach denselben ist freilich Bewegung sehr nötig; aber eine fortwährende körperliche Anspannung nach der geistigen ist nicht möglich. Die Winterabende sind lang, an denen die Kinder auch eine stille Beschäftigung haben müssen. Für diejenigen, welche dann zu lesen lieben,

müssen Bücher vorhanden sein, und zwar wieder nicht solche, die den Geist anstrengen, sondern, die ihn leicht beschäftigen. Wir Leute von der Feder lieben auch am Abend ein leicht geschriebenes Buch und erquicken uns daran, wenn es gut ist. So verdienen diejenigen, welche mit leicht und gut geschriebenen Büchern die Jugend versorgen, Lob und Ehre, gleich den Verfassern von guten Romanen für die Erwachsenen. Es kann da auch nicht alles von vorzüglichem Werte sein; wir werden um des Bedürfnisses willen auch mit Mittelgut zufrieden sein müssen."

Keineswegs übersieht Merget die künstlerischen Qualitäten der dichterischen Erzeugnisse; sie treten ihm aber gegen die religiösen, ethischen und belehrenden Bestandteile so sehr zurück, daß sie wie eine angenehme Zugabe erscheinen. Er rühmt den älteren Jugendschriften nach, „daß Erfindungsgabe, Geschick in der Auffassung und Darstellung, und besonders scharfe Charakteristik ihnen vor den neueren eigen" seien. Es freut ihn, wie es scheint, daß „das Bestreben, der Jugend recht Geeignetes in Büchern darzubieten, selbst Dichter für Kinder hervorrief." „Wenn die früheren Poeten," fährt er fort, „sich nur mit einzelnen Erzeugnissen ihrer Muse der Jugend zuwandten, so dichteten Hoffmann von Fallersleben, Wilhelm Hey, Robert Reinick, Friedrich Güll absichtlich für die Jugend, und weht durch diese Gedichte ein Hauch wirklicher Poesie." Aber was soll man dazu sagen, wenn er von Schiller sagt: „In Schillers Werken findet sich nichts für Kinder; denn, wiewohl die Jugend vielleicht schon vom zehnten Jahre ab und noch früher seine Balladen und Romanzen um der reizenden Schilderungen und des ihr zusagenden deklamatorischen Tones willen mit Leidenschaft liest und lernt, so sind sie doch nicht für Kinder geschrieben. Nur jenes Liedchen, das wir im „Wilhelm Tell" von Walther, seinem Sohne, singen hören: „Mit dem Pfeil, dem Bogen" ist auch in der Kinder Mund gekommen." Ob ein Werk für Kinder bestimmt ist oder nicht, spielt bei der von Merget unternommenen Durchmusterung unserer Klassiker, die so selbstverständlich eine sehr geringe Ausbeute liefert, eine große

Rolle. Der Schulmeister läßt den Freund der Dichtkunst nicht aufkommen.

Die schulmeisternde Tendenz ist völlig zur Herrschaft gelangt in der Vorrede zur 3. Auflage (1882), die Stadtschulrat Dr. Ludwig Berthold herausgegeben hat. Im Hinblick auf einen mit einer Anzahl von Lehrern ausgearbeiteten Katalog von Jugendschriften für die Oberstufe mehrklassiger Volksschulen heißt es: „Als Hauptterfordernis eines lesenswerten Buches galt, daß es das Interesse der Jugend weckt und bis zu Ende fesselt". — „Namentlich muß solchen Büchern die Jugendbibliothek verschlossen bleiben, welche politische und soziale Kämpfe in populärer Form darzustellen suchen; denn die in ihrer Harmlosigkeit glückliche Jugend soll wohl für opferfreudige Liebe zum engeren und weiteren Vaterlande und für treue Anhänglichkeit an das angestammte Fürstenhaus begeistert, aber nicht in das ihr unverständliche und an sich oft so widerliche Parteitreiben der Erwachsenen hineingezogen werden. Nach dem Grundsatze, es müsse das Buch die Kinder interessieren, wies die gemeinsame Kritik ferner alle diejenigen Merkmale ab, welche langweilige moralisierende Erzählungen enthalten. Schon die Jugend merkt die Absicht und wird verstimmt. Dasselbe gilt von Büchern mit einem frömmelnden, heuchlerischen Gepräge. Dagegen nahmen wir Schriften, durch welche der erquickende Hauch gesunder Frömmigkeit, wahrer Gottes- und Menschenliebe weht, in größerer Zahl in die Auswahl auf." Bücher, welche die Phantasie überreizen, ferner solche, in welchen, „wenn auch nur an vereinzelter Stelle, anstößige, das religiöse oder sittliche Gefühl verletzende Worte oder Handlungen sich finden", sind auszuschließen. „Nicht alle Schrecken der rohen Wirklichkeit dürfen vorgeführt werden, sonst wird der moralische Zweck, vor dem bösen Beispiel zu warnen, verfehlt. Das Zartgefühl der Kinder wird abgestumpft, und es erwacht manchmal sogar die Lust, die Süßigkeit des Giftes zu kosten". Auch solche Schriften sind abzulehnen, „welche nicht frei sind von groben Übertreibungen und psychologischen Unwahrheiten. Dahin gehören alle die, in welchen böse Stiefmütter, unbarmherzige Reiche u. s. w.

und andrerseits absolut tugendhafte Menschen, namentlich auch engelartige Kinder geschildert werden." — „Wir waren bemüht, Bücher, die nur unterhalten, nicht belehren, von der Sammlung fernzuhalten. Auch die mehr novellenartigen von Nieritz, Horn etc., . . . bieten, soweit sie für die Auswahl bestimmt wurden, geschichtliche Belehrung oder Momente der sittlich-religiösen Bildung." — „Was schließlich die Form der zur Lektüre empfohlenen Bücher anbelangt, so hielten wir es für unsere Aufgabe, möglichst solche zu wählen, welche in korrekter und fließender Sprache geschrieben sind, sodaß die Lesenden Gewandtheit für die mündliche und schriftliche Darstellung erwerben, welche ihnen für die Schule, wie für das Leben Nutzen bringt. Auch auf passende äußere Ausstattung, deutlichen Druck und gute Abbildungen wurde die Aufmerksamkeit gerichtet."

Sehen wir jetzt, in welchem Lichte einem früheren Lehrer jetzigen Redakteur eines belletristischen Familienblattes, die' Aufgabe der Jugendlitteratur erscheint. Dietrich Theden leitet in seinem „Die deutsche Jugendlitteratur" betitelten Werke (2. Auflage. 1893. Hamburg) seine Erörterung über die Grundsätze zur Beurteilung der deutschen Jugendlitteratur so ein: „Eine gute Jugendschrift festigt den Charakter, anstatt ihn zu zerrütten, fördert die Entwicklung, anstatt sie zu hemmen. Sie macht den Leser auf Fehler und Unlauterkeiten des eigenen Ich, auf Vorzüge und Verdienste anderer aufmerksam — sie lehrt ihn Demut und Bescheidenheit; sie spornt ihn zur Nachahmung des Edlen und Wahren und zur Überwindung und Vermeidung von Schein und Lüge an — heißt ihn nachdenken und erwägen. Sie gewährt dem Zöglinge in müssigen Stunden eine geistige Erfrischung und bewahrt vor schädlicher Zerstreuung; sie bietet ihm eine willkommene Erholung von der Schularbeit und bildet doch zugleich eine Ergänzung des Schulunterrichts. Mit einem Wort: sie ist als anmutende Umschreibung ethischer Kernsätze, als Verstand und Gemüt anregende Detailmalerei pädagogischen Lehr- und Übungsstoffes ein Förderungsmittel für Gesinnung und Wissen, und manches, was durch das trockene Wort des

Erziehers im Herzen oder Kopfe des Kindes nicht haften wollte, findet durch die ungestörtere und mehr konzentrierte Einwirkung des Buches willig Aufnahme und Beherzigung." Auf den „Inhalt" näher eingehend, stellt er folgende Forderungen auf: „Die Jugendschrift . . . muß sittlich-rein gehalten sein." — „Man hüte sich, bei der Auswahl auf vorwiegend religiösen Inhalt zu sehen, Schriften dagegen, in denen diese Richtung minder hervortritt, zu verwerfen. . . . Fehlen darf die Religion nicht." — „Das erotische Element werde in der Jugendschrift möglichst vermieden; eine gänzliche Ausschließung desselben ist jedoch nicht zu fordern. Nicht statthaft ist, die Erotik zum Objekt der Darstellung zu machen." — „Der Inhalt muß der Wahrheit entsprechen." — „Der Inhalt sei spannend." — „Der Inhalt muß der Alters- und Entwicklungsstufe des Lesers angemessen sein." — Sehr charakteristisch für Thedens Stellung zu den Fragepunkten dieses Buches sind auch die folgenden Sätze: „Die Jugendschrift muß bildende Elemente enthalten. Sie kann den dreifachen Zweck haben: zu unterhalten, zu veredeln, oder das Wissen des Lesers zu bereichern. Schriften, welche nur unterhalten wollen, sind ausgeschlossen. Mit der Unterhaltung ist mindestens die Veredlung des Lesers zu verbinden, nicht minder aber auch mit der Belehrung eine entsprechende Unterhaltung". — Wir sind gespannt, ob nun in dem Abschnitt über die „Form" das künstlerische Moment zur Geltung kommt. Ich muß, um nicht den Vorwurf der Leichtfertigkeit auf mich zu laden, wenn ich behaupte, daß dies Moment überhaupt nur scheinbar anklingt, den ganzen Abschnitt hierher setzen: „Der Wert einer Jugendschrift wird durch die Form fast nicht minder bedingt, als durch den Inhalt. Die Jugendschrift hat zwar zunächst die Kenntnisse und das Wissen des Lesers zu bereichern, seinen Verstand zu schärfen und sein Gemüt zu veredeln; sie soll aber auch das Sprachgefühl desselben bilden, seinen Geschmack verfeinern und seine Phantasie beleben und leiten. Das Große und Wahre macht keinen oder nur einen geringen Eindruck, wenn es nicht auch in einer dem Stoffe entsprechenden Hülle dargeboten wird; und

auf das Gefühl des Lesers insbesondere wirkt eher die Form als der Stoff. Man beachte: Die Jugendschrift sei korrekt im Ausdruck, damit nicht nach Bräsig'scher Art etwas ganz anderes gesagt wird, als was gesagt werden soll. Veraltete Ausdrücke sind ungehörig. Sie geben zu Mißverständnissen Anlaß oder verleihen dem Ganzen das Gepräge der Schwerfälligkeit und Affektation. Von Provinzialismen werde ein sparsamer Gebrauch gemacht. Sie beschränken die Verbreitung des Buches auf zu kleine Kreise. Wortverrenkungen sind ausdrücklich zu mißbilligen. Stil und Ausdrucksweise seien nicht nur grammatikalisch, sondern auch logisch richtig. Die Darstellung sei volkstümlich, ohne in anstößige Derbheit und Trivialität auszuarten; glatt, ohne geleckt zu sein. Die Darstellung sei klar und durchsichtig, nicht seicht: wo es nötig ist: kindlich, nicht kindisch; sie sei einfach, aber kraftvoll und lebendig; ruhig, nicht matt; warm, nicht sentimental."

Um ein möglichst vollständiges Bild von dem Stand der Jugendschriften-Kritik zu erhalten, müssen wir uns noch über die Grundsätze orientieren, nach denen die von einer Reihe von Lehrer-Vereinigungen in erster Linie für das Elternpublikum geschaffenen Verzeichnisse empfehlenswerter Jugendschriften zusammengestellt sind. Daß dabei die eben genannten kritischen Schriften, die jede zu ihrer Zeit ein großes Ansehen genossen haben, bezw. noch genießen, einen wesentlichen Einfluß geübt haben, liegt in der Natur der Sache. Ich greife drei heraus, wobei ich betone, daß die übrigen in der Hauptsache nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet sind, wie auch die weitgehende Übereinstimmung in den als empfehlenswert bezeichneten Bücherreihen beweist.

Die Grundsätze, welche der pädagogische Verein in Berlin in seinem „Kritischen Jugendschriften-Verzeichnis" (2. Auflage, Berlin 1870) aufgestellt hat, werden durch folgenden Obersatz eingeleitet: „Zweck der Jugendschriften ist, in anziehender Weise den Anschauungskreis des Kindes zu erweitern, ihm Beispiele zur Nachahmung und Warnung vorzuführen, in ihm Begeisterung für alles Hohe und Edle zu erwecken und den Sprachschatz des jungen Lesers zu bereichern".

Weiter heißt es: „Hauptzweck der roman- und novellenartigen Jugendschriften ist, dem Kinde eine sittliche Idee zur Anschauung zu bringen und ihm sowohl nachahmenswerte, als auch abschreckende Charaktere vorzuführen.“ Das Kind soll „ungezwungen aus der Erzählung selbst die sittliche Idee und im Verlaufe der Geschichte das göttliche Walten erkennen“. Die Tugend soll „als Frucht des Glaubens zur Erscheinung“ kommen „und inneren Frieden im Gefolge“ haben, „das Böse hingegen durch Mangel an allen reinen Freuden und durch inneren Unfrieden gestraft“ werden. „Zu verwerfen sind alle diejenigen roman- und novellenartigen Schriften, welche allein die Unterhaltung des Kindes bezwecken, die Phantasie durch überspannte Darstellung aufregen, nicht sittlich reine Charaktere als Tugendmuster hinstellen oder gar die abschreckenden so ungenau zeichnen, daß sie der Absicht des Autors entgegen die Kinder zur Nachahmung ermuntern. Zu verwerfen sind auch solche Erzählungen, welche Reichtum und weltliche Ehre als den unausbleiblichen Lohn jeder Tugend hinstellen, wie auch solche, durch welche Selbstgerechtigkeit, Rachsucht, Eitelkeit, Hochmut und ähnliche Verirrungen genährt werden. Als unnütz sind diejenigen Schriften der in Rede stehenden Gattung zu verwerfen, welche zwar allen oben genannten Anforderungen entsprechen, aber ihren Stoff in der Weise aus dem alltäglichen Leben entlehnen, daß der Anschauungskreis des jungen Lesers nicht erweitert wird.“ — „Zweck der Sagen- und Märchenlitteratur ist, die Phantasie des jungen Lesers zu bilden und die Gefahr zu vermindern, daß das Kind seine Seele mit selbst erdichteten Schreckgestalten erfülle, die leicht Veranlassung zur Furchtsamkeit und zum Aberglauben werden.“

Es ist vom Standpunkt dieses Buches aus sehr erfreulich, zu sehen, daß sich in einem an die Eltern gerichteten Vorwort an zwei Stellen leise Andeutungen erkennen lassen, daß man im Schoße des pädagogischen Vereins die ästhetische Seite der Frage gefühlt hat, wenn auch nicht mit voller Klarheit. Es wird die Befürchtung ausgesprochen, daß Jugendschriften, welche ihren Lesern nur „eine angenehme Unter-

haltung zu verschaffen“ bestrebt sind, die Kinder „auf die verwerflichste Romanlektüre“ vorbereiten und „ihnen die Lust zu ernsteren geistigen Beschäftigungen, wie die Fähigkeit, sich im späteren Leben an dem gediegenen Inhalte unserer klassischen Litteratur zu erfreuen“, rauben. Dann hat sich dem Verein im Laufe seiner Arbeit ein „ästhetisches Bedenken“ hinsichtlich der Bearbeitungen von erzählenden Dichtungen aufgedrängt: „Es haben sich innerhalb des Vereines Zweifel über die Berechtigung derartiger Bearbeitungen erhoben, zu denen in der Regel gerade die schönsten Produkte der nationalen und fremden Poesie den Stoff liefern, Zweifel wenigstens soweit unsere deutschen Dichter dabei in Betracht kommen. Darin werden uns die Verfasser solcher Bearbeitungen wohl selbst beistimmen, wenn wir behaupten, daß sie das Original nicht erreichen.“

Kräftiger noch scheint sich der ästhetische Trieb in den (Juli 1877) vom Schleswig-Holsteinischen Lehrerverein eingesetzten „Sektion für Schülerbibliotheken“ geregt zu haben. Voran stellt sie in ihrem „Jugendschriften-Verzeichnis“ (3. Auflage, Kiel 1885, Zweite Auflage 1878) zwar die Meinung, „daß die Lektüre nicht allein ein sehr schätzenswertes Mittel sei, die Mußestunden auszufüllen“, sondern daß Bücher auch „sehr geeignet seien, zur Förderung der Lebensweisheit und der Erkenntnis bei alt und jung“. Zwar erachtet sie es in erster Reihe für wichtig, „daß der Jugend von Zeit zu Zeit ein Buch dargeboten werde, damit sie an der Hand desselben ihre durch den Unterricht erworbenen Kenntnisse vertieft und ihren geistigen Gesichtskreis erweitere“, aber sie weist der Jugendschrift zugleich die Aufgabe zu, daß durch sie „der Sinn für gesunde geistige Nahrung geweckt und gekräftigt und der Geschmack veredelt werde“. Zwar meint die Kommission: „Sie (die Lektüre) soll nicht niederreißend und umstürzend, sie muß erhaltend und aufbauend wirken. Unsere Jugend leidet nicht an einem Übermaß von Pietät, unsere Jugendschriften sollen die Achtung vor dem Altehrwürdigen bewahren helfen“; aber sie verlangt auch, daß die Lektüre der Jugend so geleitet werde, „daß die Jugend an der Hand derselben all-

mählich hinaufklimmen lerne zu den Höhen unserer klassischen Litteratur und Geschmack und Anteil gewinne an den Schätzen, die unsere Geistesheroen in ihren unsterblichen Werken niedergelegt haben". Leider steht das Verzeichnis selbst nicht auf der Höhe dieser Grundsätze. Massenhaft sind jene specifischen Jugendschriften vertreten, die, anstatt „zu den Höhen unserer klassischen Litteratur", in die Wüste der Unterhaltungslitteratur zu führen geeignet sind.

Die im November 1876 entstandene „Jugendschriften-Kommission im Pädagogischen Verein zu Dresden" stellte in ihrem „Wegweiser durch die deutsche Jugendlitteratur" (Leipzig, 1881) die „Merkmale einer guten Jugendschrift" also fest: „Jugendschriften, welche bedingungslos empfohlen werden sollen, müssen eine sittliche oder überhaupt belehrende und bildende Tendenz haben, der jugendlichen Fassungskraft nach Form und Inhalt entsprechen, anregend, aber keineswegs aufregend und die sogenannte Lesewut befördernd geschrieben sein."*)

Die Dresdener Kommission drückt das, was allen hier aufgeführten Zweckbestimmungen gemeinsam ist, klar und bestimmt durch die Forderung aus, daß die Jugendschrift „eine sittliche oder überhaupt eine belehrende und bildende Tendenz" haben müsse. Überall sind der Jugendschrift Zwecke gesetzt, die in ihr liegen sollen, die sie nach Absicht ihres Verfassers muß erfüllen wollen. Überall wird diesem zugemutet, daß er beim Schreiben sittliche oder überhaupt belehrende und bildende Absichten gehabt haben müsse. Ob die Jugendschrift in erster Linie, wie Detmer und Hopf wollen, „veredelnd auf das Gemüt" wirken, oder wie Bernhardi und Merget wollen, „zur Förderung einer biblisch-christlichen Weltanschauung" beitragen oder endlich in erster Reihe, mit dem

*) Von dem kritischen Standpunkt der Hamburger Jugendschriften-Kommission giebt dies Buch Zeugnis. Zu einem großen Teil ist es, wie die von dem Prüfungsausschuß herausgegebenen „Beiträge zur litterarischen Beurteilung der Jugendschrift" (Hamburg, 1896) ganz, aus der gemeinsamen Arbeit der Kommission herausgewachsen.

Berliner Verzeichnis zu reden, „den Anschauungskreis des Kindes erweitern“ soll — immer werden diese Einflüsse nicht als die beiläufigen, wenn auch selbstverständlichen Folgen der Lektüre eines Dichterwerkes, sondern als die beabsichtigten, vom Verfasser von vornherein und in erster Linie gewollten Zwecke betrachtet.

Allen diesen grundsätzlichen Auslassungen sieht man ihren pädagogischen Ursprung sofort an. Man kann sagen, sie umfassen alle die Momente, die in hunderten von pädagogischen Handbüchern der Aufgabe der Erziehung überhaupt zugewiesen werden. Was hier als Aufgabe der Jugendschrift hingestellt ist, kann mehrfach unverändert dem Schulunterricht und der Schulerziehung als Aufgabe vorgesetzt werden. Es geht sogar so weit, daß man (Siehe das Berliner Verzeichnis und Theden) der Jugendschrift vorschreibt, daß sie nach den im Religionsunterrichte entwickelten philosophischen Sätzen die Handlung führen, die Konflikte lösen, die Personen zeichnen soll. Es ist nur zu natürlich, daß der Fachmann jede in die Grenzen seines Bereiches hineingreifende Kraft voll für seine Zwecke auszunutzen sucht. Ob diese Kraft nach ihrer Artung und ihrem Ursprung nur beiläufig seinem Zwecken entsprechen kann, sich sonst aber in ganz anderer Richtung bethätigen will, kümmert den Fachmann nicht. Es soll nun garnicht einmal verlangt werden, daß der Schulmann aus seinen Grenzen heraustrete. Er soll nur dann und wann einen Blick über den Zaun werfen und soll zugleich seine Thore einem alten Prinzip, das sich aber zwischen Thür und Angel herumdrücken mußte, weit und mit aufrichtigem Willkomm öffnen. Wenn die Lehrer die künstlerische Erziehung als gleichberechtigten Faktor neben der intellektuellen und moralischen gelten lassen wollen, so werden sie auch mit einem Male wissen, wo die dichterische Jugendschrift, die bisher dem ganzen Umfang der Erziehung Heil bringen sollte, ihre naturgemäße Aufgabe zu erfüllen hat. So lange in der Erziehung für die Schulung des Kunstgenusses kein Raum ist, so lange man nicht weiß, daß es überhaupt derartiges geben kann, daß die Kunst eine sehr wesenhafte,

wenn auch nicht gerade handgreifliche Sache ist, eine Sache der gewaltigsten und edelsten Schöpferkräfte und Sache der feinst empfindenden Geister, so lange kann die dichterische Jugendschrift nicht anders gewertet und verwendet werden, als es in den angeführten Zweckangaben geschieht. Was soll man mit einem Märchen, einer Erzählung anfangen, sobald man, fußend auf strengen pädagogischen Ansichten, das Lesen zum Zwecke der bloßen Unterhaltung ausschließt, und ein Kunstgenießen, für das erzogen werden muß, nicht anerkennt? Es bleibt nichts übrig, als die Tendenz einzuführen, die Belehrung, die Veredlung, die Religiosität, die Vaterlandsliebe u. s. w.

Es könnte hier und da die Meinung auftreten, daß in den obigen Auslassungen mit „Unterhaltung" dasselbe gemeint ist, was ich mit „Kunstgenuß" bezeichne, und umgekehrt werde ich leicht mit meiner Forderung des litterarischen Genusses in den Verdacht kommen, daß ich die bloße Unterhaltung als Zweck der Lektüre hinstelle. Ich muß auf den grundstürzenden Unterschied ein wenig eingehen. Gewiß ist der bei der Unterhaltung herauskommende Genuß scheinbar ein litterarischer: das Buch vermittelt ihn. Aber so grundverschieden der Gassenhauer von einem Goethe'schen Gedicht und der Hintertreppenroman von einer Stormschen Novelle ist, so verschieden ist auch der Genuß eines Kunstwerks von der Unterhaltung. Auch den litterarisch Gebildeten kann der Hintertreppenroman eine Zeitlang unterhalten. Die groteske Art der Darstellung und der Bombast der Sprache belustigen; selbst die geschilderten Scenen in ihrer Unheimlichkeit oder Seltsamkeit spannen. Aber lange hält er's nicht aus und er wirft den Schmarren in die Ecke. Und wenn er nun den Gesamteindruck, den diese Lektüre hinterlassen hat, prüft mit der Stimmung, in die die Lektüre etwa seines Lieblingsdichters ihn taucht, so tritt der Unterschied zwischen Unterhaltung und Kunstgenuß lebhaft hervor. Gewiß, der so geschaffene Maßstab ist ein subjektiver; aber er geht aus dem objektiven Unterschied zwischen einem Schundbuch und einem Kunstwerk hervor. Der Einwurf, das jenes von dem ungebildeten Leser mit dem

gleichen Entzücken gelesen wird, wie dieses von dem gebildeten, ist falsch. Das Entzücken mag im Grade gleich sein, in der Art ist es grundverschieden. Der Leser des Hintertreppenromans dankt seinen Genuß dem Stoff, der Leser der echten Dichtung dankt alles Ergötzen dem Dichter. Dem Leser des Hintertreppenromans kann jeder beliebige Erzähler, falls er ihm nur denselben Stoff bietet, denselben Genuß bringen, dem Leser der echten Dichtung kann für diesen Stoff nur der Autor Genüge thun. Das macht, jener zieht seine Freude aus dem Stoff, dieser aus der Form, jener befriedigt eine (künstlich geweckte) Neugier, dieser befriedigt das Bedürfnis, in ihrer Art vollkommene Gestalten und Bilder zu sehen und nachzuschaffen.

Wenn Merget die Unterhaltungslektüre verteidigt, indem er Bücher für nötig erachtet, welche den Geist nicht anstrengen, sondern leicht beschäftigen, so scheint er von der Annahme auszugehen, daß ernste Kunstwerke unter allen Umständen schwere Arbeit von dem Leser heischen. Gewiß kann der Genuß eines Kunstwerks strenge Arbeit voraussetzen und fordern; das ist ebenso sehr vom Stoff wie von der Form abhängig. Aber eben so sicher ist, daß Stoff und Form derart handlich und mundgerecht sein können, daß sie keine höheren Anforderungen an die erkennenden Geisteskräfte stellen, als der elendeste Schund auch. Ich wüßte nicht, wie eine krystallklare Storm'sche oder Heyse'sche Novelle schwerer zu erfassen sein sollte, als eine beliebige Familienblatterzählung. Auch Albrecht Goerth, dessen Darlegungen über Jugendlektüre in seinem Buche „Die Ausbildung der Mädchen" entschieden einen Fortschritt gegen die aufgeführten Urteile bedeuten, behauptet, daß der ästhetische Genuß (den er scharf vom stofflichen Genuß scheidet) nur durch ernste Kunststudien zu erlangen sei. Er legt demgemäß dem bloßen Lesen von Dichterwerken nur geringen bildenden Wert bei. Es scheint, als wenn er den ästhetischen Genuß zu eng, vielleicht zu sehr im Sinne des Wissens faßt. Es kommt auf eine ästhetische Kultur des Volkes an, und dazu führt nicht wissenschaftliches Studium, sondern künstlerisches Genießen. Zum musikalischen Empfinden kommt man nicht

durch das Studium der Harmonielehre, zum Genuß der bildenden Künste nicht durch das Studium der Perspektive, der Farbenlehre u. dergl. Dort bringt allein das Hören guter Musik, hier das Sehen großer Bildwerke zum Ziel. So bedarf es, um zum litterarischen Genuß zu kommen, nicht der Arbeit im Sinne eines angestrengten Studiums, sondern allein des Lesens (oder Hörens) guter Dichtungen. Daß das Studium ästhetischer Fragen die künstlerische Erziehung fördern und unterstützen kann, soll nicht geleugnet werden. Auch ich stelle mich hinsichtlich der Unterhaltungslektüre auf den strengen Standpunkt von Detmer und bin mit ihm der Meinung, daß sie unfähig macht zum Lesen ernster Litteraturwerke. Ich glaube aber auch, im Gegensatz zu Merget, daß im Rahmen einer auf naturgemäßer Grundlage ruhenden Erziehung die Unterhaltung durch Lesen nicht erforderlich ist. Bei Merget ist die Unterhaltungslektüre nichts anderes als ein angenehmes Zeittotschlagen. Wo, wie bei Bernhardi, Theden u. a., die Unterhaltung als ein Moment der Lektüre gefaßt wird, gewissermaßen als eine angenehme, zum Weiterlesen reizende Begleiterscheinung, hat sie noch weniger mit der Kunst zu schaffen. Denn während sie bei Merget doch insofern mit dem Kunstgenuß übereinkommt, als sie, wie dieser, ihren Zweck in sich selbst vollendet, tritt sie hier in den Dienst der Belehrung, der sittlichen Vervollkommnung. Wenn der Gelehrte seine populären Abhandlungen, der Moralphilosoph seine Ermahnungen und Anweisungen in schöner anziehender Form giebt, so gereicht das dem Werk und seinen Zwecken gewiß zum Vorteil. Ja, man kann sagen, diese Schriftsteller erreichen ihre Absichten um so vollkommener, je mehr sie künstlerische Gestaltungskraft besitzen. Soweit jene Kritiker das unterhaltende Moment in diesem Sinne fassen, darf man ihnen gewiß zustimmen. Aber von Detmer bis Theden — und die Lehrer-Vereinigungen schließen sich an — hat man den Mißbrauch der dichterischen Kunstform zu Zwecken der Belehrung und der Veredlung im Auge. Warum Mißbrauch das richtige Wort ist, habe ich in den vorigen Kapiteln nachgewiesen. Die Erzählung soll „lehren“, soll „veredeln“, ja

das Schauspiel wird (von Detmer) als Mittel sprachlicher Schulung und Ausbildung des Gedächtnisses empfohlen! „Die Geschichte lehrt, daß Gott die, welche ihm vertrauen und seine Wege wandeln, nicht verläßt; daneben zeigt sie aber auch, welch großes Elend die Zerrissenheit Deutschlands über einzelne Personen und ganze Gegenden gebracht hat.“ — „Die spannend geschriebene Erzählung ist sittlich außerordentlich bildend.“ — „Der reiferen Jugend wird es sowohl zur Bereicherung des Wissens als zur Erbauung dienen.“ — „Die hübschen Erzählungen werden die Jugend zu gewissenhafter Pflichttreue anspornen.“ — „Knaben wird die Erzählung zu Vaterlandsliebe und frommem Glauben hinreißen.“ — „Die Erzählungen regen zum Erbarmen an und lehren Treue im Beruf.“ — „Die Geschichte beweist schlagend, welch ein Segen in dem neuen Invaliditäts-, Alter-, Kranken- und Unfallversicherungsgesetz den deutschen Arbeitern geboten ist.“ — Das ist eine kleine Blütenlese von Urteilen, die, von Lehrer-Vereinigungen gefällt, sich auf zum Teil warm empfohlene Erzählungen beziehen. Es ist die praktische Anwendung der oben mitgeteilten Grnndsätze.

Es fällt keinem ein, zu sagen: Das Lied, das unsere Kinder hören, oder das Bild, das sie sehen, muß eine belehrende und veredelnde Tendenz haben. Es ist allen fraglos, daß Lied und Bild ergötzen sollen. Und wenn schon gesagt wird, und mit Recht, daß Lied und Bild ästhetisch bilden sollen, so wird doch nie gefordert, daß die Erzeugnisse menschlichen Kunsttriebes die Tendenz zu bilden als erstes Merkmal zeigen müsse. Lied und Bild sind da, hervorgegangen ohne jegliche Absicht aus dem im wesentlichen wohl noch unerklärten Kunsttriebe des Menschen, und so nehmen wir sie und lassen die Kinder sich daran ergötzen und ihr ästhetisches Empfinden daran bilden. — Steht denn nun die Dichtkunst anders? Die Sache ist dadurch so gründlich verfahren, daß wir uns gewöhnt haben, das Wort vorzugsweise als das Mittel der Belehrung und Ermahnung anzusehen. Dieser einseitigen Auffassung vom Zweck des Wortes sind namentlich die Lehrer zugänglich. Ihre gesamte lehrende und erziehende

Thätigkeit beruht auf dem Worte. Daher mag es wohl kommen, daß sie leicht geneigt sind, auch dem Worte des Dichters lehrende oder erziehende Wirksamkeit, ja Tendenz zuzuschreiben. Nun sind fast alle Kritiker, die wir an uns haben vorüberziehen lassen, Lehrer (theologisch oder seminarisch gebildete) oder lehrende Geistliche gewesen. Das erklärt die unkünstlerische Auffassung der Jugendschrift in den obigen Citaten wesentlich mit. Der Geistliche ist von jeher gewohnt, die Kunst in den Dienst seiner religiösen und moralischen Absichten zu stellen. Der Seminarunterricht ist vielleicht in keinem Punkte so mangelhaft, wie gerade im Litteraturunterricht. Es scheint, als wenn manche Seminare noch unter dem klassikerfeindlichen Geiste der Mühler'schen Regulativ-Epoche stehen. Die akademisch gebildeten Lehrer, die im übrigen hinsichtlich der methodischen Durchbildung und des methodischen Bemühens hinter den Volksschullehrern zurückstehen, gehen hinsichtlich der künstlerischen Auffassung der Lektüre voran. Neigung und germanistische Studien haben sie befähigt, den Dichterwerken unbefangen gegenüberzutreten, wenn sich auch nicht selten in den „Erläuterungen" zu viel litteraturhistorische Gelehrsamkeit auf Kosten der poetischen Auffassung breit macht. Schon in den dreißiger Jahren setzt Prof. M. W. Götzinger in Schaffhausen (nach Hergang's Handbuch der päd. Litteratur, Leipzig, 1840) als Zweck des Lesens der Dichter seitens der Jugend u. a.: „Es soll eine Anleitung sein zum Lesen guter Schriftsteller überhaupt und eine Schutzwehr gegen das Lesen schlechter Scribenten. Es soll den Geschmack bilden". Und Prof. A. A. L. Follen in Aarau will nach dem Vorwort zu seinem „Bildersaal deutscher Dichtung (Winterthur, 1829 und 28)" „die Bildung der Phantasie erzielen, welche die Grundkraft aller andern geistigen Vermögen ist; sie ist das Leben des Kindes. erzeugend seine geistige Thätigkeit, seinen Spieltrieb. Die Bildung der Phantasie wird am besten durch echte Poesie erzielt". (Nach Hergang). Dr. Otto Lyon, Gymnasiallehrer in Dresden, bekundet durch sein vortreffliches Buch „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichtes in der deutschen Sprache

sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte erläutert und behandelt. Erster Teil (Leipzig, 1890)“ eine rein künstlerische Auffassung der Lektüre. Wenn sich seine Darlegungen auch auf die Behandlung der Dichtungen in der Schule beziehen, so treten sie doch so entschieden für künstlerische Bildung ein, daß sie nicht ohne Einfluß auf die Privatlektüre sein können. „Das ästhetische Gefühl zu wecken und zu bilden, muß die Hauptaufgabe der Gedichterklärungen sein“ ist sein Hauptsatz. Er fordert auf das bestimmteste, daß „der hehrste Schatz unseres Volkes, unsere Poesie, nicht zum geistigen Turngerät erniedrigt und nicht zur Werkeltagsplage gemacht werde.“

In dem gleichen Geiste sind zwei andere Arbeiten aus dem Kreise der Gymnasiallehrer gehalten, von denen zu wünschen wäre, daß ihr Einfluß sich in breiteren Schichten bemerkbar machte — der „Katalog für die Schülerbibliotheken höherer Lehranstalten nach Stufen und Wissenschaften geordnet von Dr. Ellendt“ und die ausführliche Anzeige dieses Werkes von O. Frick, dem späteren Direktor der Francke'schen Stiftungen, in der „Zeitschrift für das Gymnasialwesen, Jahrgang 1877.“ Sie lassen sich auf principielle Erörterungen kaum ein; aber die von Ellendt gegebene Auswahl, das dem Katalog vorangestellte „Verzeichnis von Jugendschriften, welche für Schülerbibliotheken nicht geeignet sind,“ sowie gelegentliche Bemerkungen zu diesem Index und die kritischen Bemerkungen Fricks zu einzelnen von Ellendt (in der 2. Auflage) aufgeführten oder ausgelassenen Werken lassen den Standpunkt hinreichend erkennen. Ganz und gar lehnt Ellendt die so viel gepriesenen Größen Oskar Höcker, Franz Hoffmann, Gustav Nieritz, Luise Pichler, Chr. v. Schmid, G. H. v. Schubert, Karl Stöber und S. Wörishöffer ab. Im Gegensatz zu dem „ausführlichsten Empfehler der Hoffmann'schen Jugendbibliothek Oberlehrer S. Binder, dem pädagogischen Verein in Berlin und der Jugendschriften-Kommission des schweizerischen Lehrervereins“ hält er „Hoffmann's Stil und ganze Art des Erzählens für trivial“ „Nieritz Verdienst um die Jugendlitteratur“ sagt Ellendt, „steht auf nicht minder schwanken Füßen

als das Franz Hoffmanns und seiner Mitarbeiter. Er ist es gerade vor und neben Hoffmann gewesen, der den Kinderroman zu üppigster Blüte getrieben hat, und in seinen auch heute noch von vielen Seiten gepriesenen „spannenden“ und „anziehenden“, „den richtigen Ton für Kinder treffenden“ Erzählungen das Muster für viele Nachtreter von noch geringerem Talente gewesen ist“. Frick heißt die strenge Sichtung gut; wiederholt betont er eine Beschränkung auf das Originale. Er will, um den vollen, so nachhaltigen Eindruck, den der originelle Robinson auf jedes gesunde jugendliche Gemüt macht“, nicht zu verwirren, verkümmern oder zu zerstören allen Robinsonaden außer dem Marryatschen Sigismund Rüstig, „das nicht Copie, sondern auch Original ist“, streichen. Bei den Märchen will er sich mit der Grimm'schen Sammlung begnügen, damit „nur diese zu einem rechten Besitz werde und ihre Wirkung keine Abschwächung erleide“. Er tadelt die Aufnahme von Körner's Werken in den Katalog; dramatisierte Romane behagen der Jugend, aber sie leiten nach seiner Meinung das ästhetische Urteil irre und stumpfen den Sinn für die Erfassung des echt Tragischen ab. Er hat gegen Jakobs' „Alwin und Theodor“, sowie Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ Bedenken, „weil das Klassische in diesen Werken mehr episodischer Natur ist“. Aber selbst einem Manne wie O. Frick spielt die Tendenz einen Streich. Die religiösen Nebel trüben seinen ästhetischen Blick. Er ist im Gegensatz zu Ellendt für Einzelnes von Chr. v. Schmid, nämlich Genovefa, Rosa von Tannenberg, die Ostereier und das Täubchen; „ja wir behaupten,“ sagt er, „daß diese Schriften, wenn die moralischen Betrachtungen nur gekürzt würden, noch immer zur besten Speise gehören, die einem Kinde dargeboten werden kann, wie man sich leicht überzeugt, wenn man die so gekürzten Erzählungen den Kindern vorliest.“ Man kann überzeugt sein, nur bei so wesentlich religiösen Schriften, wie die von Chr. v. Schmid es sind, konnte es Frick passieren, Kürzungen in einem Dichterwerke gut zu heißen oder gar den beim Vorlesen erreichten Erfolg als Maßstab für den bildenden Wert einer Erzählung hinzustellen. — Vielleicht steht auch

Ellendt bei der Auswahl von Dichterwerken ein wenig unter dem Einfluß einer Tendenz. Wenn er unter Kanon einer Schülerbibliothek eine Vereinigung solcher Werke versteht, „welche dem Bedürfnis der Schüler je nach ihren Altersstufen entgegenkommen (Märchen, Sagen, Geschichte) und vermögend sind, sie in die Hauptkreise der Bildung einzuführen (Natur und Geschichte, Altertum und Neuzeit), für die großen typischen Persönlichkeiten der Geschichte und der eigenen Nation zu begeistern (Alexander d. Gr., Karl d. Gr., Otto d. Gr., Luther, der gr. Kurfürst, Friedrich d. Gr., Kaiser Wilhelm), mit nationalem und patriotischem Sinn frühzeitig zu erfüllen (der 7jährige Krieg, die Freiheitskriege, der große Krieg von 1870/71), endlich auf die großen Dichter unseres Volkes vorzubereiten oder näher in sie einzuführen", so scheint mir hier die patriotische Tendenz so stark hervorgekehrt, daß zu besorgen steht, die Auswahl könne davon beeinflußt werden. In der That will es mir scheinen, als wenn W. O. v. Horn (auch unter den ungeeigneten Jugendschriften aufgeführt), Ferd. Schmidt, Franz Kühn und Würdig in dem Ellendt'schen Katalog um ihrer vaterländischen Gesinnung willen mit einigen ihrer Schriften ein Plätzchen gefunden haben.

Es kann hier nicht eine Arbeit übergangen werden, die, wenn auch von andern Gesichtspunkten ausgehend, im wesentlichen und praktisch genommen schon vor Jahrzehnten zu denselben Resultaten gelangt ist, wie diese Schrift — der Artikel „Jugendlektüre, Jugendlitteratur" von dem Direktor der Frankfurter Musterschule, C. Kühner in Schmid's „Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens". Der Artikel ist das beste und allseitigste, was je über Jugendlektüre geschrieben worden ist. Es ist unbegreiflich, daß diese Gedanken, an so hervorragender, allen Lehrern fortdauern zugänglichen Stelle geäußert, so wenig gefruchtet haben, wie die angeführten Grundsätze. Urteile und namentlich die „Verzeichnisse empfehlenswerter Jugendschriften" beweisen. Vielleicht erklärt sich diese Erfolglosigkeit der Kühner'schen Arbeit aus der nach meiner Ansicht falschen Auffassung des Verfassers von dem Wesen der Dichtung überhaupt. Wohl ist er mit

6*

Herbart der Meinung, „daß schon die Absicht zu bilden, die Jugendschrift verderbe“, wohl meint er, daß „diejenigen nicht ganz Unrecht“ haben, „die wie Stoy (Schrift und Jugend) es für das Sicherste halten, die Auswahl nur auf Bibel und Klassiker zu beschränken und die gesamte specifische Jugendlitteratur auszuschließen“; aber indem er zu diesen radikalen Anschauungen nicht aus Gründen der künstlerischen Erziehung, sondern aus Gründen der religiösen, moralischen und intellektuellen Bildung gelangt, entzieht er seiner Beweisführung den festesten Stützpunkt. Er findet in der specifischen Jugendlitteratur seine Anforderungen an religiös, moralisch oder intellektuell bildende Stoffe nicht erfüllt und verwirft sie; „die aus den tiefsten Quellen der Volksbildung entsprungene, dem Gesamtbewußtsein der Nation als klassisch bewährte und in das Volk eingelebte Dichtung und praktische Weisheit — oder im weiteren Sinne, „alles, was als Welt- und Völkergabe verehrt wird“, bietet ihm die gesuchten Bildungselemente in genügender Eigenschaft, und darum acceptiert er diese Litteratur als Jugendlektüre. Indem er aber solche Bildungsmomente ausschlaggebend sein läßt, die sich nicht nur in der Dichtung finden, die deren Wesen nicht ausmachen, bleibt der stärkste Antrieb zur klassischen Lektüre unwirksam. Mancher, der wie Kühner als letztes Ziel der Jugendschrift „die Erziehung zum Christentum“ betrachtet, findet dies Ziel schon viel eher erreicht, als auf den Höhen klassischer Dichtung; er wird, um der Absicht willen, auch Pseudodichtung zulassen. Zumal es für diesen oder jenen zweifelhaft sein mag, daß die klassische Dichtung das christliche Moment in genügendem Maße enthält, wie es für andere zweifelhaft sein wird, ob genügend moralische oder genügend belehrende Momente in ihr enthalten sind. Wer aber um der künstlerischen Erziehung willen die klassische Lektüre befürwortet, darf nicht befürchten, daß jemand sein Prinzip gutheißt und dennoch vor der Konsequenz zurückweicht; denn niemand wird bezweifeln, daß die künstlerischen Momente nur in unserer echten Dichtung vorhanden sind. Kühner will die Jugend auf den Berg führen, nicht um sie die Aussicht genießen zu lassen, sondern um ihr

Bewegung und frische Luft zu geben, um sie Blumen und Käfer sammeln zu lassen. Da nicht alle, wie er, der Meinung sind, daß dies am besten durch die Bergbesteigung erreicht werden kann, so bleiben viele unten, zumal es für die Kinder und Führer bequem ist. So hat Kühner seine Arbeit selbst zur Unwirksamkeit verdammt. Nicht, daß er von jenem Genuß der Aussicht nichts wissen will. Mehr als andere betont Kühner auch die ästhetische Bildung, aber er betont sie in letzter Linie. Das mußte bei Dichtungen verhängnisvoll werden. Die Kinder sollen die Aussicht genießen. Da hilft kein Sträuben und Ausreden, sie müssen auf den Berg. Gewiß ist, daß sie dabei auch die beste Bewegung, die frischeste Luft, die herrlichsten Blumen und Käfer haben werden und daß mancher, dem die Natur die Fertigkeit, sich an der Aussicht zu freuen, versagt hat, darin seinen Hauptgewinn findet. Aber ich meine, es lohnt sich auch, die Freude an dem Weitblick zu bieten und zu lehren.

VI.

Zur Charakteristik der gangbaren Jugendlektüre.

Was in diesem Buche bisher als ausgemacht vorausgesetzt wurde und durch das angeführte Storm'sche Wort seine Bestätigung von berufenster Seite fand, daß nämlich die specifische Jugendlitteratur, soweit sie in dichterischer Form auftritt, im allgemeinen den Anforderungen, die wir an ein litterarisches Kunstwerk stellen, nicht entspricht — das muß nun im einzelnen nachgewiesen werden. Bei der ungeheuren Menge der vorhandenen Jugendschriften muß eine Beschränkung auf die gangbarsten Namen, die das Gesicht der Jugendlitteratur machen, stattfinden. Und auch hier müssen einzelne Proben genügen. Die Autoren, welche durch ihren historisch gefesteten Namen, durch ihre Fruchtbarkeit oder durch ihre Beliebtheit hervorragen, sollen in erster Linie zur Besprechung kommen. Diejenigen Werke, die sich in

allen Verzeichnissen vorfinden, in solchen, wie sie im vorigen Abschnitt aufgeführt sind und in amtlichen für Volks- und Schülerbibliotheken, dürfen nicht übergangen werden. Da es wesentlich darauf ankommt, allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, die bei der Prüfung von Jugendschriften Anwendung finden können, dürfte es sich empfehlen, das schier unabsehbare Gebiet in Bezirke zu teilen und diese einzeln vorzunehmen.

* * *

Bearbeitungen.

Wer den Grundsatz anerkennt, daß die Jugendschrift in dichterischer Form ein Kunstwerk sein müsse, wird von vornherein jeder Bearbeitung für die Jugend ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen. Nicht, daß die Bearbeitung, also die Umformung einer vorhandenen Dichtung, grundsätzlich auszuschließen wäre. Es ist das wohl zu unterscheiden. Das Entscheidende aber ist der Geist und die Absicht, aus welcher die Bearbeitung hervorgegangen ist. Die dichterische Wiedergeburt eines alten Stoffes, selbst wenn er bereits in künstlerisch abgeschlossener Form vorliegt, kann ein ernst zu nehmendes Werk, ja ein Kunstwerk ersten Ranges ergeben. Aus modernem Empfinden entsteht ein neues Werk, dessen künstlerische Originalität durch die einer vergangenen Kulturepoche angehörende Gestaltung nicht beeinträchtigt wird. Der uralte Stoff der Siegfriedsage hat mehrere Bearbeitungen erlebt, die jede für sich selbständigen Wert besitzen, selbst wenn die eine auf der andern fußt, wie die Hebbel'sche Dramen-Trilogie auf dem mittelalterlichen Volksepos.

Wenn dagegen die neue Form nicht aus dichterischem Interesse hervorwächst, sondern irgend einem wirklichen oder scheinbaren Bedürfnis abhelfen soll, so ist sie von vornherein als verfehlt zu betrachten. Ein altes Kunstwerk wird zertrümmert oder bestenfalls seiner mehr oder minder charakteristischen Eigenheiten beraubt, und was entsteht, ist ein Gebilde ohne originellen Wert.

Die Bearbeitungen in der Jugendlitteratur bieten ein recht mannigfaltiges Bild. Alte und neue Schätze der Welt-

litteratur, von Homers Epen bis zu Dickens Romanen, sind für den kindlichen Gaumen zubereitet worden. Klassische und tendenziöse Kinderschriften haben sich Umarbeitungen gefallen lassen müssen; Grimm's Kinder- und Haus-Märchen so gut wie die salbungsvollen Erzählungen des alten Friedrich Jakobs sind nach dieser oder jener Rücksicht umgeformt auf den Markt gekommen. Ohne Zweifel sind die alten Sagenstoffe den Umarbeitungen am leichtesten zugänglich. Sie sind ein Erzeugnis der umgestaltenden Volksphantasie ohne individuelles Gepräge. Von Generation zu Generation veränderte sich ihre Gestalt; jeder neue Erzähler that von dem Seinigen hinzu und stieß ihm Fremdes ab. Sicher hat auch die Rücksicht auf die Hörer formbedingend mitgewirkt. Wenn nun ein Erzähler unserer Zeit sich vornimmt, der Jugend die alten Mären vorzuführen, so mag das hingehen, vorausgesetzt, daß sein Herz bei dem Stoff ist und auf seinen Lippen die Muse thront. Beide Voraussetzungen treffen bei Männern wie Schwab und Klee zu, und ihre Sagen- und Volksbücherbearbeitungen mögen eine ersprießliche Lektüre sein. Selbst wo, wie in den Heroengeschichten Niebuhrs, die Umformung in Berücksichtigung des kindlichen Verständnisses einer völligen Neuschaffung gleichkommt, darf noch von einem gewissen Kunstwert gesprochen werden, da die Erzählungen aus tiefstem Verständnis und Interesse geflossen sind und ein epischer Mund ersten Ranges sie vortrug. Diese Art der Bearbeitungen stehen den populär-wissenschaftlichen Darstellungen nahe: die wissenschaftliche Autorschaft verbürgt außer der unbedingten Glaubwürdigkeit des Stoffes die Angemessenheit der Form in Rücksicht auf den Stoff; wenn dem Verfasser die Einfachheit der Darstellung fehlt, so wird er seinem Leserkreise nicht immer verständlich und anmutig erscheinen; aber sicher wird er überall die Würde des Stoffes wahren und nirgends läppisch werden.

Anders liegt die Sache bei frei erfundenen Dichtungen. Hier ist ein individuelles Gepräge, das bei jeder Umarbeitung mehr oder weniger verwischt wird.

Solche das ursprüngliche Kunstwerk zerstörende Umarbeitungen giebt es in Menge vom Defoe'schen Robinson,

von Don Quichote u. a. Sind sie notwendig? Das könnte doch nur behauptet werden, wenn das Verständnis der Kinder oder die Rücksicht auf ihre Sittlichkeit Änderungen und Auslassungen erheischte und wenn zugleich der unentrinnbare Zwang vorläge, schon die Kinder mit diesen Stoffen bekannt zu machen. Nach den bisher entwickelten Grundsätzen muß diese Notwendigkeit in Abrede gestellt werden. Entweder ist das Buch der Auffassungskraft der Kinder angemessen, was z. B. für den Robinson in seiner ursprünglichen Gestalt, die Herm. Hettner ein Kunstwerk nennt, feststeht — dann soll es in seiner ihm vom Autor gegebenen Form gelesen werden, oder es übersteigt die intellektuelle und moralische Tragfähigkeit des Kindes, wie der Don Quichote und Gullivers Reisen, dann muß die Lektüre anstehen, bis die Kräfte für diese Aufgabe erstarkt sind. Wo nicht, wie bei dem Campe'schen Robinson, zwingende pädagogische Gründe für die Bearbeitung vorlagen, da sind diese Bücher wohl ausnahmslos Erzeugnisse der Spekulation. Hier geht dem Jugendschrifsteller der Stoff aus, dort will ein Verleger seine Serien fortsetzen; in beiden Fällen greift man getrost in die Schatzkammer der Weltlitteratur und schneidet, schleift und faßt die Edelsteine für den kindlichen Geschmack. Das ist unter allen Umständen zu verurteilen. Was soll z. B. eine Bearbeitung von Dickens' David Copperfield, selbst wenn sie in ihrer Art noch so vollkommen wäre? Die Notwendigkeit, daß gerade der Stoff dieses Romans bereits Kindern mitgeteilt werden müsse, läßt sich auf keine Art erweisen. Wir sind nicht sicher, daß nicht eines Tages der Wilhelm Meister oder gar der Faust in einer Bearbeitung für die Jugend auf dem Büchermarkt erscheint.

Dann giebt es zahllose Bearbeitungen von Büchern, die entweder von vornherein als Kinderlektüre gedacht sind oder doch unbeanstandet selbst die strenge Censur der Lesebuchverfasser passiert und so Bürgerrecht in der Kinderbibliothek bekommen haben. Dahin gehören die Grimm'schen und Andersen'schen Märchen und die Hebel'schen Erzählungen. In diesen Erzeugnissen ursprünglicher poetischer Gestaltungs-

kraft finden sich Stellen, die sich durch Originalität, vielleicht gar Kraßheit der Auffassung oder des Ausdrucks von dem glatten Fluß der gewöhnlichen Lesebuchprosa abheben. Die Versimpelung unseres litterarischen Geschmacks hat es zuwege gebracht, daß es Leute giebt, die, anstatt an solchen Stellen als einer erfrischenden Kundgebung originellen Geistes ihre Freude zu haben, sich abgestoßen und beunruhigt fühlen. Aus dieser Auffassung heraus erachtet man ganz ungerechtfertigter Weise diese Wendungen als für das kindliche Gemüt verderblich und merzt sie aus. Da sich in dieser Art von Bearbeitungen die Geringschätzung des dichterischen Worts, die verkehrte Auffassung von der Lektüre der Kinder am deutlichsten verrät, so soll hier auf einige Bücher näher eingegangen werden.

Der fruchtbare A. H. Fogowitz verunstaltet in „Kurze Geschichten für kleine Leute" u. a. Hebels „Ein gutes Rezept" fast Satz für Satz. Eine Gegenüberstellung charakterisiert die Absichten des Bearbeiters genugsam.

Hebel:

Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder Pillelein er ihr verordnet hat, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau", sagte er, „Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen verordnet, beim Zahlamte zu erheben, und unten daran steht „Joseph", wenn Ihr ihn kennt. Ein solches Magenpflaster und Herzsalbe und Augentrost hätte ich Euch nicht verschreiben können. „Da that die Frau einen Blick gegen den Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung.

Fogowitz:

Neugierig nahm der Arzt das von jenem geschriebene Rezept in die Hand, um zu sehen, wer dagewesen und was er verordnet habe — aber schon im nächsten Augenblicke stieß er einen Ruf der Überraschung aus. „Frau", sagte er, „wahrlich, Ihr seid einem guten Arzt in die Hände gefallen, denn dieses Rezept ist eine Anweisung auf fünfzig Dukaten, die beim Kammerzahlamte zu beheben sind! Unterschrieben ist es mit — Kaiser Josef". Es wäre schwer, die Überraschung und das Entzücken der Frau zu schildern. Sie konnte nicht sprechen vor Dankbarkeit, dankte aber innerlich dem Himmel und dem guten Kaiser voll tiefster Herzensrührung.

Paul Arndt übt seinen pädagogischen Takt an Andersen und Grimm. Es wird einen lehrreichen Einblick in die Methode dieses Bearbeiters und seine Motive gewähren, wenn wir einmal an einer Stichprobe eine genauere Analyse vornehmen. Das „häßliche junge Entlein" in der Arndt'schen Bearbeitung (H. C. Andersens Märchen für Kinder. Frei nach der Reclamschen Ausgabe bearbeitet von Paul Arndt) möge dazu dienen. Es handelt sich hier um Streichungen, Einfügungen und Abänderungen. Die Streichungen scheinen zum Teil aus ethischen Rücksichten vorgenommen zu sein. Es fehlen z. B. folgende zwei Stellen: „Sie sind sämtlich ihrem Vater wie aus den Augen geschnitten! Der Bösewicht, er besucht mich nicht einmal?!" — „Dicht nebenbei in einem anderen Moore wohnen einige süße, liebliche, wilde Gänse, lauter Fräulein, die das Rapp! Rapp! köstlich zu plaudern verstehen, du bist im Stande dazu, dein Glück zu machen, so häßlich du auch bist." Ich halte diese Stelle für unbedenklich und darum die Streichung für ungerechtfertigt. Dann haben Streichungen aus Rücksichten auf das Verständnis stattgefunden. Es sind die den Andersenschen Märchen eigentümlichen, menschliche Thorheiten und Schwächen ironisierenden Betrachtungen, Reden und Situationen. Arndt beseitigt solche Stellen nicht überall, was ja wohl auch zur Zerstörung der Märchen führen müßte; aber er streicht die für das Verständnis nicht gerade unentbehrlichen. Da das wörtliche Verstehen bei der durchsichtigen, sinnesfälligen Sprache Andersens auch an diesen Stellen überall gesichert ist, so leidet das Verständnis des Ganzen durch diese Stellen nicht. Erfassen nun auch die Kinder die auf Erwachsene so komisch wirkenden Beziehungen auf das Menschenleben nicht, so kann das nicht schaden; im Gegenteil, wenn das Kind fühlt oder ahnt, daß noch ein tieferer Bezug da ist, so rückt das Märchen ihm damit in eine höhere Sphäre, in der er es später gern einmal wieder aufsucht. — Auch diese Streichungen sind ungerechtfertigt. Endlich findet man Kürzungen, für die kein anderer Grund ersichtlich ist, als das Ganze kürzer zu gestalten. Hier werden einige schöne charakteristische Striche

aus einem Landschaftsbilde herausgerissen, dort die plastische Ausmalung einer Bewegung zurückgehalten. Die Entenmutter, die das häßliche Entlein im Entenhofe entschuldigt und in mütterlicher Liebe alles Gute von ihm sagt und hofft, zupft es am Nacken und glättet ihm das Gefieder; dieser echt menschlich-natürliche Zug ist fortgelassen. Auch feinere Zusammenhänge, die in dem vom Dichter aus dem Menschenleben erlauschten Gesprächen die Seele in ihrer natürlichen Bewegung zeigen, sind zerrissen. Da die Kürze kein notwendiges Erfordernis ist, sind diese Kürzungen nicht gerechtfertigt.

Bei den Einfügungen handelt es sich meist nur um einzelne Worte, die teils dem Ausdruck größere Deutlichkeit, teils größere Schönheit geben sollen. Immer offenbart Arndt ein unentwickeltes Stilgefühl. Wenn gesagt ist: „Das Entlein erkannte die schönen Tiere und wurde von einer eigentümlichen Traurigkeit ergriffen," so braucht nicht eingeschoben zu werden, daß dies letztere „bei ihrem Anblick" geschah. Wenn Arndt sagt: „Selbst die Fliedersträuche neigten sich gerade zu ihm in das Wasser hinunter," wobei er die hervorgehobenen beiden Worte eingeschoben hat, so ahnt er garnicht, daß er damit eine feine Grenzlinie Andersens gröblich durchbricht. In diesem Märchen ist das Getier menschlich dargestellt, die übrige Natur aber mit um so größerer Objektivität. Nun sollte als einzige Ausnahme der Fliederstrauch an der Vermenschlichung teilhaben? Daß bei Arndt diese Absicht vorlag, tritt noch deutlicher hervor durch die Weglassung der Worte „mit den Zweigen" hinter „neigten sich". Das Streben nach größerer Deutlichkeit läßt ihn auch einmal eine Bewegung ganz falsch darstellen. Daß das Entlein erst nach dem bösen Winter fliegen kann, erzählt Arndt selbst; gleichwohl läßt er es schon gleich bei der Flucht aus dem Hühnerhofe über den Zaun fliegen. Während ganz richtig in der Reclam'schen Ausgabe steht: „Da lief und flog es über den Zaun", verballhornisiert er: „Da lief es fort und flog über den Zaun". Einfache Ausdrücke beladet er mit Schwulst: die einfache Thatsache: „es war selbst ein Schwan" scheint ihm

für die Katastrophe doch zu einfach und er sagt: „es war selbst ein schneeweißer Schwan mit stolzem Gefieder“.

In einer „Sammlung der schönsten Märchen, Sagen und Schwänke“, die einmal „Im Märchenwalde“, das andere Mal „Es war einmal“ betitelt ist, ist kaum eins, das dem Herausgeber Paul Arndt in seiner ursprünglichen Form genügte. In unglaublicher Weise springt er mit den Grimm'schen Märchen um. An diese goldenen Gefäße, um die uns die Welt beneidet, wagt der Mann seine täppischen Hände zu legen, um hier einen Zierrat barbarisch herunterzuschlagen, dort einen rohen Schnörkel aufzugipsen. Nie sind Kunstwerke ruchloser verunstaltet worden. Eine Gegenüberstellung des Grimmschen Textes vom Anfang des Sternthaler-Märchens mit der Arndtschen Bearbeitung wird das beweisen:

Grimm:	Arndt:
Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter gestorben, und es war so arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte darin zu wohnen und kein Bettchen mehr darin zu schlafen und endlich gar nichts mehr, als die Kleider auf dem Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld u. s. w.	Es lebte einmal ein kleines Mädchen, dem waren Vater und Mutter gestorben, und das Mädchen war so arm, daß es kein Kämmerchen zum Wohnen und kein Bettchen zum Schlafen hatte. Ach, das arme Kind besaß gar nichts mehr, als die Kleider auf dem Leibe und ein Stückchen Brot in der Hand, das ihm ein mitleidiges Herz geschenkt hatte. Und weil das gute und fromme Mädchen so von aller Welt verlassen war, ging es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus ins Feld, um ein Obdach zu suchen u. s. w.

Die poetische Blindheit Arndt's beweist am schlagendsten dieser letzte Zusatz. Den rührend feinen Zug, daß das Kind ins Feld geht, ohne Plan und Ziel, im dunklen Drange seines Märchendaseins, versteht der Bearbeiter gar nicht, und er läßt es auf die Wohnungssuche ziehen.*)

*) Hier muß, zur Charakteristik der kläglichen Jugendlitteratur-Verhältnisse, auf einen hübschen Verleger-Streich hingewiesen werden.

Andere Märchen sind noch schlimmer verunstaltet, so „Der Wolf und die sieben jungen Geißlein". Der einfache Anfang bei Grimm: „Es war einmal eine alte Geiß, die hatte sieben junge Geißlein, und hatte sie so lieb, wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat" genügt Arndt nicht; er hebt sein Märchen also an: „Draußen an der grünen Halde stand eine Hütte, dort wohnte die alte Geißmutter, die nicht weniger als sieben Kindlein hatte, das waren lauter junge Geißlein, die hüpften in der Hütte herum und meckerten und schäkerten, daß es eine helle Lust war, sie zu hören und zu sehen." Während es bei Grimm bloß heißt: „Eines Tages wollte sie in den Wald gehen und Futter holen," läßt Arndt die alte Geiß sagen: „Kinderchen, morgen ist es Sonntag, darum will ich jetzt in den Wald nach Futter gehen und dabei gute Kräuter suchen, daß ich euch morgen ein gutes Kräutersüpplein bereiten kann". Der im ursprünglichen Text der Warnung vor dem Wolf hinzugefügte Hinweis auf seine rauhe Stimme und die schwarzen Füße fehlt bei Arndt; wie wesentlich der Kontrast zwischen der klugen, sorgsamen Mutter und ihren strikte an ihr Wort sich haltenden Kindern einerseits und dem alle Vorsicht durch List und Ausdauer besiegenden Wolf gerade durch diesen Hinweis unterstützt wird, merkt der Bearbeiter nicht. Dagegen schiebt er eine Begegnung

---

Der Verlag von W. Effenberger (F. Löwe) in Stuttgart, der jene Arndtsche Märchensammlung herausgiebt, hat auch eine Ausgabe der Grimmschen Kindermärchen veranstaltet, die „in neuer, sorgfältigster Auswahl" wie es scheint nicht ein einziges Märchen unangetastet läßt. Auch hier scheint Paul Arndt seine Hand im Spiel gehabt zn haben, wenn auch zwischen seiner Sammlung und dieser andern große Abweichungen im Text bestehen. „Die Sternthaler" fängt hier so an: Es lebte einmal ein g u t e s Mädchen. Weshalb diese Veränderung sowohl gegen Grimm als gegen Arndt? Das beigegebene Bild belehrt uns bald. Der Zeichner hat, wer weiß aus welchem Grunde? das Kind als vollentwickelte Jungfrau gegeben; der gewissenhafte Herausgeber will keinen Widerspruch zwischen Bild und Text durchgehen lassen, der sparsame Verleger das schöne Bild nicht verlieren. Das Compromiß wird auf Kosten der Textrichtigkeit und des guten Geschmacks geschlossen.

zwischen der alten Geiß und dem Wolf ein: „Guten Tag, Frau Mutter; wo habt ihr eure lieben Kinder, die sieben schönen Geißlein?“ — „Die sind mit ihrem Vater auf den Markt gegangen“, entgegnete die Geißmutter, „er will ihnen Schuhe kaufen“. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, daß dies Einschiebsel einem vorhandenen Bilde zuliebe, das den Wolf und die Geiß im Walde darstellt, gemacht worden ist.*) Als der Wolf das erste Mal anklopft, nennt er sich Tante von Ziegenheim, das zweite Mal ist der Onkel aus Bockenheim und erst das dritte Mal giebt er vor, die Mutter zu sein. Nicht im Uhrkasten sitzt das siebente Geißlein, sondern im Kamin, und es meldet sich erst, als die Mutter Feuer anmacht, „um sich ein Süpplein zu bereiten zur Stärkung“. Nach Grimm tanzten die geretteten Geißlein um den Brunnen und „riefen laut“: „Der Wolf ist tot! der Wolf ist tot!“ Nach Arndt „sangen“ sie „voll Freude“:

Wumpidipump, nun hat's der Lump;
Der Wolf, der sich vermessen,
Sechs Geißlein aufzufressen;
Nun hat er davon große Not,
Wumpidipump, der Wolf ist tot!“

Das nennt Paul Arndt: „Frei nach Gebrüder Grimm“.

Diese alles übertreffende Verhunzung der Grimmschen Märchen ist kaum irgendwo gerügt worden. Als vor einigen Jahren Georg und Lily von Gizycki in nach meiner Auffassung völlig ungerechtfertigter Weise, aber in ernster, hochachtbarer Absicht eine Bearbeitung der Grimmschen Märchen nach ethischen Rücksichten vornahmen, ging ein Sturm der Entrüstung und des Hohnes durch die Litteratur- und Tagesblätter. Der

*) In dem aus demselben Verlag stammenden „Märchenzauber“ von T. Hoffmann, das mit zwölf ganz miserablen Farbendruckbildern geschmückt ist, wird noch ein Nachlaufen des jüngsten Zickleins eingefügt. Auch hier hat sicherlich das Bild die sinnlose Einfügung veranlaßt. So haben wir das ergötzliche, gewisse Buchhändlerpraktiken kennzeichnende Schauspiel, daß derselbe Verlag gleichzeitig drei (oder gar vier?) Bücher vertreibt, in deren jedem das Märchen vom Wolf und den sieben jungen Geißlein anders erzählt ist, jedesmal aber abweichend vom Grimm'schen Text.

unerhörten Attentate eines Paul Arndt, dessen Bearbeitungen mindestens hundertmal so große Verbreitung finden, als die von den Gizyckischen Eheleuten, hat kein Blatt Erwähnung gethan. Die ethische Bearbeitung war, wenn auch für die Jugend berechnet, doch aus dem Schoße der ethischen Gesellschaft hervorgegangen und fand Beachtung, jene andere lag ganz im Gebiet der Jugendlitteratur und wurde mit keinem Worte erwähnt.

Der Bearbeiter muß in erster Linie Respekt vor dem Dichter haben. Wer nicht die Tiefe und Weisheit des Originals ganz erfaßt und erschöpft hat, soll seine Hand von Bearbeitungen lassen. Und andererseits kann man gewiß sein, daß der Geist, der mit Schöpfermacht Bild und Wort erfaßte und formte, auch am sichersten die Punkte trifft, aus denen der jugendliche Geist entwickelt werden muß.

* * *

Orthodoxe Theologen aus vor- und nachmärzlicher Zeit als Jugendschriftsteller.

Es soll in diesem Buche keine Geschichte der Jugendlitteratur geschrieben werden, sondern nur von dem gegenwärtig in den Händen der Kinder befindlichen Lesestoff die Rede sein. Trotzdem muß jene historische Kennzeichnung, die scheinbar längst überwundenen Epochen angehört, gegeben werden. Was sich vor und nach 1848 bewußt in den Dienst der alle freiheitlichen neuen Ideen unterdrückenden Mächte stellte, um einen Zustand festzuhalten, der sich überlebt hatte, ist heute vergessen und gehört vollständig der Geschichte an eine einzige Ausnahme bildet die Jugendlitteratur aus jener Zeit. Sogar die auf gleichem Boden gewachsene „Spinnstuben“-Litteratur hat im neuen Deutschen Reich trotz aller nach rückwärts gerichteten Tendenzen endgültig aufgehört, Volkslektüre zu bilden; die Jugendschriften der „Spinnstuben“-Erzähler und ihrer Strebensgenossen füllen noch heute jedes Jahr von neuem die Regale unserer Schülerbibliotheken.

Den Reigen der „frommen“ Jugendschriftsteller führte zeitlich und führt noch heute nach seiner Bedeutung sowohl als

nach seiner Beliebtheit der katholische Domherr **Christoph v. Schmid** (1768—1854), der Verfasser der „Ostereier". Mit Vorliebe wählt er die Ritterzeit zum Vorwurf seiner Erzählungen und weiß sich nicht genug zu thun in liebevoller Betonung des patriarchalischen Dienstverhältnisses der feudalen Gesellschaftsordnung. Die künstlerische Behandlung dieses Vorwurfs steht aber womöglich noch hinter den Ritterromanen der Spieß und Kramer zurück. Was Schmid in einer Hinsicht erträglicher macht, ist seiner pädagogischen Absicht zu danken: die Roheiten treten zurück. Um so mehr macht sich ein aufdringliches Moralisieren und eine zur Schau getragene Gottseligkeit breit. Weit entfernt, den Charakter der angenommenen Zeit in seiner Darstellung zu treffen, ist vielmehr die religiös-moralische Tendenz so vorherrschend in diesen Erzählungen, daß alles, was für eine litterarische Beurteilung Wert und Bedeutung hat, völlig als gleichgültige Nebensache erscheint. Ort und Zeit sind möglichst unbestimmt gelassen. Gern schildert er Landschaften, aber so oberflächlich und schablonenhaft, so wenig nach der Natur und so stark schönheitelnd, daß keines seiner Bilder haften bleibt. Unverdiente, durch böse Menschen herbeigeführte Not und Erlösung aus dem Elend durch Gottes gnädige Schickung ist das immer wiederkehrende Thema der Schmid'schen Erzählungen. Dabei kann die uneigennützige Tugend und das Gottvertrauen einerseits, die herrliche Hilfe Gottes andererseits ausgiebig zur Darstellung kommen. Die gleiche Armut findet sich in den Nebenmotiven, durch welche er die Begehenheit führt. Seine Erfindungsgabe ist äußerst gering. Wer zwei Erzählungen gelesen hat, weiß bei der dritten, wie und wohin sie läuft. Ihr Vorzug ist, daß sie flott ihrem Ziele zustreben; er belastet sie nicht mit belehrenden Einschiebseln. Auch hebt er nicht den Zeigefinger, um zu ermahnen und zu erbauen. Desto mehr aber läßt er seine Personen moralisieren und religiöse Betrachtungen anstellen. Die reden so viel, so gottselig und moralisch, daß wir sie selbst garnicht kennen lernen. Denn so viel Gottseligkeit und dieser stete Bedacht auf die Moral geht über alle Erfahrung, die irgend ein Leser an Menschen gemacht

haben kann. Wie man Geistliche selten aus ihrer Predigt kennen lernt, so die Schmidschen Personen aus ihren Reden.

Es giebt bei Schmid kein Gespräch, das nicht mit religiösen oder moralischen Betrachtungen gespickt, ja überladen wäre. Auf eine Zeile, die notwendig ist für den Fortgang der Erzählung, kommen zehn Zeilen Betrachtung. In demselben Augenblick, wo der fromme Köhler aus dem Munde der geflüchteten „Rosa von Tannenburg" den Fall der Burg und die Gefangennahme seines geliebten Feudal-Herrn erfährt, wobei er in seiner Wut den Schürhaken ergreift, ergeht er sich in Gemeinplätzen wie: „Hunger ist der beste Koch. Es ist ein gutes Gewürz, der Hunger, das man bei den Reichen nicht findet, aber der Arme hat es umsonst und macht ihm sein einfaches Mahl angenehmer, als der Reiche seine kostbarsten Speisen findet." Als in der Ostereier-Geschichte nach jahrelanger Trennung der Ritter seine verloren geglaubte Familie wiederfindet, wird von den Reden des Ritters nur eine seitenlange Betrachtung über die Frucht der Wohlthätigkeit mitgeteilt, in der Sätze wie diese vorkommen: „Auf jeder milden Gabe — sie sei auch noch so klein — ruht doch immer der Segen des Höchsten, wenn sie aus reinem Herzen und ohne Hoffnung einer Vergeltung gegeben wird. . . . Unter Gottes Leitung bringt sie uns oft auf Erden schon gutes Heil. . . . Gebt den Armen gern, sucht andern einen frohen Tag zu machen" u. s. w. Es ist nur folgerichtig, daß diese moralisierenden Personen von einer geradezu überchristlichen Güte und Uneigennützigkeit sind. Rosa von Tannenburg begiebt sich in den Dienst des Thorwärters der feindlichen Burg, in der ihr Vater in unverdienter Gefangenschaft schmachtet, nicht, um ihn zu befreien — der Gedanke kommt weder ihr noch dem Vater — sondern, um ihm nahe zu sein und ihm seine Haft zu lindern. Dem guten Mädchen war beim Anblick des Ritters, der ihren Vater gefangen hielt, „stets ganz übel zu Mute geworden. Sie hatte nicht nur gegen diesen, sondern auch gegen die ganze Familie eine Abneigung." Was Wunder, denkt der Unbefangene; wer aber Rosa's Gemütsregungen in der Geschichte bisher verfolgt hat, muß bedauernd das Haupt schüt-

teln: Pfui, wie sündig! Und richtig! unmittelbar darauf hören wir den gefangenen Vater, dem sie ihre Gefühle mitteilt, ihr eine lange Standrede halten, worin es u. a. heißt: „O laß diese Gesinnung, liebes Kind, nicht Meister über dich werden, sie würde deine Seele vergiften." Nirgends findet sich bei Schmid naive Erzählerlust, die an den Geschehnissen Freude findet; er späht nur danach aus, wo er den Lauf der Begebenheiten moralisch oder religiös ausnützen könne. Die bösen Menschen bleiben möglichst im Hintergrunde oder sie werden, wie der grausame Raubritter Kunerich von Fichtenburg, durch ein edles Beispiel in Lämmer umgewandelt. Es giebt gewiß keine Erzählung, in denen soviel geweint wird, wie in den Schmid'schen Geschichten. Thränen der Rührung, des Schmerzes, der Freude, der Dankbarkeit fließen fast auf jeder Seite; Ritter und Köhler, Bauern und Knechte weinen. Ritter Kunerich entschließt sich, seinen Gefangenen frei zu geben: „Alle Anwesenden waren gerührt; kein Auge war bei dieser Selbstüberwindung ohne Thränen." Als der Ritter Edelbert von Tannenburg wieder in sein Schloß zurückkehrt, ist „die Rührung unter Edelberts Unterthanen so groß, daß sie, als nun der gute Köhler ein Lebehoch ausbrachte, dasselbe kaum kräftig mehr hervorbringen konnten." Daß bei jeder Gelegenheit gebetet wird, ist selbstverständlich. Fraglich bleibt, ob mehr geweint, oder mehr gebetet wird. Was Chr. v. Schmid noch immer, selbst in kritisch angelegten Lehrerkreisen, ein gewisses Ansehen giebt, ist, daß die Schullesebücher für die unteren Stufen noch immer nicht glauben auf ihn verzichten zu können. Selbst ein Lesebuch wie das des Schulrats Dr. Karl Theodor Schneider, das mit seltenem litterarischen Geschmack zusammengestellt ist, enthält das bekannte Stück „Der große Birnbaum", das den Schlußsatz illustrieren soll:

> Ein sicherer Reichtum ist Verstand
> Und eine arbeitsame Hand.

Auch diese Geschichte gehört zu der großen Zahl „jener gutgemeinten moralisierenden Erzählungen von Christoph v. Schmid", die Schneider selbst in seinem Vorwort zum Kinderfreund

„recht unerquicklich trivial“ nennt. Abgesehen von der psychologischen Unmöglichkeit dieser Erzählung ist sie dem Kinde der Unter- und Mittelstufe, für das sie berechnet ist, garnicht in dem richtigen Lichte darzustellen. Das Kind steht den Erwerbsverhältnissen noch so fern, daß es die an sich schon falsche Moral auch noch ganz falsch auffassen und (im Geiste) falsch anwenden muß. Die kleinen Erzählungen Schmids, die erst kürzlich wieder in zwei Bänden herausgegeben worden sind, veranschaulichen alle eine so antiquierte oder mißverständliche Moral. Ohne jede Ursprünglichkeit, ist ihr Vorzug die Klarheit und Durchsichtigkeit des Stils, die auch an den größeren Erzählungen Schmids zu rühmen ist und die manchen Lehrer die litterarische Nichtigkeit dieser Produkte übersehen läßt.

Der evangelische Pfarrer Örtel (1788—1867) schrieb unter dem Pseudonym W. O. von Horn über 70 Erzählungen „für die deutsche Jugend und das deutsche Volk“. Er bewegt sich mit Vorliebe im 18. Jahrhundert, dessen soziale Gestaltung er auch für seine Zeit herbeizuwünschen scheint. Er will die Leser „von den romanhaften Gebilden der sonstigen Jugendschriften zur Auffassung wirklicher Lebensverhältnisse hinüberleiten.“ Leider versteht W. O. von Horn es nicht, die „wirklichen Lebensverhältnisse“ darzustellen. Seine Charakteristik ist womöglich noch schablonenhafter als die Schmids, seine Komposition ist unglaublich schwach und nachlässig. „Das Erdbeben von Lissabon“ giebt, hinweisend auf das Erdbeben, das am 29. Juli 1846 in der Rheingegend verspürt wurde, auf den ersten 20 Seiten eine mit vielen Lobpreisungen der Allmacht Gottes unterbrochene populäre Darstellung der Entstehung von Erdbeben. Die letzten 30 Seiten des Buches schildern uns das Erdbeben von Lissabon (1. Nov. 1755). Dazwischen bewegt sich die Geschichte zweier Neffen eines reichen hartherzigen portugiesischen Grafen, von denen der eine die Güte eines Engels, der andere die Bosheit und Verworfenheit eines Teufels bewährt. Die Geschichte, die voller Unwahrscheinlichkeiten und Sentimentalitäten ist, hat mit dem Erdboden nichts weiter zu thun, als daß der verstoßene und als reicher

Mann heimgekehrte gute Neffe, der seinen verarmten Oheim schon jahrelang heimlich unterstützt hat, in den Schrecken des Tages den Mut bekommt, sich aus seinem Landsitz in die wankende Stadt zu begeben und seinen Oheim zu sich ins Haus zu nehmen. Es liegt nahe, mit dieser unglaublichen Komposition die Kleist'sche Novelle „Das Erdbeben von Chile" zu vergleichen, wo eine feine Künstlerhand Menschenschicksal und Naturereignis zu einem organischen Ganzen verwebt. Wie sich die „wirklichen Lebensverhältnisse" im Kopfe O. W. von Horns spiegeln, dafür bietet auch die Erzählung der „Schiffsjunge und sein Lebensgang" ein ergötzliches Beispiel. Der Held ist bis dahin nur als Schiffsjunge gefahren, zwar wegen seiner vorzüglichen Haltung mit dem Zeugnis als Matrose entlassen worden. Da wird er als zweiter Steuermann auf Probe angeworben. Kapitän und Steuermann überlassen ihm nicht nur die Führung des Steuers (!) und die Bestimmung des Kurses, sondern auch die Höhenmessungen und Gradbestimmungen. Am Ende der Reise avanciert er verdientermaßen zum ersten Steuermann. Die Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit, mit der dieser Jugendschriftsteller arbeitet, möge durch zwei Gegenüberstellungen seiner eigenen Worte illustriert werden. Auf Seite 47 der letztgenannten Erzählung heißt es: „Hab's aber mein Lebtag nicht mehr gethan" (nämlich Tabak gekaut gegen Durst). Auf Seite 82 steht: „Den Durst hatten wir einigermaßen durch Kauen von Tabak gelindert." Auf Seite 97 berichtet Horn: „Als wir (einige befreite Maurensklaven) in den Hof des Konsulatsgebäudes traten, stürzten uns Deswood und Job (ebenfalls befreite Sklaven und frühere Schiffsgenossen) entgegen"; drei Seiten weiter heißt es: „Kaum waren wir in das Konsulatsgebäude eingetreten, so schritt der Konsul dazu, auch Deswood und Job zu befreien." Die Gedankenlosigkeit des Autors zeigt sich auch in folgendem Satz, der zugleich als Beispiel der überall eingestreuten, richtiger aufgeklebten frommen Floskeln gelten mag: „Wär unser Schiff minder stark, so wäre es zum Wracke geworden, vielleicht zu Grunde gegangen. Aber Gottes Gnade wollte uns bewahren" etc. Welches st nun der Grund für die Erhaltung des Schiffes, die Stärke

desselben oder die Gnade Gottes? — Daß W. O. von Horn in „Der Brand von Moskau“ die große französische Revolution mit den gehässigsten Worten schildert, die Revolutionsbewegungen von 1848 als „Advokatentriller“ abthut, mag dem reaktionär gesinnten Mann hingehen — dabei könnte er immer noch ein guter Dichter und Erzähler sein — aber diese Thatsachen zeigen doch, wie er sich die „Auffassung wirklicher Lebensverhältnisse“ denkt, die er mit seinen Schriften beabsichtigt, und gegen die allerdings nicht energisch genug Front gemacht werden kann.

Ich brauche nach den Ausführungen der vorigen Kapitel nicht näher darauf einzugehen, inwiefern auch das religiöse Leben Gegenstand der Jugendschriftstellerei sein könne. Hier möge der Hinweis auf Jeremias Gotthelf an den kläglichen Abstand jener um jeden Preis frommen Jugendschriftsteller gegen diesen von tiefempfundener Frömmigkeit durchdrungenen Dichter erinnern. Man lese nach den Ostereiern eine Gotthelf'sche Dorfgeschichte! Wie verblassen die Schmid'schen Schablonenmenschen neben den scharfgeschnittenen Charakteren, die der Schweizer Pfarrer zeichnet! Auch er hat Menschen, die von Frömmigkeit durchtränkt erscheinen; aber jeder steht für sich da, lebensvoll und wahrscheinlich, in menschlicher, allzumenschlicher Eigenart. Hier ist nicht das unterschiedlose Schönthun und Schönreden, wie bei Schmid und Horn. Mitten in ernsten und frommen Scenen läßt er, souverän wie das Leben, den Humor seine Narrensprünge machen. „So mit wenigen Worten ändert man schwer einen Menschen. Eine vierzigjährige Natur ist härter als Nagelfluh, und Nagelfluh knübelt man nicht mit den Fingern auseinander“, läßt er einen alten Mann auf dem Sterbebette von seinem Sohn sagen, und darin steckt eine Lebensweisheit, die bei Jeremias Gotthelf zur Poetenweisheit wird, wie sie einem Christoph v. Schmid und einem W. O. von Horn ewig fern liegt. Turmhoch steht Jeremias Gotthelf über diesen in ihrer wüsten Öde unverwüstlichen Jugendschriftstellern. Ein anderes ist, ob man seine Schriften der Jugend in die Hand geben soll. Man hat diese oder jene Erzählung dazu empfohlen. Es wird auf den einzelnen Fall ankommen.

Bei den hier geschilderten Leuten ist das Leben in Gott ein wichtiger Teil, ja das Wesen ihres Lebens, und ihr Denken und Empfinden steht für den größten Teil unserer modernen Welt außerhalb aller Erfahrungsmöglichkeit. Wie man Kindern nur unter besonderen Verhältnissen eine Dichtung in die Hand giebt, deren Gegenstand die Liebe der Geschlechter ist, weil das Organ fehlt, den Gegenstand zu fassen und zu begreifen, so wird man auch nur unter gewissen Voraussetzungen ein dichterisch wertvolles Gottesidyll von Jeremias Gotthelf den Kindern zu lesen geben. Eine in modernen Anschauungen lebende Familie, in der das Wort „Gott“ ein leerer Klang ist, kann nicht die Vorbedingungen geben, die für eine solche Lektüre nötig sind.

Die von W. O. von Horn herausgegebene Jugend- und Volksbibliothek ward nach dem Tode des Autors von Ottokar Schupp fortgesetzt und überschwemmt noch heute mit ihren durch Stahlstiche traurigster Sorte „geschmückten“ 75 Pfennig-Heften die Volks- und Schülerbibliotheken.*) Ottokar Schupp übertrifft Horn in der Kunst, Menschen zu schildern. Er erreicht in diesem Punkte das von einem Tagesschriftsteller zu fordernde Maß der Fähigkeit, was ihn selbstverständlich noch nicht geeignet macht, der Jugend litterarische Speise zu bieten. Da aber auch Schupps Erzählergabe ganz im Banne frommfeudaler Gesinnungeu und Absichten steht, so kommt es nicht zu erquicklichen Früchten. Wie alle Pseudodichter drückt er sich um die Schwierigkeiten, die Seelenleben und Völkerleben bieten, herum. „Auf dem Wachholder“ ist eine Geschichte aus dem Bauernkriege; alles dreht sich um die Forderungen der Bauern. Aber der Verfasser versucht nicht einmal, in die Seele dieser Bauern hineinzuleuchten, ja ihre Lage wird nicht einmal beleuchtet. Einräumend wird in einem Vorder-

*) Noch unterm 16. und 28. März und 13. April 1896 bringt das „Amtliche Schulblatt für den Regierungs-Bezirk Potsdam“ in einem von der Königlichen Regierung zu Stettin aufgestellten Verzeichnis von W. O. von Horn 33 Bände, darunter „Das Erdbeben von Lissabon“ und „Der Brand von Moskau“, von Schupp vier Biographien, von Bonnet „Das Grafenschloß in den Sevennen“.

sätzchen zugegeben, daß man sie „gedrückt und gedrängt in rechtloser Zeit“; aber in breiter Ausführlichkeit geht es dann über die Gottlosigkeit ihres aufrührerischen Beginnens her. Während ganze Seiten mit Berichten über Greuelthaten der Bauern angefüllt sind, ist kein Wort der Schilderung ihrer Not zu finden und die Greuel des siegreichen Truchseß sind damit völlig erledigt, daß es heißt, „seine Reiterscharen hausten entsetzlich unter den Bauern“, und im übrigen einfach von vergeltender Gerechtigkeit gesprochen wird. Nicht nur seine Personen, auch Schupp selbst polemisiert mit den gewöhnlichen Gemeinplätzen gegen Revolutionen und bewaffnete Selbsthilfe, die er als Folgen der Verführung darzustellen sucht. Daß Schupp in der Erzählung „Der Hexenmüller in der Wisper“ zum Nachweis des Satzes „Wo der Glaube schwindet, stellt sich der Aberglaube ein“ einen freigeistigen Apotheker erst ans Kartenlegen, dann an den Darwinismus glauben läßt, liegt mit jener politischen Auffassung auf der gleichen Linie.

Die dichterische Fähigkeit scheint in demselben Maße abzunehmen, in dem die unlitterarischen Absichten zunehmen. Bei J. Bonnet, Pfarrer in der Mark Brandenburg, treten die rückwärtsgewandten sozialen Gesinnungen schärfer hervor als bei Schupp, und dementsprechend ist sein Gestaltungsvermögen geringer. In „Der Onkel von Vevey“ ist der schauderhafte, wesentlich auf persönlichem Ehrgeiz beruhende Carlistenkrieg mit heldenhaftem Zauber umgeben, während die 48er Bewegung mit Ausdrücken charakterisiert ist, wie Blendwerk falscher Verheißungen und Vorspiegelungen“, „Gewebe von Lug und Trug“ u. a. In „Des Feldscherers Wanderschaft“, einer „Erzählung aus dem vorigen Jahrhundert“ heißt es, in moralischer Absicht vorgreifend: „In dem Jahre 1848 wurde leider das herzliche Band zwischen den Leuten und den Fürstlichen Herrschaften zerrissen. Untreue und Undankbarkeit vergaßen damals die vielerlei Wohlthaten, die das Fürstenhaus über den ganzen Hohensolmer Kreis verbreitet hatte, während heute zu spät die Klage sich hören läßt: Wäre es noch so wie früher! Und selbst heute noch ist die Liebe des Fürstenhauses immer von neuem thätig, obwohl ein solch

nahes Verhältnis zu Bürgern und Bauern wie früher nie mehr zurückkehren kann. So zerreißt zum eigenen Schaden eine frevelhafte Gesinnung heilige Bande, die keine Reue wieder herstellt.“ Bonnet liebt es, seine Erzählungen mit geschichtlichen und topographischen Einzelheiten zu versetzen. Bei „Der Einarm oder der Zeitungsjunge von Hamburg“, sowie bei „Feldscherers Wanderschaft“, die zum Teil ebenfalls in Hamburg spielt, bin ich in der Lage, diese Einschiebsel zu kontrollieren. Da ist es nun fast unglaublich, welche Fülle von Unrichtigkeiten und Schiefheiten bei einer derartigen Schriftstellerei möglich ist. Der Feldscherer besucht die Vierlande. Ein einheimischer giebt ihm u. a. folgende Erklärungen: „Der Deich, welcher dem Meer am nächsten ist, heißt Hafdeich oder Seedeich, die andern nennt man Binnendeiche. Das Meer zieht sich nach und nach von unserer Küste mehr zurück, dadurch wächst das Land, und es muß ein neuer Deich gegen das Meer angelegt werden, während die früheren Dämme gleichsam weiter in das Binnenland hineinrücken und in wasserreichen Zeiten wohl zugleich als Verkehrsstraßen dienen.“ Aus andern Einzelheiten ergiebt sich, daß Bonnet die dithmarsische Nordsee-Marsch im Auge hat, obwohl er selbst zwei Seiten früher sagt: „Drei Meilen oberhalb Hamburgs reißt der Elbstrom gleichsam auseinander und umfaßt mit vier Armen die fetten Vierlande.“ In „Der Einarm“ heißt es: „Da war Altona, welches sich im Westen unmittelbar an Hamburgs Vorstadt St. Pauli anreiht. Es gehört zur Provinz Schleswig-Holstein seit 1866, nachdem es von 1640 an unter der dänischen Krone gewesen“ u. s. w. . . . . „Da sind, wenn man aus dem Steinthor kommt, Hamm und Horn mit des seligen Dr. Wichern großen Anstalten, dann Barmbeck und Wellingsbüttel, vor dem Millernthor Eimsbüttel und aus dem Lübeckerthor hinaus liegt Wandsbeck, wo der berühmte Astronom Tycho de Brahe die Sterne beobachtete und 1815 der treue liebe „Wandsbecker Bote“ Matthias Claudius starb, der uns manch liebliches' Lied geschenkt hat, wie „der Mond ist aufgegangen“, „Ich sah ein Sternlein stehen“, „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher“. Die topographi-

schen Angaben sind fast alle falsch und die geschichtlichen, wo nicht falsch, doch völlig belanglos für die Erzählung. Gewiß darf der Erzähler bei Schilderung des Lokals in die Vergangenheit zurückblicken, wenn dieser Rückblick geeignet ist, den Ort in seiner thatsächlichen Erscheinung oder in der Stimmung, die über ihm liegt, dem Leser näher zu bringen. Aber Voraussetzung ist, daß der Ort irgend welche Bedeutung für den Helden und den Fortgang der Erzählung hat. Das ist hier aber durchaus nicht der Fall. Altona ist nur in der Reihe der Nachbarorte aufgeführt, wo der Einarm Bücher feilhält und das rechtfertigt es gewiß nicht, eine halbe Seite mit geschichtlichen und schildernden Notizen über Altona anzuführen. In Wandsbeck wird der Einarm ohne Gewerbeschein, den er zu Hause vergessen hat, betroffen: glücklich entwischt er noch dem Polizisten und muß von dem befreundeten Krämer eine Strafpredigt anhören; aber mit keinem Worte ist im Fortgang der Erzählung auf diese folgenlose Episode zurückgegriffen. Solche folgenlose Einschiebsel sind in Menge vorhanden; sie füllen den Band, tragen aber nichts für die Erzählung aus. Vielleicht hat der Verfasser sie als Beiträge zur Charakteristik gedacht. Aher es ist dadurch nichts zustande gekommen. Er hat den Knaben, dessen Geschichte bis zur Geschäftsgründung dargestellt ist, von vornherein so sehr mit guten Eigenschaften und frommgläubigem Gemüt ausgestattet, daß alle Wechselfälle in seinem Leben uns sein Bild nicht deutlicher machen. Ein Knabe, von dem es, als er 6 Jahre alt war, heißt: „Warum bin ich da?“ fragte er sich dann und fand keine Antwort. Zuletzt kam er, er wußte nicht wie, auf die Knie, ihm ward wieder wohl. Sein Lieblingsspruch war: „Es ist ein köstlich Ding, geduldig sein und auf die Hilfe des Herrn harren“, — ein Knabe, der, nachdem er ein in die Alster gefallenes Kind herausgehoben hat und nun selbst, des Schwimmens unkundig, im Untersinken ist und dabei, „blitzschnell seine Lage überdenkend“ zu sich selbst spricht: „Ich bin ja nur ein Einarm. Wer fragt nach mir? No. 20 (seine Nummer als Zeitungsjunge) wird zunächst gestrichen, bis ein anderer dafür da ist, der Vater wird sagen: Es war das Beste für unsern Einarm,

die andern sind einige Zeit bekümmert" — ein solcher Knabe kann selbst durch die größte Mühe des Verfassers kein glaubhaftes Bild in unserer Vorstellung gewinnen. Trotz der Ausführlichkeit, mit der Bonnet Hamburg zu schildern versucht, gelingt es ihm nicht, hamburgisches Lokalkolorit zu geben. Wichtiger als geschichtliche und heimatkundliche Schilderungen sind für das Lokalkolorit die Charaktere. Der Hamburger hat einen ausgeprägten Charakter; es ist nicht einmal versucht worden, ihm gerecht zu werden. Wenn man es auch noch hingehen lassen will, daß ein Hamburger Krämer seinem kranken Nachbar aus der Bibel vorliest — aber daß ein Hamburger Maurer einem Kaufmann die Hand küssen will, fällt doch zu sehr aus dem Bereich des Thatsächlichen und Möglichen.

Der Gesinnung nach hierher gehörig, ihrer Fähigkeit nach aber noch die Genossen überragend, sind noch der Pfarrdekan Karl Stöber aus Pappenheim an der Altmühl (1796—1865) und der Naturphilosoph Gotthilf Heinrich v. Schubert, Professor in München, (1780—1860) zu nennen. Der erste hat originelles Erzähltalent, das sich selbst unter der Last von Bibelsprüchen und christgläubigen Einflechtungen nicht verleugnet, der letztere vereinigt eine fromme Naturbetrachtung mit einer Darstellung, die zwar kraftvoll ist, aber sowohl der künstlerischen Erfassung der Personen, als auch der anschaulichen Schilderung der Begebenheiten entbehrt; beides geht unter in dem zwar tiefempfundenen, aber nicht künstlerisch bezwungenen Drang einer Apostelseele. —

Was hält diese frommen Geschichten, die bestenfalls, wie bei Stöber, erträgliches Mittelgut, meistens aber Machwerke elendester Sorte sind, ein volles Jahrhundert und darüber auf dem Markte? Die einzigartige Stellung der Jugendlitteratur als einer ohne ernste Kritik und Sichtung durch kaufmännische Mache wuchernden Litteratur reicht nicht aus für die Erklärung ihrer schier unverwüstlichen Marktfähigkeit. Solche Bücher, wie die von W. O. von Horn, wären sicher längst verschwunden, ja hätten vielleicht nie die Druckerpresse passiert, wenn sie nicht mit frommen Reden und Be-

trachtungen gespickt wären.*) Diese halten das Urteil des Verlegers und des Publikums, soweit ein solches sich überhaupt hervorwagt, in Respekt. Das sind die ehrfurchtgebietenden Fahnen, denen sich die Welt beugt, mag der Träger eine noch so elende und lächerliche Figur spielen. In den letzten Jahrzehnten haben wir genau dasselbe Schauspiel mit den patriotischen Jugendschriften: ein patriotisches Buch über Kaiser Wilhelm I. kann garnicht so schlecht sein, daß es eine Verurteilung zu befürchten hätte; der Gegenstand hält die Kritik in Schranken.

* * *

Gustav Nieritz und Franz Hoffmann.

Die Jugendschriften- und Schülerbibliothekskataloge, in denen diese beiden Namen nicht vorkommen, sind so selten wie weiße Raben. Über ein halbes Jahrhundert liegt das Erscheinen der ersten Jugendschriften dieser beiden Männer zurück, und noch immer werden sie neu aufgelegt. Keine Namen aus der Jugendlitteratur sind so bekannt, wie diese. Es müssen wohl die Klassiker der Jugend sein.

Sie haben viel Gemeinsames, sowohl in ihrem Autorenschicksal, als auch in der Art ihres schriftstellerischen Schaffens. Beiden hat die Hungerpeitsche die Feder gehetzt; buchhändlerische Verträge banden sie an die Lieferung eines bestimmten Quantums Jugendlitteratur pro Jahr. Hoffmann gesteht selbst, wie er „auf Grund eines Buchhändlerkontraktes und nicht ohne Widerwillen und Schmerz mitunter in einem Jahre zwanzig Stücke für die Jugend“ schrieb. Diese seit 1857 bekannten

*) Im nächsten Jahre werden die Hornschen Schriften frei. Wir können gewiß sein, daß sie als gangbare Ware in den verschiedensten Ausgaben auf den Markt kommen. Das kleine Lesepublikum der Jugendschriften ist wie die handeltreibenden Wilden: Mit wertlosem Flitter, das nicht einmal dem Wechsel der Mode unterworfen zu werden braucht, kann hier immer noch ein glänzendes Geschäft gemacht werden; das große Elternpublikum aber ist wie die Kolonialbehörden; sie lassen den „Handel“ zu, wenn nur die großen Interessen des greifbaren Nutzens dabei Förderung zu finden scheinen.

Thatsachen, die Nieritz und Hoffmann in Schwerdt's Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendlitteratur (1857) in Selbstbekenntnissen preisgaben, hätten namentlich die Lehrerwelt stutzig machen sollen. Wir erleben aber das Schauspiel, daß noch in den letzten Jahren ein Lehrer aus dem Nachlaß des Vielschreibers Nieritz, der gewiß das irgendwie Brauchbare verwertet hat, eine Reihe von Erzählungen herausgiebt.

Nieritz und Hoffmann haben ihr Handwerk auch in Rücksicht auf das Publikum verstanden. Sie wußten, das das Publikum seine Wahl nach der Gesinnung trifft. Da war es am klügsten, eine in allen Farben schillernde Gesinnung zu zeigen. Von kirchlich oder politisch reaktionären Tendenzen hielten sie sich ebenso fern, wie von modernem Fortschrittsgeist. Ein vollgerüttelt Maß von christlicher Moral und biblischer Frömmigkeit galt den freigesinnten Eltern, die für ihre Kinder die alte Zucht selten entbehren mögen, nicht als Fehler und machte zugleich die herrschenden Kreise wohlgeneigt. Wo es auf biblischer Grundlage möglich war, wurde auch einmal ein freies Wort gewagt. Nieritz verurteilt wohl gelegentlich den Krieg mit scharfen Worten, und Hoffmann stellt unerschrocken die Not der schlesischen Weber und die Hartherzigkeit ihrer Arbeitgeber dar. Die moralische Tendenz steht beiden so sehr im Vordergrunde, daß eine große Reihe ihrer Erzählungen Sentenzen als Titel haben, die sich wie Predigttexte ausnehmen. Die Ausführung ist dementsprechend. Das sind keine Erzählungen, d. h. Darstellungen eines Stückes Leben, sondern religiös-moralische Abhandlungen, auf das Gerüst einer Erzählung gezogen. Daß bei einer Massenproduktion, wie Nieritz und Hoffmann sie betreiben, von einer künstlerischen Durchbildung nicht die Rede sein kann, liegt auf der Hand. In der That geben unsere beiden Dioskuren einander hinsichtlich der Komposition nicht das Geringste nach. Der eine wie der andere bringt gelegentlich ganze Partien, die zu der dargestellten Begebenheit in garkeinem oder in einem nur losen Zusammenhang stehen; daß die einzelnen Teile einer Erzählung nach der Bedeutung, die sie für die Entwicklung der Erzählung haben, in der Komposition ge-

wertet sein müssen, bleibt unberücksichtigt. Worauf nach Hettner die Kunst der Darstellung im Defoe'schen Robinson wesentlich beruht, die umständliche Kleinmalerei der Handlungen, das findet sich bei Hoffmann und Nieritz fast garnicht. Die ruhige Behaglichkeit, die in einem derartigen liebevollen Eingehen aufs Kleinste zum Ausdruck kommt, mußte Leuten, deren vornehmstes Bestreben notgedrungen war, ihr Pensum zu erfüllen, fremd bleiben. Ins Einzelne gehen sie nur, wo Sensation davon zu erwarten ist; die Kleinmalerei steht ihnen nicht im Dienste der Anschaulichkeit, sondern im Dienste der Spannung. Umständlich sind sie nur in den Gesprächen. Aber auch hier hat die Ausführlichkeit nicht den künstlerischen Zweck der Charakterisierung. Daß das eigenartige Leben einer Person sich in dem Was und Wie ihrer Reden zeigt, scheinen sie nicht zu wissen. Sie lassen ihre Personen von Dingen reden, die nach Bildung und Erfahrung jenseits ihres Horizonts liegen; das Unglaublichste leisten in dieser Hinsicht die Kinder. Eine Individualisierung der Reden nach Stand und Charakter kennen sie ebenfalls nicht. Das 10jährige Kind spricht genau in denselben schriftdeutschen Wendungen, mit denselben abstrakten Bezeichnungen, wie etwa der Herr Pfarrer. Wozu denn die breit ausgeführten Gespräche? Das ist die Form, in die Nieritz und Hoffmann ihre belehrenden und moralisierenden Erörterungen kleiden. Hier soll das Kind auf eine angenehme Weise zum Guten angespornt, vom Bösen abgemahnt werden. Dieses ideale Hauptbestreben bedingt, wie die Gespräche, so auch die Charakteristik überhaupt. Die vorgeführten Menschen sind Typen des Guten oder Bösen, entweder gut oder schlecht, Engel oder Teufel. Die guten Engel sollen Muster, die bösen Teufel Schreckbilder sein.

Wenn auch die Produkte dieser beiden Autoren für die Jugend in gleichem Maße unbrauchbar sind, fällt doch eine Vergleichung zu Gunsten von Nieritz (1795—1876) aus. Er ist der ursprünglichere Schriftsteller; er hat sogar dichterische Anlagen. Es wäre möglich, daß sich unter den etwa 200 Erzählungen von Nieritz eine gelungene befände (obwohl

ich es nicht glaube), unter den Hoffmann'schen ist sicher keine. Hoffmann ist alles poetischen Könnens bar. Eine Hoffmann'sche Erzählung durchzulesen, ist für den litterarischen Geschmack eine Qual, wenn man nicht in der Lage ist, sie humoristisch zu nehmen. Bei Nieritz hat man immer auf eine kleine amüsante Überraschung zu hoffen, die für die Ode des übrigen Weges doch etwas entschädigt. Des trocknen Tones satt, macht er wohl einmal einen originellen Seitensprung. So spricht er in „Wahrheit und Lüge" vier Seiten lang über das Attestschreiben der Ärzte, obwohl dies Moment für den Verlauf der Erzählung garnichts ausmacht; ein andermal (in „Der Galeerensklave") kommt er in satyrischer Laune auf die kurzen Röcke der heutigen Ballett-Tänzerinnen zu sprechen. In einer Sklavengeschichte wird eine Negerschule vorgeführt, um gewisse pädagogische Richtungen zu verspotten. Die polemische Richtung, die Nieritz als moralisierender Erzähler von Haus aus mit Hunderten gemein hat, nimmt bei ihm oft eine auf gewisse Tagesfragen gerichtete Form an. „Betty und Toms" ist eine Verteidigung der Schutzpockenimpfung. Im „Galeerensklaven" veranlaßt ihn die Meuterei der Bagnosträflinge, denen der Tabak entzogen ist, zu einer Standrede gegen dies „verächtliche, ja giftige Kraut", und er schließt seine Predigt, indem er auf den Helden der Erzählung, einen Schill'schen Husarenoffizier, hinweist: „Wohl dem Menschen, der sich selbst zu beherrschen und zu überwinden vermag! Ach, wie viele sonst tapfere Freiheitshelden hat es gegeben, welche von ihren Leidenschaften und Schwächen weibisch sich beherrschen ließen!" Den patriotisch-kriegerischen Redeschwall der neuesten Jugendschriftsteller kennt er nicht, Schlachtfelder schildert er ohne das chauvinistische Pathos in ihrer ganzen Grauenhaftigkeit und stellt, wie in der zuletzt genannten Geschichte, die Kriegslust in warnenden Gegensatz zum Christentum. Mit einem für unsere Tage unmöglichen Freimut schildert er (in „Des Königs Leibwache") die Greuel des Kasernenlebens in Preußen unter Friedrich Wilhelm I. Zwar Konsequenzen, die über die Bibel und die Obrigkeit hinausgreifen, zieht er nicht. Über diesen Sumpf von Gemein-

heit, Bosheit und Ungerechtigkeit wandelt der Urheber in unverletzlicher Majestät. Wenn nun auch in einer historischen Erzählung keine Vergeltung nach der sittlichen Weltordnung verlangt werden kann — das Leben giebt sie auch nicht — so fordert doch die Erzählungskunst eine poetische Vergeltung, die hier darin hätte bestehen müssen, daß uns die Ursachen der unseligen Zustände aufgezeigt werden.

Historische, geographische oder politische Hintergründe haben Nieritz' Erzählungen nicht. Die beliebte Erzählung „Alexander Menzikoff oder: Die Gefahren des Reichtums" berichtet uns von dem glänzenden Aufstieg des Bäckerjungen zum mächtigen Minister; aber von den Zuständen, die dies unglaubliche Ereignis möglich machen, erfahren wir nichts. Die Ausmalung der Gefahren des Reichtums ist ihm viel wichtiger. Über diese Absicht vergißt er nicht bloß den Hinter- und Beweggrund, sondern auch die psychologische Wahrscheinlichkeit. Die durch das Aufrücken zum kaiserlichen Rat urplötzlich bewirkte Umänderung in der Gesinnung des Menzikoff ist so völlig unmotiviert und unwahrscheinlich, daß die im Nebentitel liegende Absicht mit komisch wirkender Deutlichkeit sich aufdrängt. Mit dem neuen Kleide ist die fürsorgende, kinderliebe, zärtliche Natur umgewandelt. Wohnung und Essen genügen ihm nicht mehr; er bestimmt seiner Frau die Kleidung und übt ihr Komplimente ein, ja er verleugnet gelegentlich sein Weib und seine Mutter. Dies alles ist völlig unwahrscheinlich, weil in dem Charakter, den wir vom Knaben bis zum Manne verfolgt haben, nichts sich ankündigte, das diese Veränderung rechtfertigte. Ein Mensch, der bis ins vierte Jahrzehnt seines Lebens tadellos und gut gewesen ist, kann nicht plötzlich durch einen Glücksfall ins Gegenteil verkehrt werden. Dem Märchen kann man eine solche unmotivierte Sinnesänderung zugestehen, in einer im übrigen realistisch gehaltenen Erzählung wirkt der Kontrast dilettantisch. — Eine gewisse Frische und Keckheit der Darstellung, sowie originelle Einfälle geben mitunter einen Schein von Charakteristik. Die Übertreibung gewisser Züge wirkt in ihrer durchblickenden Absichtlichkeit komisch. In „Des Königs Leibwache"

ist die Bosheit des Buchhalters eines gewaltsam in die Riesengarde gesteckten Frankfurter Großkaufmanns von einer Tiefe und Abgefeimtheit, daß es für Erwachsene unmöglich ist, bei der ernstgemeinten Lektüre ernst zu bleiben. Er wirbt um Hand und Reichtum seiner Prinzipalin; deren Kinder aber haßt er so ingrimmig, daß er nicht imstande ist, seine Gesinnung zu verbergen. Während er Liebkosungen heuchelt, zucken seine Mienen und krampfen sich seine Hände vor Haß. — Zum Verwundern unkindlich sind seine Kindergespräche. Nieritz war Lehrer und Familienvater, und hatte Gelegenheit, Kinder zu beobachten; entweder verstand er diese Gelegenheit nicht auszunützen, oder er trennte seine Schriftstellerei prinzipiell vom Leben, das eine wie das andere gleich schlimme Zeichen für seine Eigenschaft als Dichter. Seine Kinder unterhalten sich über Dinge, die dem kindlichen Gesichtskreise noch nicht angehören können, z. B. über die Frage warum überhaupt Krieg in der Welt ist, und dies Gespräch läßt er die Kinder führen, während ein langer Wagentransport von Verwundeten an ihnen vorübergefahren wird.

Nieritz' Komposition ist von einer Keckheit und Ungebundenheit, die nur einem Publikum von Kindern gegenüber gewagt werden konnte. Im „Galeerensklaven" berichtet er im ersten guten Drittel des Buches mit aller Ausführlichkeit von zwei armen verwaisten Soldatenkindern; wir vermeinen im Lebenslauf der Knaben mit liebender Eindringlichkeit das Schicksal des unglücklichen Titelhelden zu verfolgen. Weit gefehlt! Im sechsten Kapitel tritt plötzlich der eigentliche Held hervor, der gegen den Schluß des Buches mit jenen Kindern in Verbindung tritt. In „Betty und Toms" ist ein ganzes Kapitel in seitenlangen Abhandlungen der Bereitung von Butter, Käse, Brot, Leinen und Honig gewidmet, obwohl das alles mit dem Gang der Erzählung oder dem Charakter der Personen nicht das Geringste zu thun hat. Spaßhaft ist die Komposition der Erzählung „Die Negersklaven und der Deutsche". Der eigentliche Inhalt, im Titel angegeben, wird eingerahmt durch die Schilderung der Not und der Erlösung einer armen deutschen Schusterfamilie. Der Zusammenhang zwischen Rahmen

und Hauptgeschichte wird dadurch hergestellt, daß der Schusterssohn die ganze abenteuerliche, an Naturschilderungen, klugen Gesprächen, moralischen und religiösen Betrachtungen, ja sogar an satyrischen Seitenhieben überreiche Negergeschichte träumt, und zwar träumt unter dem Einfluß einer Verzauberung, die ein ehemaliger Sklavenhändler mit Zustimmung der ganzen Familie an dem Burschen ausgeführt hat. Ein im Traum als Knotenlöser erscheinendes Mädchen findet sich am Schluß in der einrahmenden Wirklichkeitserzählung wieder und bringt dadurch in das Stück ein mystisches Element, das allerdings um so unberechtigter erscheint, als die ganze Darstellung im Sinne plattester Wirklichkeit geschrieben ist.

Es ist oft auf die schlimme Wirkung der in Indianergeschichten beliebten Darstellungen von Greuelthaten hingewiesen worden. Nieritz giebt darin der schlimmsten Indianergeschichte nichts nach. In der Erzählung „Die Negersklaven und der Deutsche“ sind folgende Thatsachen in aller Ausführlichkeit berichtet: Mordversuch eines Lehrers an einem Knaben — Hinrichtungsversuch an dem Knaben — Mord durch vergiftete Pfeile und Mordversuch an dem Knaben — Ein Ternado — Überfall durch Sklavenjäger — Ein Sack voll sterbender Negersäuglinge — Sklaven in der Pestluft des Schiffsraumes — Zwei Kanonenschüsse in den Schiffsraum hinein — Ersäufung eines Säuglings — Ersäufung von sieben und siebzig kranken Negerpaaren — Brennen der Sklaven — Zermalmung eines Negerweibes durch die Zuckerwalze — Bestrafung eines Negers durch Stockschläge und Selbstmord desselben durch Verschlucken der eigenen Zunge — Tod des Oberaufsehers — Im Käfig von Geiern und Insekten halbaufgefressene Neger — Verbrennung eines Negers. — Das sind sechszehn Greuelscenen auf 125 Seiten. Ergötzlich ist, daß Nieritz in der Erzählung „Der Galeerensklave“ nach der Darstellung einer solchen Greuelscene seinen Bericht unterbricht und sich über die Berechtigung solcher Darstellungen ausläßt. Zur Charakterisierung unseres Autors möge die Stelle hier folgen: „Vielleicht tadelt mich mancher meiner Leser wegen Beschreibung so grausender, den Menschen überhaupt,

insbesondere aber den Christen entwürdigender Scenen, obschon diese wirklich sich ereignen. Allein ich thue es in guter Absicht. Wie mancher will verzweifeln und zum feigen Selbstmörder werden, denkt und nennt sich als den allerunglücklichsten Menschen unter der Sonne, der es noch tausendmal besser hat als jene Galeerensklaven! Solche mit ihrem Schicksale Unzufriedenen durch den Hinweis auf noch weit beklagenswertere Geschöpfe zu trösten, ist eine von meinen gutgemeinten Absichten. Eine zweite ist die, daß ich meinen Lesern den tiefen trostlosen Abgrund zeigen will, in welchen die Übermacht unserer Leidenschaft und der Sünde uns zu stürzen vermag... Darum, o mein liebes Kind, „erzittere vor dem ersten Schritte“, denn: „mit ihm sind schon die andern Tritte zu einem nahen Fall gethan“. Endlich soll die Geschichte ... noch beweisen, daß der von groben vorsätzlichen Sünden sich freiwissende Christ auch in der furchtbarsten Lage nicht verzweifeln, vielmehr auf die Gnade des himmlischen Vaters hoffen und bauen darf“.

Um Franz Hoffmann (1814—1882) kennen zu lernen, mag es zweckdienlich sein, eine „Erzählung für meine jungen Freunde“ durchzugehen. Ich wähle „Die Macht des Reichtums“, weil diese Erzählung die Eigenart des Verfassers besonders scharf zeigt. In einem oberschlesischen Weberdorfe lebt der Weber Martin, ein rechtschaffener, fleißiger Mann, mit Frau und Sohn in großer Armut. Eine Krankheit der Frau zehrt die gesamte Habe auf. Martin geht den Fabrikanten in der höchsten Not um einen Vorschuß auf das in zwei Tagen abzuliefernde Stück Damastleinen an; vergebens. Inzwischen bringt der Pfarrer Hülfe. Da findet der Knabe Walther beim Holzlesen im Walde eine Börse mit 60 Thalern; rechtschaffen trägt er sie zum Förster. Hier trifft er den Verlierer. Es ist ein Rechtsanwalt aus Bremen, der ganz zufällig seinem Freund Förster einen Besuch abstattet. Er frägt den ehrlichen Finder nach seinem Namen und es stellt sich heraus, daß der arme Weber der einzige Erbe eines Vermögens von 98000 Thalern ist, für das in einem an den Bremer Rechtsanwalt gelangten Schreiben aus Calcutta der

Erbe eben gesucht wird. Martin reist nach Bremen, um den Reichtum in Empfang zu nehmen. Damit schließt das dritte Kapitel. Das vierte beginnt „einige Jahre später". Martin ist Besitzer einer großen Fabrik, aber „die Folgen des großen Reichtums . . . entsprachen nicht den Erwartungen, welche Walther, der gute Knabe, sich davon gemacht hatte". Durch erhöhten Lohn hatte Martin die Arbeiter der alten Fabrik an sich gelockt, dann aber, als eine Rückkehr unmöglich war, den Lohn so tief sinken lassen, daß sie schlimmer standen als früher. Vergeblich versucht der gute Walther das Los der Arbeiter zu mildern. Die Hartherzigkeit des Fabrikanten treibt den Arbeiter Valentin, dessen einzige Tochter, die Stütze seines Alters, vor Hunger und Elend gestorben, zur Verzweiflung. Er will Martin meuchlings erschießen, wird durch Walther daran gehindert, der dabei einen Einblick in die Not des Mannes gewinnt. Eine Unterredung Walthers mit seinem Vater bewegt diesen, in Valentins Hütte zu gehen und sich den Jammer anzusehen. Er kehrt als ein anderer zurück, tiefe Reue nagt an seinem Herzen; er wankt sichtlich dem Grabe zu. „Nur eine mächtige und tiefe Erschütterung könnte ihm vielleicht helfen", meint der Arzt. Eine Feuersbrunst zerstört die Fabrik und die Flammen versperren der Fabrikantenfamilie den Weg ins Freie. Günther, ein Arbeiter ohne Furcht und Tadel, rettet auf einer Leiter die Frau des Herrn. Um die Rettung der beiden Männer entspinnt sich ein Streit. Den guten Walther will Günther auch heruntertragen, nicht aber den alten Herrn. Walther will aber nicht vor seinem Vater gerettet werden. Schließlich braucht Günther Gewalt, er trägt den Sohn die Leiter hinunter, indem er den sich Wehrenden mit dem Hinweis auf die Gefahr, die das für sein (Günthers) Leben habe, und dem Versprechen, nach ihm auch den Vater zu retten, beschwichtigt. Dann wird auch der Alte gerettet. „Arm wie zuvor, lenkte er (Martin), gestützt auf Günther und Walther, seine wankenden Schritte dem kleinen Häuschen am Tannenwalde zu, dem letzten Überbleibsel seines großen Vermögens". Das letzte Kapitel des ergötzlichen Buches spielt wieder

„einige Jahre später“. Der alte Martin, ein zufriedener Greis, arbeitet von früh bis spät in seinem alten Häuschen — für die Armen. Das mit dem „Arm wie zuvor“ ist ein Irrtum gewesen, die eiserne Geldkiste ist „unversehrt im Kellergewölbe gefunden worden“. Der Alte „erschrak ordentlich über den Fund“, ihm „graute . . . förmlich vor dem Reichtum“. Der Sohn hat die Fabrik übernommen und thut nun Gutes mit vollen Händen. Diese Inhaltsangabe kann nur einen schwachen Begriff von der Albernheit der Ausführung geben. Hoffmann hat nichts, rein garnichts Ursprüngliches. Da, wo schöpferische Kraft von ihm verlangt wird, wo seine grotesken Vorwürfe, seine unwahrscheinliche Entwicklung ihn an eine Stelle bringen, die wenig oder garnicht in der gangbaren Unterhaltungslitteratur behandelt ist, macht er einen Sprung und berichtet nachträglich, daß dies oder das geworden, da zu schildern, wie's geworden, außerhalb seines Könnens liegt. Er kann nur berichten und schildern, was schon hundertmal berichtet und erzählt worden ist. Wie durch „die Macht des Goldes“ aus dem harmlosen und gutherzigen Weber Martin der habgierige, hartherzige Fabrikant Martin geworden ist, kann er nicht darstellen; an einen derartigen Vorwurf wagen sich nur ernste Schriftsteller, und die hat er nicht gelesen, und wenn er sie gelesen, kann er ihre eindringenden psychologischen Darlegungen für seine oberflächliche Kinderschrift nicht gebrauchen. Was thun? Er geht über den springenden Punkt einfach hinweg, berichtet, wie es „nach einigen Jahren“ ist, und ergießt sich nun in voller Breite über die Hartherzigkeit der Reichen gegen die Armen, über die verzehrenden Qualen des Geizes u. s. w. — Vorwürfe, die in unzähligen Büchern und Religionsstunden abgehandelt worden sind und über die einem Hoffmann seitenlange Betrachtungen gleichsam automatisch aus der Feder fließen. „Was Walther so leicht ertrug (den Verlust von 40000 Thalern, die dem Vater von seinem früheren Herrn abgeschwindelt worden), das war für Martin ein nicht versiegender Born von Kummer, Gram, Zorn und Verzweiflung. Er konnte den erlittenen Verlust nicht vergessen, konnte ihn sich nicht aus dem Sinne

schlagen. Wie träumend ging er am Tage umher, mit stierem Blick und gerunzelter Stirn u. s. w.“ In diesem Jammerton geht es fast zwei Seiten, bis es heißt: „Ach ja — große Ursache hatte Martin, dem Herrn zu danken für die Fülle seiner Güter, und anstatt voll Dankes, war seine Seele voll bittern Grolles gegen den Höchsten!“ — Jahrelang hat Martin seine Arbeiter geschindet, drei Kapitel sind voll seines Geizes und seiner Hartherzigkeit, kein Fünkchen menschlicher Gesinnung zeigt sich. Dann fängt das 7. Kapitel also an: „Am folgenden Morgen hatte Walther kaum wieder seine Augen geöffnet, als er sich ohne Verzug ankleidete und zu seinem Vater begab. Was er dort mit ihm gesprochen, ist nie bekannt geworden, aber einen mächtigen Eindruck mußte wohl die Unterredung auf Martin gemacht haben. Unmittelbar nach derselben verließ er mit Walther das Haus und begab sich nach Valentins Hütte. Bleich und sichtbar erschüttert trat er hinein, noch blasser, noch tiefer erschüttert verließ er sie wieder. Der Anblick des armen, toten Gretchens, der Anblick des furchtbaren Elends, das ihm bei Valentin entgegengetreten war, hatten mächtig sein Herz getroffen uud plötzlich die Eisrinde geschmolzen, welche der unerwartet ihm zugefallene Reichtum um dasselbe gelegt hatte.“ Weiterhin folgen dann die köstlichen Sätze, bei deren Niederschrift der Autor gewiß selbst amüsiert gelächelt hat: „Sein Herz ward geläutert in dem Feuer der Trübsal, die Schlacken des Bösen sonderten sich von ihm ab, und Martin ward plötzlich wieder, was er früher in seiner Armut gewesen war, ein gutgesinnter und milder Mann. Die Rückkehr zum Guten erfolgte ebenso rasch, wie damals, als er reich wurde, die Hinneigung zum Bösen“. Damit wäre allerdings unserm Vorwurf, daß er schwierigen Problemen aus dem Wege gehe, die Spitze abgebrochen. — Die Darstellung der Feuersbrunst ist voller Unmöglichkeiten, psychologischen, wie physischen. Der Arbeiter Günther, der in der ganzen Erzählung als gerecht abwägender, gutherziger Mann dargestellt ist, will den Vater seines Freundes Walther nicht retten, obwohl dieser seine eigene Rettung davon abhängig macht: „Stirb denn, thörichter Knabe!“, ruft er aus,

für deinen Vater wage ich mein Leben nicht!" Dann ändert er, wie erzählt, doch noch seine Gesinnung. — Das dem Martin'schen Wohnhause zunächst liegende Fabrikgebäude brennt, das Feuer springt auf das Wohngebäude über. „Hier waren unter dem Dache mancherlei brennbare, leicht feuerfangende Gegenstände aufgehäuft, und nur wenige Minuten dauerte es, so standen sie alle in lichter Glut, die nun den ganzen Himmel mit furchtbarer Röte überhauchte. An das Wohnhaus stieß ein Gebäude, das mit Fässern voll Öl und Spiritus angefüllt war. Mit einem Male flammte es auf, und ehe noch ein menschliches Auge das Spiel der Flammen bemerkte, ehe der Schreckensruf: „Feuer!" die Schläfer erweckte, brannte schon das ganze Geschäft Martins lichterloh, und nur die massiven Steinmauern des Wohnhauses leisteten der verzehrenden Glut Widerstand. Und noch immer lag der Schlaf bleiern auf den Augen der bedrohten Bewohner des Hauses, noch immer, obgleich zur Rechten und Linken von einem Flammenmeer überwogt, rührte sich keine Hand zur Rettung aus der Gefahr, erschallte keine Stimme, die Schläfer vom Ruhelager aufzuscheuchen." Dann wird das Dorf lebendig, Männer, Frauen und Kinder eilen herbei. „Martin, Walther und seine Mutter, sowie die Diener schienen in einem wahren Todesschlafe zu liegen". Pochen, Rütteln, Schreien, alles umsonst! Als man die Thür endlich mit Gewalt sprengen will, versperrt der stürzende Dachstuhl den Zugang. Noch immer schläft im Hause alles den Schlaf des Gerechten. Endlich, als die Männer nach Leitern hinwegrennen, erscheinen die erschreckten Bewohner an den Fenstern. Die Diener zwar vergißt Hoffmann. Bei der durch allerlei Mucken der Beteiligten so schwierig und langwierig gewordenen Rettung werden sie nicht erwähnt. — Hoffmann bringt seine Menschen in die schrecklichsten Situationen und läßt sie, wenn's ihm gerade so paßt, keine Miene verziehen. Martin sitzt, umwogt von Rauch und Flammen auf einem Lehnstuhl, wohin ihn Walther geschleppt und blickt „kalt und ruhig in das Getümmel und auf die prasselnden Feuerwogen hinaus". „Mit ernster und ruhiger Stimme" hält er seinem Sohn folgende Rede:

„Geh, mein Sohn, bekümmere dich nicht um mich, ich ernte nur, was ich gesäet habe, und darum will ich nicht murren, sondern mit Ergebung in den Willen des Höchsten mein Ende erwarten. Ich war unbarmherzig und hart gegen die Männer dort und darf mich nun nicht wundern, daß auch sie jetzt unbarmherzig und hart gegen mich sind. Du aber geh'! Dich lieben sie, und dir werden sie Beistand leisten, wie du ihnen so oft Beistand geleistet hast!"

Wahrscheinlichkeit und Wirklichkeit existieren für Hoffmann nicht. Den Blick fest auf das Ziel gerichtet, diesen oder jenen Charakterzug zu zeigen, diese oder jene Moral zu demonstrieren, geht es durch Mauern und Meere, als wärens die angenehmsten Promenadenwege. Jeder aufgeweckte Knabe, der gelernt hat, mit Nachdenken zu lesen, muß wohl zehnmal auf einer Seite ausrufen: Das ist ja ganz unmöglich! Diesen Unmöglichkeiten geht Hoffmann durchaus nicht aus dem Wege; er ignoriert sie einfach. Wen es interessiert, zu sehen, wie selbstherrlich der Mann mit dem Widerstand der Objekte umspringt, lese die beliebte, oft empfohlene Sklaven- und Schiffbruchsgeschichte „Toby und Maly".

Die Nachlässigkeit der Sprache ist oft gerügt worden; daß dieser Mangel in der Unfähigkeit, dichterisch zu gestalten, begründet liegt, scheint nicht bemerkt worden zu sein. Plötzlich mitten in einer Geschichte, läßt eine Person in vielleicht seitenlangen Reden konsequent das Subjekt aus: den Autor wandelte das Bedürfnis an, zu charakterisieren, und anders versteht er's nicht. Komisch wirkt das Gestammel des edlen und klugen Negersklaven Maly. Hoffmann läßt ihn mit einer achtungswerten Sicherheit alle Zeitwörter in der Nennform gebrauchen und die Wortfolge auf den Kopf stellen. Gedankenfolge, Logik und Geist haben dabei absolut nichts Negerhaftes, sondern sind echt hoffmannisch. Kindern und weltverlassenen armen Webersleuten legt er seitenlange moralische Betrachtungen in den Mund, die einem Pfarrer alle Ehre machen würden. Die Gespräche dieser Leute drehen sich nicht um ihr Leben und Handeln, ihre Sorge und ihre Freude, sondern all dieses giebt ihnen nur den Anlaß ihre moralischen

Erörterungen und frommen Ergebenheitsphrasen daran zu knüpfen.

Nieritz und Hoffmann haben mehr Unheil angerichtet, als alle Indianergeschichten zusammen. Diese geben phantastische Schilderungen aus einer Welt, die dem Kinde ganz fremd ist. Nieritz und Hoffmann stellen die Welt, in der das Kind lebt, die dem Kinde wenigstens mehr oder weniger bekannt ist, ja stellen das Kind selbst durch und durch gefälscht dar; nicht etwa phantastisch — darin würde noch etwas Kunst stecken — nein trocken, berechnet und berechnend gefälscht. Ich mag nicht erwägen, wie viel Wirklichkeitsgefühl die Jugend hier einbüßt, wie viel Heuchelei geweckt und gefördert wird, ich will nur konstatieren, daß die Lektüre dieser litterarischen Ungeheuer bei der Mehrzahl der jugendlichen Leser eine völlige Verwüstung des poetischen Empfindens anrichten muß.

Woher, fragt man sich, die Nachsicht, ja das Wohlwollen, die solchen Nichtigkeiten zu teil geworden sind? Die Tendenz, denke ich, wird alles erklären: die rührselige Unerbittlichkeit in der Vergeltung und eine Frömmigkeit, die nirgends anstößt. Beides ist faustdick aufgetragen. Aber was wir lieben, lieben wir noch in der Karrikatur, oder vielmehr, wir sehen die Karrikatur garnicht.

Wenn dies Buch nichts weiter zuwege brächte, als das Ansehen von Gustav Nieritz und Franz Hoffmann dauernd zu erschüttern, so wollte ich froh sein; denn mir wäre eine gute That gelungen.

* * *

Patriotische Jugendschriften aus dem neuen Deutschen Reiche.

Zu den unerfreulichen Dingen, die im Gefolge des deutsch-französischen Krieges über die politisch geeinte Nation heraufkamen, gehört auch eine neue Hochflut der Jugendlitteratur. Wohl unterschied sie sich wesentlich von den früheren, nur nicht im wesentlichsten, in der Qualität. Ein neuer Stoff war aufgegangen und wurde von Jahr zu Jahr mehr ausgenutzt.

Auch die Tageslitteratur stand erst unter den kriegerischen Eindrücken; aber bald war das vorüber und die Belletristik trottete gemächlich im alten Geleise wieder dahin. Die Jugendlitteratur hat, begünstigt durch eine von oben her scharf betonte nationale Richtung in der öffentlichen Erziehung, die nationalen Stoffe bis in die Gegenwart immer gründlicher ausgenutzt. Von den kriegerischen Ereignissen, die zur Gründung des Deutschen Reiches geführt hatten, und die natürlich für die immer kriegerisch gesinnte Knabenwelt die zugkräftigsten Stoffe boten, hat sich die Jugendlitteratur im allgemeinen mehr und mehr der Vergangenheit Deutschlands zugewandt. Auch früher haben die Hoffmann und Nieritz, die Horn und Schupp gelegentlich einen Stoff aus der deutschen Geschichte behandelt. Bei dieser Wahl sprachen aber immer moralische oder religiöse Gründe mit. Im neuen Deutschen Reich herrscht allein die patriotische Absicht, im Kinde durch erhebende Beispiele der Tapferkeit und Vaterlandsliebe oder durch ein tieferes und innigeres Verständnis der deutschen Vergangenheit die Liebe zu Kaiser und Reich zu entzünden und zu nähren. „Die Erzählungen dieser Sammlung," erklärt der Verleger einer Reihe von Bildern aus der Geschichte, „sind bestimmt, die Kenntnis der Geschichte des deutschen Volkes in weitere Kreise zu tragen, unter besonderer Berücksichtigung der kulturgeschichtlichen Entwicklung. Die Darstellungsweise in allen Bänden atmet eine edle Begeisterung und ist darauf gerichtet, das Nationalitätsgefühl schon in der Jugend zu wecken und zu pflegen. Die Erzählungen bieten glänzende Beispiele deutscher Kraft und deutscher Tüchtigkeit, deutscher Treue und deutschen Gemüts, die eines wohlthuenden Einflusses namentlich auf den jugendlichen Leser nicht verfehlen werden." Demgemäß bietet die Auffassung des geschichtlichen Materials gegen jene älteren Autoren bemerkenswerte Abweichungen. Zunächst ist alle Kriegsdarstellung in ein rosiges Licht getaucht. Die ungeschminkte Darstellung der Kriegsgreuel, wie wir sie bei Nieritz gefunden haben, und gar die von demselben Autor offen ausgesprochene Verdammung kriegerischen Geistes ist unmöglich geworden. Eine

Schlacht ist in den neuen Jugendschriften wie ein Fest; hell auf lodern die Flammen der Begeisterung, der Freudentaumel des siegreichen Kriegers wird kaum durch Tod und Not gedämpft. Dann schreiben — und das mußte den früheren Darstellern deutscher Geschichte fehlen — die Autoren geschichtlicher Erzählungen aus einem politischen Glückseligkeitszustand heraus. Der gegenwärtige politische Zustand ist das nach langer Trübsal und langem Sehnen endlich erreichte herrliche Ideal. Die schweren Schäden und dunklen Flecken auf dem Bilde sind für den Jugendschriftsteller nicht da. Diese Freude am Errungenen beeinflußt nun die Darstellung der fernsten Zeiten. Selten gelingt es, den Gegenstand völlig objektiv, ohne Beziehung zur Gegenwart zu schildern. Die Personen sollen für die lesende Jugend beispielgebend sein; also müssen sie mit den sittlichen und politischen Idealen unserer Zeit ausgerüstet werden. Gustav Freytag hat seine „Ahnen“ gewiß in heißer Liebe zum deutschen Volke geschrieben; aber seine Gestalten sind Kinder ihrer Zeit. Ivo, der Held in „Die Brüder vom Deutschen Hause“, ist gewiß eine ideal gehaltene Rittergestalt; aber objektiv schildert der Dichter die Züge, die, jener Zeit eigentümlich, uns als tadelns- oder verabscheuenswürdige erscheinen: die Liebe zur Frau eines Andern, das inhaltslose Treiben des „Reitens nach dem Mantel“, die Vernachlässigung der eigenen Güter, die ritterliche Erbarmungslosigkeit gegen den im Zweikampf Unterlegenen u. s. w. Auf den Gestalten unserer Jugendschriftsteller ruht, falls sie die Helden der Erzählung sind, die ganze humane Gesinnung unserer moralisch so feinfühligen Zeit. Männer aus den rohesten Zeiten der Geschichte sind Musterknaben unserer Tage. So werden auch die politischen Verhältnisse der Vergangenheit durch die Brille unserer politischen Zustände geschaut. Der moderne Begriff der Einheit der Nation bedingt im fördernden oder hemmenden Sinne schon das Handeln der Fürsten im 11. Jahrhundert. Immer kehren die billigen Prophezeiungen wieder, die so merkwürdig richtig sind, weil sie aus dem vollen Sack unseres geschichtlichen Wissens rückwärts konstruiert wurden. Bei dieser

Sachlage kann natürlich nicht von Charakteristik die Rede sein. Eine schlimme Sache ist es auch mit den eingeflochtenen Gesprächen. Sie namentlich sollten Gewebe sein, in das der starre geschichtliche Stoff zu dichterischer Klarheit und Freiheit aufgelöst erscheint. Aber es ist dürres Gestrüpp, das den historischen Block hie und da dürftig überwuchert. Keiner beherrscht den geschichtlichen Stoff wie ein Freytag oder Conrad Ferdinand Meyer. Ob der historische Roman, die historische Novelle überhaupt poetische Daseinsberechtigung haben, geht uns hier nichts an. Die Maßstäbe sind von echten Dichtern geschaffen, und wir legen sie an die historischen Kinderromane. Wie springt ein Conrad Ferdinand Meyer mit seinem Stoff um! Es scheint, als wenn er ihn erst selber geschaffen; alle lehrhafte Schwere ist aufgehoben, und doch giebt er uns ein Bild der Zeit, wie es lebensvoller kein Geschichtsstudium zu geben vermag. Der Dichter verfügt über den Stoff, wie der Baumeister über seine Steine, während unsere Jugendschriftsteller ihm mühsam durch Geschichtswerke und Chroniken nachkriechen. In der Regel binden sie sich von vornherein die Hände dadurch, daß sie die historische Persönlichkeit, um deren Vorführung es ihnen zu thun ist, auch zum Helden ihrer Erzählung machen und mit dem historisch feststehenden Schicksal desselben das Leben einiger frei erfundenen Personen, die das dichterische oder das kulturhistorische Moment vertreten sollen, verknüpfen. Sie haben den Dichtern nicht einmal den so notwendigen Kunstgriff abgeguckt, den Helden der Erzählung zu erfinden, um freier schalten zu können, und die historischen Personen im Hintergrunde die Fäden ziehen und nur gelegentlich ins Licht der Rampe treten zu lassen.

Der erziehliche Zweck der vorgeführten Personen erklärt auch die Eigentümlichkeit unserer historischen Erzählungen für die Jugend, daß sie alle Geschehnisse, die kleinen privaten, wie die großen historischen aus dem Willen oder dem Charakter der Personen hervorgehen lassen. Man braucht nicht Anhänger der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein, um das absurd zu finden. Noch eine lächerliche Erschei-

nung erklärt sich aus dem erziehlichen Zweck dieser Bücher. Ein gewisses Quantum geschichtlichen Wissens soll verarbeitet werden, gewöhnlich das Leben und Wirken eines Fürsten. Nun wird zu Anfang frisch drauf los gedichtet. Breite Schilderungen, lange Gespräche verzögern den Gang der Ereignisse. Plötzlich bemerkt der Schreiber, daß er sich der vereinbarten Bogenzahl bereits bedenklich genähert hat. Jetzt heißt es sich dran halten; die Muse der Dichtkunst wird entlassen — sie war ja nur die Lustmacherin, angenehme Begleitung, aber durchaus zu entbehren — die ernste Klio hat nun allein das Wort, und sie hängt dem Werke, das ihre davongejagte Schwester wie einen bunten Teppich gewebt hatte, einen dürren leitfadenartigen Schwanz an.

Wenn wir uns jetzt zu einzelnen Vertretern dieser Gattung Jugendlitteratur wenden, sind wir in der Verlegenheit des Überflusses. Nicht nur, daß die Zahl der Schriftsteller, die auf diesem Felde ackern, eine fast unübersehbare ist, eine Reihe von Autoren schreibt ganze Serien, und eine Reihe von Verlegern verlegt ganze aus verschiedenen Federn zusammenfließende Serien. Dem praktischen Zwecke dieses Buches entsprechend, halte ich mich an die Namen, die in amtlichen und nichtamtlichen Verzeichnissen am häufigsten wiederkehren.

Der angesehenste und älteste der Gruppe ist der Berliner Gemeindeschullehrer Ferdinand Schmidt (1816—90). Seine Hauptstärke liegt wohl in den „Lebensbildern“, deren eines, „Herder“, Professor Gotthold Heinrich v. Schubert „eine der lieblichsten Jugendschriften, die er kennen gelernt hat“, nennt, von denen aber auch ein anderes, „Heinrich Pestalozzi“, von Dittes im „Pädagogium“ als ein einfaches Plagiat aus der Morf'schen Biographie hingestellt worden ist. Diese „Lebensbilder“, kindlich vorgetragene Berichte von Leben und Thaten berühmter Personen, mögen Ernst Moritz Arndt zu dem ehrenden Ausspruch veranlaßt haben: „Der Verfasser hat den Ton getroffen, wie man mit und zu Kindern sprechen und ihnen von guten und großen Menschen und Dingen erzählen soll, daß es hafte“. Aber die historischen

Erzählungen, die „historischen Gemälde“, wie Schmidt sagt! Auf sie paßt ganz die Skizze, die ich eben im allgemeinen entworfen habe. Schmidt verleugnet nirgends den Schulmeister. In dem historischen Gemälde „Aus der Jugendzeit des großen Kurfürsten“ will er den Leser über den 30jährigen Krieg unterrichten. Die bekannten Leitfadennotizen über die Ursachen des Krieges werden gleich im ersten Kapitel in ein Gespräch verflochten, welches dadurch so absichtlich und gezwungen wird, daß es von vornherein für die litterarische Betrachtung ausscheidet. Den Verlauf erfahren wir später, indem wir den Geschichtsvorträgen beiwohnen, die der Hofmeister dem Kurprinzen hält. In gleich stümperhafter Weise wird die Charakterschilderung Wallensteins in ein Gespräch zweier Diplomaten verflochten. In einer Unterhaltung zwischen der Amme und der Kammerjungfer wird ein verunglückter Anlauf genommen, die ländliche Naivetät der ersteren zu zeichnen, u. a. nimmt sie den Ausdruck „Franzosenfresser“ wörtlich. Die Kammerfrau erzählt ausführlich vom Tauffest und liest in aller Seelenruhe ein Stück aus einem von der Kurfürstin im Kinderzimmer zurückgelassenen Buche, während vom Schloßplatz das Schießen und das Getümmel einer Revolte herauftönt. Unmittelbar an das Gespräch ist eine chronikenartige Aufzählung aller Taufzeugen gehängt. Die Kurfürstin ist über die Niederlage ihres Bruder, des „Winterkönigs“ Friedrich V von der Pfalz, außer sich; ihr Schmerz wird in allen Tonarten geschildert; man fragt sich völlig verständnislos: Was will der Verfasser? Das Ende des Kapitels bringt die Erklärung; denn es schließt mit einer Betrachtung über die Leiden fürstlicher Personen.

Womöglich noch schwächer ist das historische Gemälde „Die Türken vor Wien“ und vor mir liegt die neunte Auflage! Den lehrhaften Zweck, der mit geradezu komischer Aufdringlichkeit aus den Falten des Romans hervorguckt, erfüllt jedes Lehrbuch besser. Die nebelhafte Vorstellung, die man etwa vom Schulunterrichte her, von der Belagerung Wiens durch die Türken noch hegt, wird durch nichts aufgeklärt; das Ereignis ist in seinen Ursachen, seinem Verlauf und seinen

Folgen genau so unbestimmt nach der Lektüre wie vorher; der Verfasser giebt anstatt eindringender Schilderungen und Berichte gefühlvolle Redensarten. Auch hier liebt Schmidt, seine Belehrungen in das Gespräch zu flechten. Nachdem drei Musketiere auf der Wachstube uns bereits über manche Einzelheiten der Belagerung belehrt, durch Lobpreisungen ihrer Führer gelangweilt, läßt Schmidt den jüngsten der Drei plötzlich sagen: „Lacht mich nicht aus, wenn ich euch versichere, daß ich vom Minenkriege fast garnichts verstehe, sondern sagt mir, wie es sich mit der Sache verhält". „Das ist leicht gesagt", antwortet der Graubart, und nun machen wir mit dem unerfahrenen Musketier einen Excurs in die Kriegswissenschaft. Der Gegenstand des Romans ist das Schicksal des Kommandanten Starhemberg und seiner beiden Kinder während der Belagerung. Anstatt einer zusammenhängenden Darstellung ihrer Erlebnisse, wobei die lehrhaften Ausblicke so leicht anzubringen waren, erhalten wir nur hie und da eine Episode. Die Gefangennahme der Tochter durch die Tartaren, ihre Unterredung mit Kara Mustapha, ihr Leben in der Gefangenschaft, ihre Befreiung — alles das erfahren wir, teils nur andeutungsweise, aus zweiter Hand, durch Bericht; dagegen ist ein ganzes Kapitel, das „Im Lager" überschrieben ist, sich aber ganz im Zelt der gefangenen Christin zwischen dieser und einer türkischen Sklavin abspielt, mit gegenseitigen Bekehrungsversuchen und Lobpreisungen der christlichen, beziehungsweise der muhammedanischen Religion angefüllt. Es ist nicht Geschichte und ist nicht Erzählung, sondern ein Quark, den unglaubliche Kritiklosigkeit neun Auflagen hat erleben lassen. Hat Conrad Ferdinand Meyer die erreicht?

Ebenso fruchtbar und vielseitig wie Ferdinand Schmidt ist der Schauspieler Oskar Höcker (1840—94), der nach Theden „die Nachfolge Franz Hoffmann's antrat". Wenn derselbe Kritiker meint, daß Oskar Höcker „wohl unbestritten einer der allerbesten Jugenderzähler" sei, so kann ich diesem Urteil nach den hier entwickelten Anforderungen an eine Jugendschrift nicht nur nicht beistimmen, sondern muß Höcker,

wie „sein Vorbild Franz Hoffmann“, den allerschlechtesten zuzählen. Wie Höcker seine schriftstellerische Aufgabe auffaßt, geht aus dem Vorwort zu einem seiner letzten Werke, der von königlichen Regierungen gern empfohlenen Erzählung „Spare in der Zeit, so hast Du in der Not“, hervor. Nachdem er bedauert hat, daß „die Lust am augenblicklichen Genuß nur zu leicht das Pflichtgefühl, an die Zukunft zu denken“, unterdrücke und mitgeteilt hat, daß „deshalb“ „die Weisheit unseres Kaisers die Gesetze über die Invaliden- und Alters-, Kranken- und Unfallversicherung geschaffen habe“, fährt er fort: „Möchte die aus dem Leben gegriffene Schilderung in dieser Erzählung Jeden, der bisher nur widerwillig den ihm auferlegten Pflichten sich fügte, überzeugen von der ihm dadurch bereiteten Wohlthat und zu der Einsicht führen, daß unserem erhabenen Monarchen nichts mehr am Herzen liegt, als das Wohl und Glück seiner Unterthanen!“ Die gewaltige soziale und politische Entwicklung, die mit historischer Notwendigkeit zu der Arbeiterschutzgesetzgebung führte, wird getreu der im Vorwort verratenen Absicht, vollständig ignoriert, um die ganze Gesetzgebung aus dem Wohlwollen des Monarchen gegen notleidende und leichtsinnige Unterthanen hervorgehen zu lassen. „Wahre Nächstenliebe, das Bestreben, seinem Volke ein Vater zu sein, und endlich die Erkenntnis, daß die Gesamtheit nicht glücklich zu sein vermag, wenn ein Teil desselben begründete Ursache zur Unzufriedenheit hat: das waren die Beweggründe, welche unsern jungen Kaiser Wilhelm II zu dem Erlaß des in Rede stehenden neuen Gesetzes veranlaßten.“ So äußert sich in der Erzählung „im Auftrag der Regierung“ ein Herr aus Berlin vor einer oberschlesischen Arbeiterversammlung. Dieser Versammlung ist die ganze Sache neu; keiner hat jemals von dem Gesetze etwas gehört. Trotzdem trägt der fremde Herr seinen Stoff ohne irgend ein erläuterndes Beispiel im schönsten Bureaukratendeutsch vor: „Die Invalidenrente erhält, ohne Rücksicht auf das Alter, derjenige Versicherte, welcher entweder dauernd erwerbsunfähig wird oder während eines Jahres ununterbrochen erwerbsunfähig gewesen ist und eine Wartezeit von fünf Beitragsjahren zurück-

gelegt hat.“ Die Versammlung hat den Redner sofort verstanden. Er wird durch Unruhe in der Versammlung unterbrochen. „Wo bleibt die gerühmte Wohlthat des Gesetzes,“ rief der Cigarrenmacher unwirsch, „wenn wir erst fünf Jahre warten und zahlen müssen, ehe wir zum Genuß der versprochenen Rente gelangen?“ Mit solchen wohlstilisierten Einwürfen wird die Rede wiederholt unterbrochen; bald thut es ein Einzelner, bald der Chor. „Jawohl,“ rief es im Chor, „was geschieht mit uns älteren.“ Jedesmal hat der Redner einen Triumph; denn die Versammlung thut ihm den Gefallen, nur solche Einwände zu erheben, die das Gesetz selbst schon beseitigt, sodaß er nur nötig hat, in der Darlegung des Gesetzes fortzufahren. Genau so naiv, wie diese Arbeiterversammlung ist auch die „Arbeiterbewegung“ aufgefaßt; in einem Kapitel. das diese Überschrift führt, sind es ein Säufer, zwei Einbrecher und ein Wucherer, die gegen das neue Gesetz zu hetzen versuchen, was ihnen aber gründlich mißlingt. Von der sozialistischen Bewegung, die die Welt in Atem hält, findet sich in dieser oberschlesischen „Arbeiterbewegung“ auch nicht die Spur. Dem tendenziösen Teil der Erzählung entspricht der hiermit nur lose zusammenhängende rein menschliche Teil durchaus. Anstatt Menschen von Fleisch und Blut, giebt Höcker Schablonen. Der fleißige, brave Arbeiter, der sein Auskommen hat und von den Arbeitgebern befördert wird, und der trunksüchtige, faule Arbeiter, der seine Familie verkommen läßt; der junge Arbeiter, der ein leichtsinniges Fabrikmädchen liebt, schließlich aber das brave, sittsame Mädchen, das den trunksüchtigen Vater bekehrt, vorzieht und ein durch Sparsamkeit ermöglichtes Heim gründet, — das alles ohne jede individuelle Färbung dargestellt, in jeder Zeile die moralisierende Absicht verratend.

Kaum verlohnt es sich nach dieser Probe der Höckerschen Kunst, noch eine der vielen kulturgeschichtlichen Erzählungen für die reifere Jugend zu zergliedern; Höcker beherrscht den geschichtlichen Stoff nicht entfernt genügend, um eine erträgliche Erzählung zustande zu bringen. Die geschichtliche Auffassung sowohl, wie die Komposition und

die Charakteristik sind so dilettantisch, daß Höcker nach jeder Beziehung hinter seinen Genossen zurücksteht. Um Geist und Stil dieser Bücher zu zeigen, seien hier nur einige Stellen aus dem 4. Band vom „Ahnenschloß", betitelt „Deutsche Treue, welsche Tücke, kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit der großen Revolution, der Knechtschaft und der Befreiung" gegeben. Die Schilderung der französischen Revolution hebt also an: „Aus weiter Ferne ließ sich . . . von Zeit zu Zeit der widerliche Lärm heiserer Männer- und Frauenstimmen vernehmen; der Ausdruck jener wilden, teuflischen Freude, die sich mit dem Club der Jakobiner in der französischen Hauptstadt eingebürgert hatte. Gar manches Herz zitterte und bebte bei diesen Tönen, die an das Gebrüll wilder Bestien mahnten, wenn sie nach Blut lechzen." Daß alle Republikaner gemeine, plumpe oder häßliche Gesichter haben, und daß die Guillotine nur Opfer gemeinster Mordlust köpft, versteht sich nach diesem Eingang von selbst. — „Der Schwerenöter Bonaparte ist geschlagen. Hallelujah!" „Es war eine geradezu betäubende Nachricht, welche den Zuhörern den Atem versetzte. Der Doktor und die beiden Frauen glichen Bildsäulen und der Zeigefinger des ersteren, welcher sich soeben eine Pfeife stopfen wollte, blieb unbeweglich in der Luft, während Frau Ratbod und Dora, in der gegenseitigen Befürchtung, vor Freude ohnmächtig zu werden, sich innig umschlungen hielten." — Nun noch eine Schlachtscene. Es ist bei Möckern: „Kampfbegeistert passierten die graubärtigen Krieger den Eingang des Dorfes, dessen Häuser zum großen Teil nach wie vor von dem Feinde besetzt waren. Der Doktor war einer der ersten, der die schmale Dorfgasse betrat. „Wo sind die Schock-Schwerenot-Element-Franzosen?" stürmte er, das Gewehr schußbereit haltend, vorwärts, auf den warnenden Zuruf der Kameraden nicht achtend. Die Begeisterung hatte ihn poetisch verklärt und so hörte man ihn mit weithin schallender Stimme nach kurzer Pause wieder rufen: „Der Rächer naht, und Deine letzte Stunde, Erbfeind, hat geschlagen!" Piff! Paff! Puff! surrte es um des Doktors Ohr. Er hielt in seinem Lauf inne und richtete seine Blicke auf

ein Haus, aus dessen Fenster die Kugeln offenbar entsendet worden waren. „Hurrah", rief er, „sie haben sich verraten, in jenem Hause dort steckt die Schar! Laßt Kanonen vorfahren, drauf und dran!" Eben richtete er sein Gewehr auf einen Franzosen, dessen Kopf in einem Parterrefenster sichtbar wurde, als er gewahrte, daß er vergessen hatte, das Zündhütchen aufzusetzen, weshalb er rasch in die Patronentasche langte, um ungeachtet der fortwährend ihn umsausenden Kugeln das Versäumte nachzuholen. „Nur Geduld," rief er, Blicke des Zornes nach dem Hause hinübersendend, „laßt mich nur erst geladen haben, volente deo hat Euer Stündlein jetzt geschlagen." — Wen das fernere Schicksal des Doktors in der Dorfgasse von Möckern interessiert, möge im Buche selber nachlesen. Er würde aus der Lektüre zugleich den Gewinn ziehen, daß er Oskar Höcker endgültig und für immer zu den Toten legte, wohin er gehört.

Entsprechend dem Gang der Geschichte und der Tendenz der Schulbehörden spitzt sich die historische Erzählung immer mehr zu einer Verherrlichung der preußischen Geschichte und des Hauses Hohenzollern zu. In einem von der Königlichen Regierung in Potsdam im „Amtlichen Schulblatt für den Regierungsbezirk Potdam" (No. 5—7, Jahrgang 1896) für die Gründung von Schüler- und Volksbibliotheken empfohlenen Verzeichnis nimmt, was die Zahl seiner Werke betrifft, den ersten Rang der Berliner Jugendschriftsteller Bruno Garlepp ein. Neunzehn seiner preußischen Vaterlandserzählungen sind namentlich aufgeführt; es scheint keine übergangen zu sein. Das verpflichtet zu einer näheren Betrachtung der Garleppschen Erzeugnisse. In einer Reihe von „Lebensgeschichtlichen Erzählungen" behandelt er die „Paladine Kaiser Wilhelm I", darunter „Graf Helmuth v. Moltke". Moltke's Lebensgeschichte in romanhafte Form zu bringen, ist gewiß eine Aufgabe, würdig eines Walter Scott. Die Lebensschicksale des Feldmarschalls werden in allen Einzelheiten von der Wiege bis zum Grabe vorgeführt; damit werden – nun tritt der „Dichter" hervor — frei erfundene Schicksale und Episoden, Gespräche und Naturschilderungen, alles wie in einem Roman, verbunden.

Wie dabei die Komposition ausgefallen ist, möge an einem Beispiel gezeigt werden. Ein ganzes Kapitel (15 Seiten) nimmt der Brief eines Studenten an den jungen Lieutenant Moltke ein. Der Brief, von dem Garlepp versichert, daß er kulturhistorischen Wert habe, ist gewiß von irgend welchen Folgen für das Leben Moltke's? Durchaus nicht; er handelt von dem studentischen Leben und Treiben in Jena und Halle, dem Moltke nie irgendwo näher getreten ist, und erklärt sich nur aus der Absicht des Autors, dem Buche einen kulturhistorischen Hintergrund zu geben. Dagegen wird die Revolution von 1848 in genau zwei Zeilen abgethan: „Die wonnigen Tage am Rhein" (Moltke hatte sich eben verheiratet) „wurden nur durch ein trübes Ereignis verbittert; das war der Revolutionssturm des Jahres 1848, der auch hier in einigen Städten wehete." Das ist alles über ein Ereignis, welches dem großen Feldherrn ohne Frage näher getreten ist, als der studentische Mummenschanz von Lichtenhain. Der Verfasser hat offenbar die Absicht gehabt, das Lebensbild auf dem Grunde geschichtlicher Begebenheiten und örtlicher Verhältnisse zu zeichnen. Das kann nur Sinn haben, wenn man von dem Einfluß der Zeit und des Ortes auf den Helden erfährt oder wenn wenigstens sein Bild auf diesem Grunde sich lebhafter für uns abhebt. Nichts von alledem hier. Er schildert Berlin, den König, seine Krankheit, Wiedergenesung, die Begeisterung der Berliner auf der Straße und im Theater, den Weihnachtsmarkt u. s. w.; aber mit Moltke bringt er dies alles nicht näher in Verbindung, als daß er ihn durch die Straßen Berlins schreiten, einen ernsten Blick nach dem Krankenzimmer hinauf thun und über den Markt gehen läßt. — In der geschichtlichen Erzählung „Ein vergessener Held Friedrichs des Großen" ist die Komposition womöglich noch schlechter. Die Geschichte des „vergessenen Helden" Joseph Ferd. Dreyer ist so mit den Schicksalen anderer Menschen und mit kriegsgeschichtlichem Material belastet, daß es schon aus diesem Grunde unmöglich ist, ein Bild zu erhalten. Dazu kommt, daß diese Anhängsel entweder in garkeiner oder so loser Beziehung zu der Geschichte des Helden stehen, daß sie nicht imstande

sind, Hintergrund oder Einrahmung abzugeben. Die Schicksale der Marketender-Familie Püschel, die offenbar das Bindemittel für die mannigfachen Thatsachen sein soll, treten viel mehr hervor als die des Helden. „Das Diarium des Gardisten C. D. Friedrichs, das ein ganzes Kapitel (von 13) und 18 Seiten (von 190) füllt und dessen Wert an sich nur ein sehr bedingter zu sein scheint, hat keine andere Beziehung zum Helden, als daß sowohl Friedrichs wie Dreyer Freunde derselben Marketenderfamilie sind. Ähnlich steht es mit der Schilderung vom 1. Bataillon Garde ($3^1/_2$ Seiten) und mit der Beschreibung des Überfalls von Hochkirch von Pfarrer Küster (13 Seiten). Zu beiden Entlehnungen, an sich interessant und wertvoll, steht der Held in keiner andern Beziehung, als daß bei jenem Bataillon jener Friedrichs und der alte Schimmel (Mann der Marketenderin, deren Familie die auseinanderfallenden Teile zusammenhalten soll) stehen und daß auch unser Held bei Hochkirch gefochten. Vollständig angeflickt erscheint die (ebenfalls wohl authentische) Geschichte des Trompeters Schimmel des Jüngeren. — Es ist dem Autor offenbar darum zu thun gewesen, nebenbei ein möglichst wirkungsvolles Bild vom 7jährigen Kriege zu geben. Darum steht Friedrich d. Gr. überall im Vordergrunde, einzelne Schlachten und Züge sind mit einer Unmasse von Namen und Zahlen geschildert. Komisch wirkt die offenbar amtliche Aufzählung der Gefangenen nach Chargen, der Beute nach Vieh-art unmittelbar neben den erdichteten platten Gesprächen der Personen. „Zieten's berühmter Ritt“ (2. Kapitel) füllt 13 Seiten, obwohl der „vergessene Held“ garnicht daran teilgenommen, sondern nur sein Freund Püschel. Das 3. Kapitel — 18 Seiten — schildert die Schlacht bei Hohenfriedberg. Held Dreyers Schicksale in derselben und seine Gefühle werden ganz zum Schluß in 15 Zeilen abgethan. Dagegen werden uns etwa 50 Generäle, Bataillons- und Regimentskommandeure namentlich vorgeführt. Die Darstellung ist eine sehr mangelhafte. Abgesehen von dem charakterlosen, ja fehlerhaften Stil, ist die Schilderung, beispielsweise der Schlacht bei Hohenfriedberg, so verworren, daß, obwohl über 20 Ort-

schaften genannt sind, eine Vorstellung vom Terrain und Verlauf der Schlacht ohne Specialkarte mit dem besten Willen nicht möglich ist. Eine Charakteristik ist überhaupt nicht vorhanden, ja garnicht angestrebt. Eine Person ist so tapfer, gut preußisch, königbegeistert wie die andere. Das sind keine Menschen, wie sie sich in so wechselvollem Schicksal in ihren Besonderheiten zeigen müssen, sondern ideale Schablonen; das zu Grunde liegende Ideal ist freilich ein höchst triviales; Bei Garlepp feiert die Preußenverhimmelung ihre Orgien, doch fällt die Sache bei seinem litterarischen Unvermögen für den kühlen Beobachter immer höchst lächerlich oder widerlich aus. Die preußischen Soldaten sind engelgleiche Helden; daß auch die Bestialität und die Feigheit ihren Anteil am preußischen Heere hatten, erscheint ausgeschlossen. Das findet sich nur beim Feinde. Vergewaltigung von Frauen und die Gefahr derselben ist auf einigen Stellen angedeutet, aber immer auf Feindesseite. Ja, der Verfasser ist so besorgt um den engelreinen Charakter seiner Personen, daß er uns nicht verrät, was Dreyer mit einigen Bauern macht, die ihm als Mörder einiger preußischen Soldaten in die Hände fallen. Er hält Kriegsgericht über sie, nimmt ihre Habe und brennt ihre Häuser nieder. Der Rest ist Schweigen.

Der Verlag von Alexander Köhler in Dresden-Leipzig giebt unter dem Titel „Aus unserer Väter Tagen“ eine Reihe „kulturgeschichtlicher Erzählungen aus der deutschen Geschichte“ heraus, die nach einer Mitteilung auf dem Vorsatzpapier der Bändchen „bisher amtlich empfohlen“ worden sind vom Königlichen Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts, von der Königlichen Regierung in Potsdam, von der Herzoglich Anhaltischen Regierung, vom Großherzoglichen Oberschulrat in Karlsruhe, vom Herzoglich Sächsischen Ministerium in Coburg. Der Rektor Reinhold Bahmann und der Lehrer Emil Stephan (Dresden) sind die Verfasser der meisten Bändchen. Wieder Lehrer und keine Dichter! Bahmann's Erzählung „Im Strome der Völkerwanderung“ führt uns die Schicksale der Westgoten von 375 bis 451 n. Chr. vor. Daß er hin und wieder einige Personen durch

Schilderung und Rede zu charakterisieren sucht, ist nur Aufputz, der den Schein des Romanartigen erzeugen soll. In Wirklichkelt kommt es nirgends zu einer kunstgerechten Entwicklung. Das erste Kapitel nimmt einen Anlauf, der garnicht so übel ausfällt. Das Lager der flüchtenden Westgoten an der Donau ist geschildert; Ulfilas bringt die kaiserliche Erlaubnis zur Niederlassung auf römischem Boden; die Bedingung der Waffenabgabe will man durch Bestechung umgehen. Das ist auf 14 Seiten breit und novellistisch dargestellt. Was dann geschieht bis zur Empörung der Goten, ist auf einer halben Seite leitfadenartig berichtet. Dann folgt (auf drei Seiten) die Schilderung eines römischen Gastmahls, bei dessen Gelegenheit die Feindseligkeiten zum Ausbruch kamen und abermals wird auf einer halben Seite berichtet über das Sengen und Brennen der Goten im römischen Lande, über die Schlacht „bei den Weiden“, über die Einschließung der Goten in den Bergen des Hämus, über den Einbruch der Ostgoten und Alanen ins römische Reich, über die Befreiung der Westgoten und über ihr abermaliges Losbrechen. Bei der Schlacht von Adrianopel löst der Dichter wieder den Lehrer ab. So hebt und senkt sich die Woge der Dichtung, bald fester Wattengrund historischer Thatsachen, bald wässerige Flut pathetischer Reden. In der Mitte des Buches giebt Alarichs Schicksal zu längerem Verweilen Anlaß; aber auch hier mischt Bahmann, wie wohl der Lehrer in der Geschichtsstunde einmal zu thun pflegt, Gedichte in seine Erzählung ein. Er unterbricht seine Schilderung und sagt: „K. V. Netz hat die Einnahme Roms durch Alarich in folgendem schönen Gedicht besungen.“ Das Gedicht ist aber garnicht schön. — Spaßhaft ist das Salondeutsch der alten Gotenrecken.

In diesem Punkte ist Stephan seinem Genossen überlegen; er handhabt die Sprache ganz erträglich; triviale Wendungen sind selten. Die geschichtliche Erzählung „Treue um Treue 1065—1137“ (!) soll uns diesen Jugendschriftsteller kennen lehren. — In der Hauptsache läuft es auf eine Darstellung der Geschichte Heinrichs IV. hinaus; denn es ist nichts übergegangen von dem Wust von Fehden und Kämpfen,

die dieser König nach Außen und im Innern zu bestehen hatte, wobei allerdings die Uugleichheit der Ausführlichkeit, mit welcher die Geschichte dargestellt ist, auffällt. Entscheidende Wendepunkte, wichtige Entschließungen werden beiläufig oder flüchtig erwähnt, nebensächliche Begebenheiten breit ausgeführt. Wenn der Verfasser sich aber etwa auf den Titel berufen wollte, so ist ihm zu erwidern: Was soll all der geschichtliche Wust? Ferner zeigt sich bei der Ausgestaltung der Themas dieselbe Ungleichheit: Die Treue der Wormser gegen den Kaiser und umgekehrt ist der Vorwurf. Wie kann da eine Untreue oder scheinbare Untreue mit zehn Zeilen abgethan werden? Heinrich läßt den den Wormsern verhaßten Bischof Adelbert wieder ein und geht, weil er sich da sicherer fühlt, auf die Burg Trifels. Diese Thatsache ist mit dürren Worten erzählt, während gerade hier der epische Dichter die Pflicht gehabt hätte, Dunkles zu erleuchten. Hier wäre in der That ein dankbarer Vorwurf für den Dichter gewesen. Aber der Verfasser ist eben kein Dichter. Ihm war die Stelle zu unbequem; ihm fließt es besser aus der Feder, wenn er an Stellen kommt, wo die landes- und jugendschriftenübliche Verhimmelung ihren gewohnten Trott geben kann. Ob dem Verfasser gegen den Schluß hin die Lust ausging oder ob der Verleger durch Hinweis auf die Bogenzahl ihm Halt gebot, — ich weiß es nicht, aber das letzte Drittel ist (wie auch in der Erzählung „Auf hoher Warte") auffällig kurz behandelt. Was von 1077 bis 1099 geschehen ist, wird bei Gelegenheit eines Gastmahls im Kloster Lorsch von dem treuen Ehrich uns und den Gästen, denen es wunderbarer Weise was Neues war, erzählt. Eine bei den pseudodichterischen Jugendschriftstellern beliebte Methode, das lästige Darstellen abzukürzen. Das im Titel ausgesprochene Thema wird in der Darstellung der nun folgenden wechselvollen Ereignisse allein noch dadurch berücksichtigt, daß von Seiten des Königs seine Freundlichkeit, von Seiten Ehrichs (denn der ist schließlich, wie es scheint, der einzige Vertreter der treuen Stadt Worms) seine mehrfachen Fahrten mit dem König kurz aufzählend erwähnt werden.

Was die Charaktere betrifft, so stellt sich auch hier die alte Erscheinung dar: Es wimmelt von Helden ohne Fehl und Tadel. Egino, Hartmut, Luitpold, Ehrich — alles Gestalten, als wären sie Musterschüler einer Moralanstalt in einem von edler Menschlichkeit erfüllten Jahrhundert, und dabei bedenke man jene ruchlosen Zeiten! Ferner: der Charakter Heinrichs, welch ein Vorwurf für einen Dichter, welche Lust, diese schwankende, bald anziehende, bald abstoßende Erscheinung von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus zu begreifen und darzustellen! Und was hat Stephan daraus gemacht? Wie ausführlich ist er bestrebt, Heinrich als schönen, freundlichen Jüngling darzustellen — gut. Aber die Kehrseite, wo bleibt die? Jedes Geschichtswerk klärt uns überzeugender darüber auf. „Zerrissenen Gemütes entwarf er Pläne auf Pläne, zu deren Ausführung ihm alles fehlte, vor allem die eigene Thatkraft und ein großes Heer." Das ist alles über den Mangel an Thatkraft im Sommer 1076, keine Erklärung dafür, kein konkreter Nachweis. Und diese Worte stehen auf Seite 84, während von Seite 76 bis 82 der Verfasser sich nicht genug thun kann, die Energie des Königs bei und nach Verkündigung des päpstlichen Bannspruchs in's Licht zu stellen.

Nach diesen beiden Volksschullehrern mag es sich empfehlen, zwei Gymnasiallehrer als Autoren geschichtlicher Erzählungen kennen zu lernen.

Professor Dr. J. W. Otto Richter in Berlin giebt uns in der Märznummer der „Jugendschriften-Warte", Jahrgang 1894, einen Einblick in seine schriftstellerischen Absichten und die Art seines Arbeitens. Darnach veröffentlichte er im Frühjahr 1892 den ersten Band seiner „Geschichten aus der Geschichte" und im November 1893 waren daraus bereits elf Bände geworden. Gustav Freytag schrieb an den sechs Bänden seiner Ahnen ein ganzes Jahrzehnt. (1870—80). — Nun wollte Professor Richter keine Romane schreiben, sondern Geschichten, Zeitbilder, die den Geschichtsunterricht ergänzen, „um das heranwachsende Geschlecht noch mehr, als es bisher üblich gewesen ist, zur Vaterlandsliebe zu erziehen."

„Damit dieses Zeitbild aber möglichst treu und zuverlässig wäre,“ sagt Richter an genannter Stelle, „zog ich bei meiner Darstellung Chroniken, alte Berichte, Urkunden und Briefe möglichst unmittelbar heran, während ich meine eigene Gestaltung thunlichst auf die Verknüpfung feststehender Thatsachen, auf die genauere und anschauliche Ausmalung wichtiger Vorkommnisse zu beschränken suchte. Ich gestehe offen, daß es mir oft schwer geworden ist, diese persönliche Entsagung zu üben, daß ich vielfach in Versuchung geriet, die eigene Phantasie freier walten zu lassen.“ Trotz der rein didaktischen Absichten des Verfassers müssen seine Bücher hier erwähnt werden. Denn er mißbraucht die Kunstform der Erzählung in der üblichen Weise. Ob es wünschenswert ist, den Geschichtsunterricht der Schule in dieser halb wissenschaftlichen, halb belletristischen Weise zu ergänzen, soll hier nicht entschieden werden. Daß Richter selbst das nicht erreicht hat, was er — mit unerlaubten Mitteln — erreichen wollte, soll kurz an dem ersten Bande der „Geschichten aus der Zeit des preußischen Ordensstaates“, an „Hermann v. Salza und Hermann Balke, die Begründer des Ordensstaates. Ein Zeit- und Charakterbild aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts“ gezeigt werden. Das Buch ist kein Zeitbild. Wir erfahren außer den Thatsachen, die das gewöhnliche Geschichtsbuch bietet, nichts über jene Zeit. Ordensorganisation, Amtierung der Mitglieder, Sitten, Bewaffnung, Kriegführung, Wohnung, Umstände, die zur Kreuzfahrt führten, Rekrutierung der Heere, Kulturstand der Preußen, ihre Religion u. s. w. — nichts von diesen wesentlichen Zeitzügen enthält das Richtersche Zeitbild. — Es ist aber auch kein Charakterbild. Hermann v. Salza und Hermann Balke stehen im Vordergrunde; aber der Leser gewinnt keine Vorstellung von ihrem Charakter. Beider Reden sind gleich salbungsvoll and edelmütig; was der eine sagt, hätte der andere auch sagen können, und ebenso ist es mit ihren Thaten. — Reine Geschichte ist es auch nicht. Überall sind in den Geschichtsvortrag frei erfundene, dazu durchaus unmögliche Zwiegespräche eingeschoben, die teils für die Geschichte nichts austhun, teils die wichtigsten Entschei-

dungen, die sicherlich tagelange Beratungen in Anspruch genommen haben, in fünf Minuten bringen. Dann läßt uns die Darstellung außer über die oben bereits aufgezählten Begriffe über die wichtigsten historischen Beziehungen im Dunkel, z. B. über das Verhältnis des Ordens zu Polen und zu Konrad von Masovien, während andere, fernliegende, z. B. das Verhältnis von Kaiser und Papst ausführlich, wenn auch oberflächlich dargestellt werden. — Endlich ist es unthunlich, das Werk eine Geschichte zu nennen; denn schwer, oft chronikenartig legen sich historische Belehrungen zwischen frei erfundene Teile, ohne daß der Verfasser sich Mühe gegeben hätte, sie künstlerisch ins Ganze aufgehen zu lassen. — Ich muß dem zusammenfassenden Urteil, mit dem Gustav Schönfeld seine eindringende Kritik der Richter'schen Bücher beschließt, *) durchaus zustimmen: „Was sich der Verfasser als Ziel gesetzt hat, ist durch die „Geschichten aus der Geschichte“ nicht erreicht. Sie sind nicht klare und abgerundete Bilder. Die Fülle des Materials, die mangelnde Aufhellung der treibenden Kräfte, der unkünstlerische Auf- und Ausbau schließen Klarheit und Abrundung aus. Sie sind nicht treue und zuverlässige Bilder. Wichtige Züge fehlen; Personen und manche Begebenheiten werden nicht historisch gewürdigt, nicht unparteiisch und unbefangen beurteilt. Sie sind nicht lebendige Bilder. Schilderung und Dialog sind nicht in passender Weise angewandt; die Zeichnung der Personen ist oft farblos, der Stil trocken und schwerfällig“.

Nachdem Gymnasialdirektor Dr. Franz Heyer in Bischweiler von 1887 bis 1890 zwölf Bände „historischer Erzählungen in romantischer Form“ unter dem Titel „Aus dem alten deutschen Reiche“ hat erscheinen lassen, wendet er sich mit dem historischen Roman „Der erste Hohenzoller und die Quitzows“ zur „Morgendämmerung des neuen deutschen Reiches“. „Wenn ich dabei“, sagt er im Vorwort, „die Form

*) Beiträge zur litterarischen Beurteilung der Jugendschrift. Herausgegeben vom Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Hamburg 1896. Selbstverlag.

des Romans gewählt habe, so leitete mich die Absicht, auf diese Weise nicht allein ein möglichst anschauliches Bild der damaligen Kulturverhältnisse zu entwerfen, sondern auch zu zeigen, wie eingehend sich die Hohenzollern von allem zu unterrichten wußten und wie warme Teilnahme sie selbst ihren geringsten Unterthanen entgegenzubringen sich bestrebten." Diese Auslassung wird für den Kenner vollständig genug sein. Es ist die Freude an der Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen, die man sich verschafft, wenn man unter dem Eindruck dieser Äußerung das Buch durchgeht. Die belehrende Absicht verführt den Verfasser, alle möglichen Notizen der Geschichtswerke in seinen Roman aufzunehmen, ganz gleichgültig, ob sie den Gang der Handlung beeinflussen oder nicht. Das Schlimmste — und gerade in Rücksicht auf die Absicht des Verfassers das Schlimmste — ist, daß diese Notizen ohne Zusammenhang eingestreut sind und die Leser über ihre Bedeutung für die Geschichte völlig im Dunkel lassen. Warum führt Heyer acht Männer als Herren, Statthalter oder Verweser der Mark vor, wenn er nicht imstande ist, über das Verhältnis dieser Personen zur Mark und zu einander klare Rechenschaft zu geben? Im ersten Kapitel erfahren wir, daß Dietrich von Quitzow sich in dem feindlichen Berlin verborgen halten muß und daß dieselbe Stadt ihn einige Monate vorher im Festschmucke empfangen hat. Für beide einander widersprechende Thatsachen fehlt die Erklärung. Im 4. Kapitel leitet Caspar Gans von Putlitz die Ritterversammlung und schließt sie mit den Worten: „Wir sind also einig, den Burggrafen als obersten Verweser der Mark nicht anzuerkennen... Dagegen wollen wir uns für alle Fälle rüsten und Bundesgenossen zu gewinnen suchen." Man muß meinen, daß er die Leitung der diplomatischen und kriegerischen Maßnahmen in die Hand nehmen wird, um so mehr als er unter dem stürmischen Beifall der Versammlung zum Hauptmann ausgerufen worden ist. Zu Anfang des 6. Kapitels heißt es dann, ohne daß inzwischen entsprechende Erklärungen gegeben worden sind: „Nach allen Himmelsrichtungen hatte er (nämlich Hans von Quitzow, nicht, wie wir annehmen sollten, Caspar Gans!)

Boten ausgeschickt, um Bündnisse mit den Nachbarfürsten gegen den Burggrafen abzuschließen. Allen hatte er vorteilhafte Anerbietungen machen können.“ Von solchen Unklarheiten wimmelt das Buch, selbst an entscheidenden Stellen. Die Quitzows sind unterlegen, sie huldigen dem neuen Herrn. Sie sind in der ganzen Erzählung als Männer von Ehre und Wort geschildert, und wir sind überrascht, plötzlich von einem abermaligen Abfall zu hören. Wenn der Geschichtsschreiber aus Mangel an historischen Documenten eine solche auffallende Thatsache nicht erklären kann, so muß man sich dabei beruhigen. Vom Romanschreiber aber verlangt man gerade hier glaubhafte Motivierung. Überdies sind nebensächliche und folgenlose Entschlüsse und Thaten der Quitzows mit großer Ausführlichkeit in ganzen Kapiteln dargestellt; ein so entscheidender, dem ganzen Charakter der Ritter, wie er bisher geschildert ist, zuwiderlaufender Schritt wird auf einer halben Seite abgethan. Solche Stellen, die die Geschichte dunkel läßt, würden den Dichter reizen. Eine bei so vielen Jugendschriftstellern widerkehrende Erscheinung ist die ungeschickte Einfügung und Führung der Gespräche; auch hier hebt Heyer sich nicht von seinen Genossen ab. Seitenlang ziehen sich Gespräche hin, die für den Charakter der Personen wie für die Handlung völlig gleichgültig sind; dann wieder sind folgenschwere Entschlüsse und Beratungen in wenigen Zeilen erledigt. Hans v. Quitzow hat einen Bauernhof überfallen und den jungen Bauer gefangen hinweggeführt. Der alte Bauer und das junge, verlassene Weib beraten, was zu thun sei. Die resolute Frau weiß schon, was sie will: „Ich gehe zum Burggrafen, um gegen Hans von Quitzow Klage zu erheben.“ „Kind, bleibe,“ sprach der Bauer, „wenn die Mannen Quitzows Dich aufgreifen, bist Du verloren.“ „Mich schützt Gott,“ rief die junge Frau, „laßt mich gehen!“ „Gott mit Dir, Kind,“ sprach der Bauer. — Und die Frau geht. In diesem Keilschriftstil wird auf einer andern Stelle des Buches auf einer einzigen Seite gesprächsweise entschieden: erstens über das Verhältnis des Helden Dietrich von Quitzow zu seiner bisherigen Verlobten,

zweitens über das neue, aus politischen Rücksichten einzugehende Verlöbnis mit der Gräfin von Anhalt, drittens über den gemeinsamen Kriegsplan der Quitzows und der Herren von Anhalt. Heyer hat, wie es sich ziemt, seinen Ranke benutzt, aber in einer Weise, die sich nicht gerade ziemt. Die geistreichen Betrachtungen Ranke's legt er wörtlich seinen Romanfiguren in den Mund, oft mit einer kleinen charakteristischen Änderung. Ranke sagt („Zwölf Bücher preußischer Geschichte" Bd. I u. II S. 75): Bei der Flüchtigkeit und Kürze des menschlichen Daseins gehört eine Aufeinanderfolge verwandter und gleichartiger Naturen dazu, um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen." Diese Worte eines Historikers des 19. Jahrhunderts läßt Heyer den Hohenzoller des 15. Jahrhunderts sprechen, ändert aber den Zwecksatz: „um eine dauernde Staatsbildung hervorzubringen" um in die Form: „um etwas Großes hervorzubringen" und macht so aus einer historischen Wahrheit Ranke's einen banalen Unsinn. Andere Änderungen an den (natürlich nicht kenntlich gemachten) Citaten aus Ranke sind nicht so harmlos; sie machen aus einem objektiven Bericht oder einer historischen Erörterung sinen chauvinistisch oder byzantinisch zugespitzten Gedanken. Man vergleiche die beiden einander entsprechenden Stellen:

Ranke:	**Heyer:**
„Es bekümmerte ihn (Friedrich I) . . . daß er die armen Leute mit Steuern habe belasten müssen; er fordert seine Nachkommen auf, ihnen dafür gnädig zu sein."	Ganz besonders aber sorgte der Kurfürst für die Besitzlosen. Es bekümmerte ihn, daß er auch die armen Leute mit Steuern belasten müsse; er forderte seine Nachkommen auf, ihnen dafür gnädig zu sein."

Da die patriotisch-historische Erzählungslitteratur aus den Ereignissen des deutsch-französischen Krieges hervorgewachsen ist, so möge dieser Abschnitt durch die Kennzeichnung eines Buches beschlossen werden, das diesen Krieg zum Gegenstand hat und zur Feier der 25jährigen Wiederkehr der Schlachttage in einer Jubiläumsausgabe erschienen

ist. „Hans von Dornen, des Kronprinzen Kadett“ von dem Hauptmann z. D. C. Tanera ist eine von den Schülern höherer Lehranstalten mit Eifer gelesene Erzählung. Diese Thatsache ist ein schlimmes Zeichen. Denn selbst die Verteidiger einer derartigen Litteratur müssen zugestehen, daß gegenüber dem Kanon der Privat- und Klassenlektüre höherer Lehranstalten das Tanera'sche Buch ein armseliger Lesestoff ist. Es schildert einleitend Hans von Dornens Knabenspiele und -streiche, sowie seine Erlebnisse im Kadettenhaus zu Berlin. Da seine vorzüglichen Leistungen ihm den Ehrendienst als Page des Kronprinzen verschaffen, gelingt es ihm durch die Güte des letzteren, — er hat das für den Kriegsdienst vorgeschriebenen Mindestalter von $16^1/_2$ Jahren noch nicht erreicht — als Krankenträger dem kronprinzlichen Stabe zugeteilt zu werden. An den Kriegsschicksalen des Knaben-Jünglings wird ein Bild des ganzen Krieges vor uns entrollt. Durch allerlei Missionen ermöglicht der Verfasser es, den Helden und so auch den Leser zum Augenzeugen der hervorragendsten Ereignisse zu machen. Wo dieser Kunstgriff nicht ausreicht, helfen die Berichte von Ordonnanzen aus. So giebt das Buch eine fast vollständige Darstellung des Kriegs; zugleich ist Gelegenheit gegeben, das Schicksal des Helden abwechselungsreich zu gestalten. Darin hat der Verfasser mehr geleistet, als für seinen Zweck nötig war, aber gerade genug, um sein Buch mit jeder anderen Abenteurergeschichte auf eine Stufe zu stellen. Daß der Kadett durch Belauschung zweier Spione den berühmten Marsch Mac Mahons aus dem Lager von Chalons an die belgische Grenze erfährt und dem Generalstab mitteilt, daß er während des Kampfes um Sedan in dieser Stadt dem Kaiser Napoleon durch seinen unerschrockenen Patriotismus imponiert, daß er während der Belagerung von Paris durch die Steinbrüche und Katakomben in die belagerte Stadt eindringt, um genauen Bescheid über die dortigen Verhältnisse ins Hauptquartier zu bringen, daß er den dem kronprinzlichen Stabe zugeteilten Berichterstatter einer englischen Zeitung und den Erzbischof Dupanloup von Orléans als Verräter und Spione entlarvt, daß er aus der Gefangenschaft

von der Insel Oléron auf einem englischen Kohlendampfer über London entweicht, sind nur einige weiter ausgeführte Abenteuer in dieser ununterbrochenen Reihe von ungewöhnlichen Thatsachen. Damit befriedigt der Verfasser nicht nur die Stoffgier der lesenden Jugend, sondern es ist ihm auch Gelegenheit gegeben, den Helden des Buches als in allen Sätteln gerecht darzustellen. Zu Haus und auf der Anstalt ist Hans von Dornen allen Kameraden in allen körperlichen und geistigen Übungen überlegen, im Kriege der Gegenstand hoher und höchster Anerkennung, und in jeder noch so verzweifelten Lage weiß er sich zu helfen. Die Jugendlitteratur bleibt sich immer gleich. Auch in diesem ganz modernen Buche ist der Jugend ein unmöglicher Musterknabe vorgeführt. Doch hat Hans von Dornen vor seinen litterarischen Ahnen einige Besonderheiten voraus. War früher der christliche und humane Mann das Ideal der Knabenbücher, so ist es bei Tanera der schneidige und flotte Soldat. Unbedingte Unterordnung und Respekt gegen den Vorgesetzten, selbstbewußte Sicherheit des Auftretens gegen die ganze andere Welt, die sich wieder unbedingt unterordnen muß, und eine läßliche Auffassung aller derjenigen Verhältnisse, die nicht im soldatischen Ehrenkodex als ehrenrührig bezeichnet sind — das mögen die modernen Züge des neuen Ideals sein. Konnten sich die älteren moralischen Jugendbücher nicht genug thun in der Schilderung strengster Wahrheitsliebe und Ehrbarkeit, so sind es hier die Tugenden der Königstreue und Tapferkeit, die in fleckenlosem Glanze erstrahlen. Mit der Wahrhaftigkeit und Aufrichtigkeit nimmt das neue Ideal es nicht so genau. Nicht bloß Notlügen, sondern auch Täuschungen und Übertretungen bestehender Vorschriften stören das Musterbild nicht, wenn sie nur mit Geistesgegenwart und Schneidigkeit durchgeführt werden. Dem Kadetten und Soldaten sind Liebeleien berechtigte Eigentümlichkeiten; mochte es dem Verfasser bei seinen erzieherischen Absichten vielleicht zu bedenklich erscheinen, den Helden in solchen Verhältnissen vorzuführen, so sind doch bei seinen Bekannten zarte Beziehungen mehrfach angedeutet. Eine gespreizte Mann- und Ehrenhaftigkeit sticht aus dem

Charakterbilde des Kadetten hervor. Jede irgendwie unlautere Zumutung wird mit einem wortreichen Pathos und Berufung auf seine Eigenschaft als deutscher Soldat zurückgewiesen. Peinlich berührt der hochgespannte Ton, in dem auf unzähligen Stellen des Buches die über alles hervorragenden Eigenschaften der deutschen Nation, insbesondere der deutschen Truppen gefeiert werden. Nachdem die heldenhafte Verteidigung der Montretout-Schanze, bei der unser neugebackene Lieutenant einen Zug führt, beschrieben ist, heißt es: „Und dazu kommt, daß wir Deutsche ein solches Verhalten von jungen Offizieren für ganz natürlich halten, denn wir sind es nicht anders gewohnt. Wie bescheiden äußert sich das große Generalstabswerk „Der deutsch-französische Krieg 1870—71", indem es von dieser Episode aus der Schlacht vom 19. Januar nur sagt, daß diese wenigen Leute „unter Lieutenant von Kauffungen, lediglich auf ihre Kräfte angewiesen, gegen die unverhältnismäßige Übermacht zähen Widerstand leisteten". Hätten bei solcher Gelegenheit andere Nationen z. B. die französische, nicht von den „Helden von Montretout" u. s. w. gesprochen und geschrieben!" Zu der gerühmten deutschen Bescheidenheit steht nicht nur diese Stelle selbst, sondern das ganze Buch im schneidendsten Widerspruch. Daß der siegreiche Soldat im Felde seine Truppe über alles rühmt, ist natürlich. Aber da es Tanera nicht darauf ankommt, die deutschen Soldaten zu schildern wie sie sind, sondern wie patriotische Begeisterung sie gern sieht, so ist er als Verfasser für das unaufhörliche Bramarbasieren der deutschen Soldaten verantwortlich. Tanera selbst stellt bei jeder Gelegenheit rühmende Betrachtungen über das deutsche Heer an. „Angst kenne ich nicht", sagt Hans von Dornen, und das bleibt für den Autor bei der Darstellung sowohl der Einzelerlebnisse unseres Helden, als auch aller sonstigen Kriegsereignisse strikte Richtschnur. Mehr als andere patriotische Jugendschriftsteller schildert Tanera das Schlachtfeld in seiner Grauenhaftigkeit. Das ist ein Tribut an die Wahrheit und ist etwas. Aber um so kräftiger tritt das Festliche einer Schlacht hervor. Jedem Soldaten ohne Ausnahme ist es eine Wonne, gegen die feind-

lichen Feuerschlünde zu marschieren. Die in Reserve stehenden Truppenkörper blicken den Abrückenden mit „Wehmut“ nach. Endlich kommt der stundenlang ersehnte Befehl: „Wie ein Alp wälzte es sich von unserer Brust, „endlich,“ klang es von den Lippen, und dann gingen wir vor.“ Daß der Krieg etwas völlig Unverständliches bleibt, wenn aus seiner Betrachtung das Wort „Furcht“ gestrichen wird, weiß Tanera nicht. Nur eine Stelle finde ich in dem Buche, die eine entfernte Ahnung von Todesfurcht auf deutscher Seite andeutet. Zum erstenmal soll der Kadett als Kämpfer mitgehen. „Welch ganz andere Gedanken rief das Bewußtsein, 24 Stunden später vielleicht vor dem Lenker aller Schlachten zu stehen, gegenüber der beinahe festen Gewißheit, als Krankenträger zwar ermüdet, sonst aber gesund und wohl die Nacht nach dem Kampfe zu verleben, hervor!“ Welcher Art diese „ganz andern Gedanken“ sind, wird nicht ausgeführt. Es ist beschämend, daß das Eingestehen menschlicher Schwächen unseren patriotischen Schriftstellern so schwer wird. Wir reden und feiern uns in einen Ton hinein, der hoch über das menschliche Maß hinausgeht und gegenüber den Thatsachen Hohlheit und Heuchelei ist. Wie nah und menschlich berührt uns die häßliche, aber ehrliche Darstellung einer Menschenseele in der Schlacht bei Emil Zola! Für den, der ein unbefangenes Urteil über unsere für die Jugend bestimmte Kriegslitteratur gewinnen will, ist es unumgänglich, daß er an dem „Zusammenbruch“ des großen Franzosen Vergleichungen anstelle. Er wird dann zugestehen müssen, daß Zola unsern Jugendschriftstellern in zwei Dingen als ewig unerreichbarer Meister hingestellt werden kann — in der ehrlichen Aufrichtigkeit (die wir doch so gern als deutsche Tugend in Anspruch nehmen) und in der Kunst der Darstellung.

Wer es glaubt verschmähen zu müssen, bei Beurteilung patriotischer Jugendlitteratur einen ausländischen Schriftsteller als Muster zu nehmen, der vergleiche die vom vaterländischen Standpunkt gewiß einwandfreien Romane aus der brandenburgisch-preußischen Geschichte von Willibald Alexis. „Die Hosen des Herrn von Bredow“ (ein Buch, das man auch der

Jugend bieten kann) und „Der Roland von Berlin“ müssen doch selbst dem in patriotischem Banausentum befangenen Sinne die Augen öffnen über den Unterschied zwischen Dichtung und Mache.

* * *

Indianergeschichten in vornehmem Gewande.

Aus zehntausenden von Papierläden beziehen Millionen deutscher Knaben eine ebenso sehr den Neigungen der Kinder entsprechende, als den Absichten aller Erziehung und Bildung zuwiderlaufende Lektüre — die Indianergeschichten im grellbunten Umschlag. Da ihre Verurteilung eine einstimmige ist, brauche ich auf diese Machwerke nicht einzugehen. Der ungeheure Erfolg dieser unterwertigen Litteratur, die sich in richtiger Würdigung ihrer Eigenschaften selbst vom Buchhandel und von der öffentlichen Wertschätzung ausschließt, hat Verleger und Autoren von höherem Ehrgeiz nicht ruhen lassen. Spekulierend auf das ununterdrückbare Interesse der Knaben für die Ferne, für Abenteuer und Metzeleien, ist eine Litteratur zur Blüte gelangt, die nach Stoff und litterarischem Wert mit jenen lichtscheuen Produkten die größte Ähnlichkeit hat, nach ihrer äußern Gewandung und ihrem Preise aber den verwöhntesten Anforderungen wohlhabender Kreise Genüge leisten. Die bekanntesten und in anderer Hinsicht oft verdientesten Buchhändlerfirmen vertreiben sie für 1 bis 10 *M.*, während ihre bescheidenen Muster mit 25 Pfennig das Preismaximum ihrer Gattung erreichen. Sie verstehen es im Gegensatz zu ihren leichtfertigen Brüdern aus dem Papierladen, sich einen vertrauenerweckenden, ja ernsten Anstrich zu geben, indem sie eine belehrende oder sonstige erzieherische Absicht vorgeben. Diese buchladenfähigen Indianergeschichten ordnen sich deutlich in drei Gruppen. Entweder spielen sie auf dem seit Cooper klassischen Boden des rothautbeschrittenen amerikanischen Kontiments oder als Seeroman auf dem seit Marryat nicht minder klassischen Weltmeere oder endlich auf dem für Deutschland ganz modernen Kolonialgebiete.

Der Hauptvertreter der Kolonialgeschichten ist der Gartenlauben-Redakteur St. von Jezewski, der unter dem Pseudonym C. Falkenhorst in wenigen Jahren Dutzende von Erzählungen dieses Genres geliefert hat. Der Verfasser hat unsere Kolonien nie mit eigenen Augen gesehen, nichtsdestoweniger verfolgt er, wie eine Verlagsanzeige in bezug auf die Serie „Jung-Deutschland in Afrika" sagt „den Zweck, das Interesse an Deutschlands Kolonialbesitzungen zu wecken und zu pflegen, und Jugend und Volk in unterhaltender Form mit den fremden Ländern, den dort lebenden Völkern und ihren Handelserzeugnissen bekannt zu machen". Recht naiv und bezeichnend für die litterarische Bildung, aus der diese Art Litteratur hervorgeht, setzt die Verlagsbuchhandlung hinzu: „Es werden daher nicht Erzählungen geboten, die durch Wiedergabe märchenhafter Abenteuer die leicht empfängliche Phantasie erregen und auf Abwege leiten könnten, sondern alle stehen sie im Dienste der Belehrung und sind geeignet, ebenso zur Verbreitung geographischer Kenntnisse, wie zur Förderung der deutschen Kolonialbewegung beizutragen."

Greifen wir auf gut Glück eine dieser „Kolonial-Erzählungen für jung und alt" heraus. „Der Fürst des Mondlandes", eine sagenhafte Persönlichkeit im Innern Mittel-Afrikas, ist das lockende Ziel des deutschen Elfenbeinhändlers und Reisenden Schmidt, genannt Tuga Moto. Wassermangel, Giftpfeile der Akkas und Krankheiten zwingen die Karawane zur Umkehr, und Tuga Moto muß froh sein, für hohen Preis eine Ladung Elfenbein zu erstehen, sodaß er wenigstens mit Ehren zurückkehren kann. In der Erzählung ist keine andere Spur von Verwicklung, als die unzusammenhängenden kleinen Kriege und Räubereien der Steppe, keine Entwickelung als die des Marsches. Die Einflechtung der belehrenden Partien ist recht ungeschickt. Am Lagerfeuer läßt Falkenhorst die Schwarzen Jagdgeschichten erzählen, und so belehrt er uns über die verschiedenen Weisen, wie Elephanten, Büffel, Nashorne, Schlangen, Krokodile, Leoparden und Strauße gejagt werden; der Elephant wird auf fünffach verschiedene Weise unschädlich

gemacht. Jeder Neger redet, ob er nun Askari, Matua oder Pagani ist, wie im Salon ein Lord von seinen Löwenjagden. Das füllt ein ganzes Kapitel und hat zur Erzählung gar keine Beziehung. Im nächsten Kapitel läßt Falkenhorst einen der Neger „ein Stück innerafrikanischer Geschichte in der blumenreichen Sprache der Wasuaheli" erzählen. Aber die Freude währt nicht lange; nachdem der erste Satz die Seen „mit ihren blauen Augen zum Himmel emporschauen" läßt, ist es mit den Blumen vorbei, und Bilali trägt vier Seiten lang in Reporterstil des Autors Falkenhorst afrikanische Geschichte vor. Für eine litterarische Betrachtung scheidet diese Art Erzählung gänzlich aus. Und wie steht es mit der Belehrung? Die Vorteile, die sie vor authentischen Reisebeschreibungen bieten, sind nur scheinbare und verkehren sich ins Gegenteil. Es geht damit, wie mit der hundertfältig bezeugten Erfahrung, die mit dem Campe'schen Robinson gemacht worden ist: die Jugend hält sich an den Fortschritt der Handlung und überschlägt die wissenschaftlichen Einschiebsel.

Die vor einigen Jahren in Hamburg gestorbene Schriftstellerin S. Wörishöffer kultivierte den Seeroman für die Jugend. Ihre Bücher sind trotz des hohen Preises in mehreren Auflagen erschienen. Die Knaben verschlingen die dicken Bände. Am meisten scheint „Robert des Schiffsjungen Fahrten und Abenteuer auf der deutschen Handels- und Kriegsflotte" bevorzugt zu sein, wie die sieben Auflagen des gegen 700 Druckseiten umfassenden Bandes beweisen. Die Verfasserin weiß in der That, was einen Knaben fesselt. Den Drang in die Ferne, den jeder gesunde Knabe einmal fühlt, wird bei ihrem Robert zur That. Er entläuft der elterlichen Zucht und geht zur See. Daß ein Schiffbruch ihn zu einem Robinsonleben zwingt, ist selbstverständlich. Eine Fahrt auf einem Walfischfänger endet nach einer Meuterei abermals mit einem Schiffbruch, der zu Abenteuern im hohen Norden und unter den Lappen Anlaß giebt. Vom Goldgräberleben in Californien geht er zum Trapperleben unter den Comanchen über. Dann ruft der deutsch-französische Krieg ihn in die Heimat. Auf dem Kanonenboot „Meteor" rettet er im Seegefecht mit einem

französischen Kriegsschiff dem Kommandeur das Leben. Nach dem Kriege macht er dann noch auf S. M. Schiff „Gazelle“ eine Reise um die Erde, wo in allen Abenteuern mit wilden Menschen und Tieren Robert die entscheidende Hand hat, und als Bootsmannsmaat, der gegründete Aussicht hat, sehr bald Bootsmann zu werden, verlassen wir den Helden. Wenn man Kolportageromane und Indianergeschichten liest, hat man an vielen Stellen das Gefühl, als wenn der Autor mit einem gewissen vergnügten Hohnlächeln ob der gläubigen Dummheit des Lesepublikums seine Unglaublichkeiten niedergeschrieben habe. Dasselbe Gefühl drängt sich uns bei der Wörishöffer immer wieder auf. Eine Unmöglichkeit löst die andere ab. Robert schießt — es ist am Rande einer Lichtung im Urwalde — auf einen Bären; die Kugel pfeift, anstatt das Tier zu fällen, — Roberts Büchse trifft selbstverständlich unfehlbar — völlig plattgedrückt an des Jägers Seite ins Gebüsch. Die Lösung dieses Rätsels ist so einfach, wie überraschend. Ein Trapper schoß jenseits der Lichtung in demselben Augenblick auf den Bären; auf ihrem Fluge trafen sich die Kugeln, und vermöge der bekannten physikalischen Eigenheiten mußte das Geschoß an seinen Ausgangspunkt zurückkehren. Dies Geschichtlein ist nicht nur möglich, sondern von tagtäglicher Wahrscheinlichkeit im Vergleich mit einer Reihe von anderen Einzelheiten, die einfach auf die Unzurechnungsfähigkeit des Lesers spekulieren. Von der naturgeschichtlichen Zuverlässigkeit der Verfasserin möge folgende Stelle Zeugnis geben: Auf einer Postkutschenfahrt nach Californien kommen Robert Büffel zu Gesicht. „Jetzt befand sich die Kutsche mitten in der unübersehbaren Masse der auf ihrer großen Herbstwanderung begriffenen Tiere. Zuweilen mußte im Schritt gefahren, zuweilen ganz innegehalten werden, so dicht umdrängten die Büffel das Gespann und die Räder. . . . Etwa zwei Stunden des Weges fuhr der Wagen durch diese endlosen Massen von Tieren“. An vielen Stellen drängt sich dem Leser die Frage auf: Sollten an dem Buche verschiedene Federn geschrieben haben, von denen die eine nicht wußte, was die andere that? Umständlich geschilderte Ereignisse sind wenige Seiten weiter

völlig vergessen oder die Verfasserin kommt darauf als auf ganz anders geschehene Thatsachen zurück. Ein hungriger Wolf setzt über eine breite Kluft, und Robert rettet sein Leben nur dadurch, daß er in dem Augenblick, als das Tier „über dem Abgrund in der Luft schwebt", es durch einen Stoß mit der Hand aus dem Gleichgewicht bringt. „Sekundenlang drehte sich, mit allen Gliedern arbeitend und ringend, das große Tier in der Luft, dann stürzte es mit dumpfem Poltern, hie und da aufschlagend oder die Wände streifend, hinab in das Bodenlose." Von diesem Abenteuer berichtet Robert nach einiger Zeit: „Ich raubte dem ausgehungerten Wolfe auf haarscharfem Felsgrat das Gleichgewicht, und er überschlug sich". Ich setze noch eine ähnliche Stelle hierher, weil sie zugleich den kolportageromanhaften Ton illustrieren kann, den die Wörishöffer zuzeiten anschlägt: Der leblose Körper unseres Helden schwamm im Eismeer. Ein Adler „neigte sich tiefer und tiefer herab, er spähte mit seitwärts gewandtem Kopfe und zog immer engere, kleinere Kreise — —

Was da unten die gaukelnden Wellen spielend emporheben und wieder mit Schaumarmen in die Tiefe zu locken scheinen, was sie bald der Küste zuführen wollten und bald von derselben entfernten, das weiße, stille Menschenantlitz mit der klaffenden Stirnwunde und den geschlossenen Augen, — war es ein willkommener Fund, eine Beute für die kreischende Brut im unzugänglichen Nest?

Tiefer senkte sich der Raubvogel, noch tiefer — — —

So bleich die Lippen, so reglos die ganze Gestalt — der da auf den Fluten treibt, ist tot — —

Noch wenige Armeslängen und der Adler packt mit scharfem Schnabel seine Beute. Schon schwebt er unmittelbar über dem Körper des Leblosen —

Da fliegt ein schweres Holzstück sausend durch die Luft, das Raubtier stößt einen Schrei des Entsetzens aus und taumelt empor in eiliger Flucht — —

Schwarze Arme teilen die Flut, ein Negerantlitz beugt sich mitleidsvoll über den toten Knaben, und kräftige Hände tragen ihn an den Strand, auf das Bette von Felsen und Schnee".

Der Knabe ist natürlich nicht tot, und der treue Mungo bringt ihn bald ins Leben zurück. Noch in demselben Kapitel kommen die beiden Gefährten auf diese Rettung zurück. Robert sagt: „Wo wäre ich, wenn mich nicht dein schwarzer Arm aus dem Wasser gezogen hätte!“ „Im Haifischmagen, junger Spitzbube“, antwortet der Neger. Dieser Mungo ist übrigens eine ethnographische Seltenheit. Um den Forschereifer unseres Helden zu dämpfen, erzählt er ihm folgende, fast bekannt klingende Geschichte: „Belsazar lebte herrlich und in Freuden, ohne sich um göttliche oder menschliche Gesetze zu bekümmern, nur wie er wollte, und eines Tages sogar, als er erhitzt vom Wein seines Übermutes kein Ende mehr wußte, da schrieb er an die Wand des Saales die kecken Worte „Jehovah, dir künd ich auf ewig Hohn, ich bin der König von Babylon“. — Aber was geschah plötzlich, indes seine Schranzen und Speichellecker Beifall klatschten? Eine Hand erschien an der Mauer und verwischte die Schrift, nicht einmal, sondern immer wieder, so oft der König den frevlen Ausspruch erneuerte. Noch in derselben Nacht ermordeten bestochene Diener den Tyrannen.“ — Es ergänzt nur dies klägliche Bild, wenn ich hinzufüge, daß in dem Buche ein Chauvinismus herrscht, der die Vaterlandsliebe über die Moral der zehn Gebote stellt: „Um Roberts Lippen kräuselte sich ein Lächeln der Verachtung. So tief war Georg gefallen, daß er dem Landesfeinde diente? — Pfui, das verzieh er ihm weniger als den Diebstahl, zu welchem ihn damals die bittere Not getrieben haben mochte.“

Noch etwa ein Dutzend ähnlicher Machwerke aus der Feder der Wörishöffer bietet die Verlagsfirma feil, das Stück zu 9 *M*. Sie hat sich aber auch nach Ersatz für die verstorbene Verfasserin umgethan, und auf dem gleichen Felde sucht nun auch der „Daheim“-Redakteur Hanns von Zobeltitz zu ackern. „Die Jagd um den Erdball, eine abenteuerliche Geschichte aus vier Erdteilen“ übertrifft an Häufung von Abenteuern alles, was die Art Litteratur bisher geboten. Die schriftstellerische Mache ist entschieden geschickter als bei S. Wörishöffer. Lächerliche Schnitzer läßt Zobeltitz sich nicht zu

Schulden kommen; überall wahrt er den Schein der Möglichkeit; den der Wahrscheinlichkeit verschmäht er von vornherein. Die Darstellung ist flott uud klar; bei zwei oder drei Personen gelingt eine Art von Charakteristik, wenn sie sich auch auf bloße, namentlich komische Äußerlichkeiten beschränkt. Die Anlage verrät den gewiegten Spekulanten, der alte bewährte Mittel mit modernen, der augenblicklichen Zeitlage angepaßten verknüpft. Noch immer zieht bei unserer Jugend das alte Thema von fremden Ländern und Abenteuern; Hanns von Zobeltitz macht das zur soliden Grundlage seines Unternehmens. Seit Jahren ist neben andern Interessen bei der Jugend gebildeter Stände (allein für diese kann das Buch, das 9 M kostet, berechnet sein) die Briefmarkenkunde in die erste Reihe gerückt; Hanns von Zobeltitz läßt dem Helden bei allen seinen Abenteuern in vier Weltteilen Zeit, Briefmarken für den philatelistischen Bruder daheim zu sammeln. Die Eltern wollen in erster Linie vom Buche Belehrung für ihre Kinder; Hanns von Zobeltitz streut bogenweise Abhandlungen aus allen Wissenschaften unter seine Abenteuer. Ein handfester Chauvinismus, der das „Deutschland, Deutschland über alles“ nicht als Ausfluß gehobener Stimmung, sondern als ethnographischen, politischen und wohl gar als philosophischen Grundsatz auffaßt, ist in weiten Kreisen des gebildeten Bürgertums obligatorische Gesinnung geworden; Hanns von Zobeltitz läßt diesen Umstand nicht außer Acht, und deutsche Tüchtigkeit und Bravheit tritt in vier Erdteilen gebührend hervor. Es ist schwer, von dem reichen Inhalt einen knappen Bericht zu geben. Der 15jährige Gymnasiast Hasso Gehren ist der Einzige, welcher dem Polizeikommissar Berger aus Berlin von dem Einbrecher, der die Boden- und Kreditbank einer Provinzialstadt um eine Million geschmälert hat, genaue Personalbeschreibung zu geben vermag. Das ist der Grund, weshalb Hasso, der Musterschüler und Mustersohn, mit dem Polizeimann die Reise um die Welt macht: London, New-York, Chicago, Hoboken, Florida, Havanna, Colon, Panama, San Francisco, die Sandwichsinseln, Samoa, die Fidschi-Inseln, die Salomonsinseln, Neu-Pommern, die Palao-

Inseln, Hongkong, Madras, Bombay, Bhuj, Kaschmir, Afganisthan, Kabul, Samarkand, Baku, Batum, Constantinopel — diese Namen deuten die Route an, die unser Gymnasiast bis Bhuj in Gemeinschaft des Polizeikommissars Berger, dann in Begleitung eines englischen Lords macht, dessen Duzbruder er wird. Daß Berger diesen Lord, der, auf seiner Dampfjacht den Stillen Ocean kreuzend, die beiden Deutschen aus Todesgefahr rettet, für den Einbrecher hält und ihn bei der ersten besten Gelegenheit auch verhaften läßt, bildet für unsern Helden den tragischen Konflikt. — Er läßt seinen Führer und schließt sich dem Lord an. Im Kaukasus finden sich die drei Weltumsegler wieder; Berger läßt seine fixe Idee fahren und gleichsam zur Belohnung liefert ihm der Zufall an der Schwelle Europas, in Konstantinopel, den wahren Einbrecher, der inzwischen in der Briefmarkendruckerei Seebeck & Co. in New-York $^1/_4$ Million Dollars und in der ottomanischen Bank $1^1/_2$ Millionen Piaster gestohlen hat, in die Hände. Erst Berger, dann der Lord spielen auf dieser Jagd um den Erdball dem wißbegierigen Gymnasiasten gegenüber den Mentor; an ausführlich behandelten Vortragsthemen dieser beiden gelehrten Herren finden sich folgende: die Entwicklung der Dampfschiffahrt, die Geschichte New-Yorks, die wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten, die Geschichte Chicagos, die Entwicklung des Ausstellungswesens, die Entdeckung Amerikas, die Konquistadoren, das Haus der Welser, die Besiedlung Amerikas, das Kabel, die Geschichte des Suezkanals, der Panama-Kanal, die Flibustier, die Geschichte der Entdeckung des Goldes, die ersten Weltumsegler, der Vulkanismus, der Aussatz, die ethnographischen Verhältnisse Oceaniens, das Chinin, die Tiefseeforschung, das Gradnetz der Erdkugel, die Seeschlange, deutsche Colonialgeschichte, die Geschichte Hongkongs, die politischen und sozialen Zustände Chinas, Japans Reformarbeit, die Eroberung Ostindiens durch die Engländer, indisches Kastenwesen, die Züge Alexanders des Großen, die Transkaspibahn, Hermann Vambery, Skobelews Sieg über die Tekke-Turkmenen, das Petroleum, die Tscherkessen. Wenn man hinzu rechnet, daß der Autor

selbst fast noch eben soviel an Belehrungen über die bereisten Gebiete giebt, so kann man sich eine Vorstellung von der eingefügten Wissensmenge machen. Damit die wissenschaftlichen Vorträge nicht gar zu massig in dem leichten Gewebe des Romans hängen, läßt Zobeltitz den Musterschüler plötzlich Fragen dazwischen werfen wie diese: „Das Kabelnetz umspannt jetzt also bereits die ganze Erde?“ Oder: „Auch die Erdbeben stehen mit vulkanischen Kräften in naher Verbindung?“ Hasso Gehren erweist sich erkenntlich durch fortgesetzte Lebensrettungen. Der Polizeikommissar und der Lord danken ihm drei oder viermal das Leben (den letzteren rettet er aus Wassersnot, aus Tigers Krallen, aus dem Sande der Wüste und den Händen der Räuber); seine Schwester, seinen Schwager und dessen Schwester, sowie den Kammerdiener des Lords rettet er aus der Gefangenschaft mordlustiger Wilden; seinen Vetter, der ihm als Kommandant S. M. Kanonenboot „Habicht“ in der Chinasee begegnet, bewahrt er durch einen Revolverschuß vor dem Dolch eines Seeräubers; ein kleines Mädchen bringt er beim Schiffbruch ans Ufer; einen amerikanischen Reisenden in Briefmarken zieht er unter dem entgleisten Eisenbahnzug hervor; die letzte Königin des Sandwichsarchipels schützt er vor den Messern der Verschwörer und erlaubt sich dafür, als Lilinokalani in seiner Gegenwart auf Thron und Reich verzichtet, den Einwurf: „Und Ew. Majestät wollen sich wirklich fügen? Wollen freiwillig einer Revolution, die noch nicht einmal zum offenen Ausbruch gelangt ist, weichen?“ Daß unser Gymnasiast durch seine energische und handgreifliche Initiative eine Meuterei der Passagiere eines brennenden Schiffes unterdrückt, den Polizeikommissar zweimal aus dem Gefängnis befreit, eine Karawane unterirdisch durch den Hindukusch führt, als Räuber ihr den Weg über denselben verlegen, u. dgl. kann nach jenen Proben seiner Vielseitigkeit nicht weiter überraschen. Man nenne eine Indianergeschichte, die mehr Todesgefahr und Todesangst, mehr Heldenthaten und Blutvergießen umschließt, als dies Buch von Hanns von Zobeltitz! Von künstlerischen Absichten ist nicht eine Spur vorhanden. Wenn irgendwo

auf die stoffliche Gier der lesenden Jugend spekuliert wird, so ist es in diesem Buche. Eine kleine in sich abgeschlossene Indianergeschichte für 25 Pf. ist in höherem Grade geeignet, eine ästhetische Wirkung hervorzubringen, als diese endlose Reihe von Indianergeschichten, von denen keine abgeschlossen ist. Nirgends kann hier eine einheitliche Stimmung erzeugt werden, wie es in jenen durch ein festes Lokal, durch die Abgeschlossenheit der Fabel und einen bestimmten Ton der Darstellung möglich ist. In der Idee an Jules Vernes „Reise um die Welt in achtzig Tagen“ sich anlehnend, steht es an künstlerischem Werte weit hinter der Erzählung dieses eigenartigen Schriftstellers zurück. Verne ist im Grunde Humorist; seine Übertreibungen und die Häufung der Abenteuer bei ihm sind wie Oberländers Tierdarstellungen in ihrer drollig karrikierten Eigenart vollauf berechtigt. Zobeltitz setzt die ernste Miene eines Erzählers auf, der nichts weiter will, als die Wirklichkeit schildern, dessen Absichten durch moralische, religiöse, patriotische, vor allem aber durch belehrende Momente noch anspruchsvoller als ernstgemeinte hervortreten. Das fromme Gottvertrauen eines Berliner Polizeikommissars und eines Gymnasiasten in der Zeit der Flegeljahre wird als ganz selbstverständliche Sache behandelt. Die eingestreuten Gebete sind kurz; im neuen deutschen Reich hat auch die Frömmigkeit militärische Formen angenommen. Ein „der Himmel hatte es anders bestimmt“ oder „Gott wird weiter helfen“ u. dgl. ersetzt die in den Jugendschriften sonst üblichen religiösen Betrachtungen. Auch die unentbehrliche Moral ist da. Aber auch hier sind die langen Erörterungen fortgeblieben; die Personen wirken durch ihr untadeliges Handeln als moralische Normen. Auch hier ist eine Wandlung der Auffassung deutlich erkennbar. Was da durch heldenhafte Beispiele gelehrt wird, ist die preußische Offiziersmoral, bei der das sittliche Handeln auf dem lebendigen Begriff der Ehre aufgebaut ist. Die Schneidigkeit und die unerschrockene Sicherheit des Urteils und Betragens in allen Lebenslagen bildet bei unserm Hasso Gehren einen seltsamen Kontrast zu den häufigen Thränen, die über die Wangen des tapferen

Knaben rinnen: eine sentimentale Rührung bemächtigt sich seiner jedesmal bei dem Gedanken an die gute Mutter daheim. Deutlich ist hier der Kindesliebe und der altbackenen Hausmoral ein Zugeständnis gemacht, das zu dem Geist des Buches in sehr unwahrscheinlichem Widerspruch steht. Der Chauvinismus, der bei der Wörishöffer sehr allgemein gehalten ist, hat hier bestimmte Formen. Der grimmige Franzosenhaß jener Dame hat sich bei Zobeltitz soweit abgeklärt, daß er, ohne zu schimpfen, nur noch einen feigen und dabei großprahlerischen, sonst aber gutmütigen und ehrlichen Kammerdiener aus der „grande nation“ die komische Figur der Geschichte spielen läßt. Englische und amerikanische Verhältnisse geben wiederholt Gelegenheit, über die politische Freiheit ein Hohnwort einfließen zu lassen. Der Vorzug monarchischer Staaten vor Republiken wird in das günstigste Licht gestellt. In Amerika soll der grenzenlose Egoismus der großen Kapitalisten einen viel ärgeren und rücksichtsloseren Druck ausüben als der Zar auf seine Russen. Die Steuern übersteigen die unsern z. T. „um das sechs- oder achtfache“, „Bestechlichkeit ist dort überall an der Tagesordnung“, „an tieferem Gemüt, an wirklichem Kunstsinn, an wirklicher Wissenschaft, an jener Freude an dem Idealen, die das Leben erst schön und genußreich macht“, geht dem Amerikaner viel ab. Daß all dieses in Deutschland in hohem Maße vorhanden ist, wird vorausgesetzt. — Man weiß in der That nicht, ob man dieses Buch mehr aus sittlichen oder mehr aus ästhetischen Gründen verurteilen soll.

Die Kinderromane von Nieritz und Hoffmann werden vielfach den Ritter- und Räuberromanen als moralisch wirkende Lektüre entgegengestellt. In der That lassen die Autoren diese Absicht deutlich genug merken, ihre schriftstellerische Fähigkeit steht aber nicht höher, ja gewöhnlich tiefer als die der „unmoralischen“ Kollegen. In demselben Verhältnis steht der in Hamburg lebende Volks- und Jugendschriftsteller Friedrich J. Pajeken zu den gewöhnlichen Indianergeschichten. In der Erzählung „Im wilden Westen“ spricht er deutlich aus, daß er diese bekämpfen und unwirksam

machen will, indem er die Entbehrungen und Gefahren des Lebens in der Wildnis schildert. Schon diese Absicht macht es ihm unmöglich, in behaglicher Schilderung anschauliche Bilder von Natur und Leben des wilden Westens vor uns auszubreiten. Dazu tritt die Absicht so unverhüllt zu Tage, die Mühsale und Schrecknisse häufen sich so, daß nicht nur die moralische Wirkung ausbleiben, sondern auch die ästhetische Wirkung weit hinter jenen echten Indianergeschichten zurückbleiben muß. Die abschreckende Absicht ist so vorherrschend, daß alles aus diesem Gesichtspunkte geschildert ist. Personen, Verhältnisse, Landschaft, Reise — alles ist nur da, um Otto von seinem abenteuerlichen Hang zu heilen. Auch hier wieder die unglaublichsten psychologischen Wirkungen. Nicht nur, daß der entschlossene Knabe schon nach dem ersten Ritt genug hat vom Abenteurerleben, dieser kleine Kerl, der mutig einen Bären tötet und mit Indianern ringt, flennt wie ein Mädchen. Ein Jahr nach seiner Heilung ist aus dem untersten und faulsten Schüler der Klassenerste geworden, und er hat „das beste Zeugnis von allen Schülern" erhalten. Die Gespräche sind charakterlos und gedrechselt. Eine Probe! Der geheilte Otto spricht: „Jetzt habe ich das Rechte erwählt, und heute ist es mir unbegreiflich, wie mich die Abenteuer in meinen Büchern so sehr verblenden konnten. Sie lassen sich sehr schön lesen; aber sie selbst zu erleben, dazu gehört ein ganzer Mann, der alle Entbehrungen, Mühen und Gefahren mit kaltem Blute erträgt."

In „Die Rache des Guarauno" tritt die moralische Absicht schon stark zurück, zum Schluß zwar erinnert er sich seiner Absicht und schließt die Erzählung mit den Worten: „Don Hilario unterdrückte künftig gewaltsam seine leichte Reizbarkeit, und wenn der Ärger ihm einmal wirklich wieder die Überlegung rauben wollte, griff er zu einem Mittel, welches seine Wirkung nie verfehlte: er dachte an die Rache des Guarauno." Im Stil der „echten" wird der Urwald beschrieben: viele fremdartig klingende Namen, starke Worte und kein Bild: „M ä c h t i g e W a l d r i e s e n m i t g e w a l t i g e n Stämmen und Ästen r a g t e n h o c h z u m H i m m e l." Sechs

Begriffe, die das Große veranschaulichen sollen, und doch kein Bild. Ein Tagesmarsch durch den Urwald bringt dem Helden folgende Gefahren und Mühseligkeiten: die Ameisen, die Mosquitos, eine Schlange, die dunstige Luft, einen Sumpf, giftige Fliegen, einen Jaguar, brennenden Durst, Erschöpfung. Im Augenblick des Erliegens tönt natürlich rettendes Hundegebell, und die Geschichte kann weiter gehen. Neger, Weiße, Indianer blicken gerne „sinnend". Der 14jährige Knabe Eduard ist über Nacht ein Mann geworden mit herrenmäßigem Anstand, dem der Neger sich willig unterordnet. Aber die Unerschrockenheit ist eine langweilige Sache. Plötzlich „ohne Ursache", befällt — der Autor will doch auf die Katastrophe vorbereiten — den jungen Helden „große Furcht", „ängstlich pocht ihm das Herz", „ein Grauen packt ihn", „lauter schlägt das Herz" (alles auf einer halben Seite).

Im Vorwort wie im Text spricht Pajeken von oben herab über die Indianer- und Fallenstellergeschichten, „von Leuten geschrieben, die niemals im wilden Westen waren." Zum Beweis, wie wenig es Pajeken gelungen ist, aus dem Bann der von ihm verachteten Litteratur herauszukommen, möge hier noch eine Stelle aus der Erzählung „Der wilde Job oder Gesühnt" angeführt werden. Der Räuberhauptmann hält, gegen die Wand seiner Hütte gelehnt, während „seine großen, dunklen Augen nach Osten schauten, wo über der „steilen Anhöhe soeben der Mond emportauchte", folgendes Selbstgespräch: „König der Berge! Wie Hohn klingt es mir an das Ohr. Ein schöner König bin ich, der nicht mehr frei aufzuatmen wagt unter der Last seiner begangenen schlechten Thaten. — O, könnte ich doch wenigstens die eine, die schwerste Sünde ungeschehen machen. Wie sie mich peinigt und quält! Tag und Nacht steht mir das schreckliche Bild vor Augen, wie der Mann damals, tödlich von meiner Kugel getroffen, vom Pferde sank. — Weshalb bin ich nicht dem Rate der alten Freunde meines Vaters gefolgt! Dann hätte ich arbeiten gelernt, und mit dem Gelde, welches mir mein guter Vater hinterließ, würde es mir später leicht gewesen sein, ein Geschäft zu begründen, von dem ich als ehrlicher

Mann sorglos hätte leben können. Statt dessen wurde aus mir nach einem kurzen Freudenrausch ein Betrüger, dann ein Räuber und Dieb und zuletzt ein Mörder, von welchem sich Gott und die Menschen mit Recht voll Grauen und Ekel abwenden müssen.“ Job fühlte, wie ihm bei diesem Gedanken der kalte Schweiß auf die Stirn trat und wie ein Zittern durch seinen Körper lief. Verzweifelt rang er die Hände, und inbrünstig betete er: „O, lieber Herrgott im Himmel, sei mir Sünder gnädig. Gieb mir Gelegenheit zu sühnen, was ich verbrach, Ziehe deine Hand nicht gänzlich von mir; ich will — — — Er stockte, und nach dem Revolver greifend, blickte er gespannt nach Süden. Von dort näherte sich eilig eine Gestalt u. s. w.“

Die Indianergeschichten in vornehmem Gewande, von denen hier einige aufgezeigt worden sind, halte ich für erheblich schädlicher als die 25-Pfennig-Hefte. In keiner Hinsicht stehen jene höher als diese. Aber während diese mit dem — wohlverdienten — Makel des Wertlosen und Schädlichen unwidersprochen behaftet sind, erfreuen sich jene der allseitigsten Empfehlung. Der namhafte Verlag, der hohe Preis, die gute Ausstattung an Papier und Druck, mitunter sogar an Bildern, die Anschaffung für Schülerbibliotheken, der Platz in Verzeichnissen empfehlenswerter Jugendschriften — all das trägt dazu bei, in Eltern und Kindern den Wahn zu erzeugen, die Lektüre dieser Bücher sei eine für die Bildung ersprießliche That, gleichwertig dem Lesen unserer Dichter. Ich will nicht von der Wirkung auf Sittlichkeit und Intellekt reden, aber sicher ist, daß keine Lektüre dem Einfluß der Dichtkunst hemmender entgegenarbeitet, als diese auf öde Stoffgier spekulierende Litteratur der Abenteuer und des Mordes.

Jugendschriftstellerinnen.

Nichts ist bezeichnender und vielsagender, als daß die Jugendschriftstellerinnen mit geringen Ausnahmen nur für die

weibliche Jugend schreiben. Das ist zwiefach bedauerlich. Die Pädagogik neigt mehr und mehr dahin, die Unterschiede zwischen der Erziehung der beiden Geschlechter fallen zu lassen. Je mehr die Frau sich die Öffentlichkeit erobert, desto mehr muß sie die praktischen Bildungsziele des Mannes zu den ihrigen machen. Da sollte die Lektüre die Abschließung, die die öffentliche Erziehung und die Sitte zwischen der männlichen und weiblichen Jugend aufgerichtet hat, nicht noch verschärfen. Wenn wir ferner die dichterische Jugendschrift als Mittel litterarischer Geschmacksbildung fassen, ist eine besondere Lektüre für die weibliche Jugend gar ein Unding. Die litterarische Bildung eines Volkes ist wesentlich von der Teilnahme des Weibes am litterarischen Interesse abhängig. Unsere Dichter kennen keine Poesie für den Mann und Poesie für das Weib. Da der Weg zum dichterischen Genuß nur durch die Dichtung führt, können Knaben und Mädchen nicht verschiedene Wege gehen. Gewiß kann den Knaben ein Stoff reizen, der für das Mädchen kein Interesse hat. Da aber die nach erziehlichen Rücksichten geleitete Lektüre die Aufgabe erfüllen muß, das Kind vom stofflichen Interesse zum künstlerischen hinüberzuführen, kann dieser Unterschied nur pädagogisches Interesse haben und im Einzelfall die Lektüre eines Buches geraten oder nicht geraten erscheinen lassen. Aber sicher berechtigt es nicht dazu, eine eigens für die weibliche Jugend berechnete Litteratur zu schaffen. Man suche sich unsere großen Dichter in ihrer Schöpferthätigkeit zu vergegenwärtigen! Man wird den Gedanken, hier eine Rücksicht auf das Geschlecht zu suchen, lächerlich finden. Eine solche Rücksichtnahme schließt alles künstlerische Schaffen aus. In der That ist in der Litteratur für die weibliche Jugend keine Spur dichterischer Triebkraft zu entdecken; es ist alles gemacht, nichts gewachsen. Die Lösung der Frauenfrage würde diese Quelle litterarischen Elends verstopfen. Die Frauen, welche jetzt, da sie ohne ernste Lebensaufgabe sind, für die „lieben Kleinen“ schreiben, ohne Beruf und Talent, würden schwinden. Zugleich würde mit der Einordnung der Frau in den Ernst des Daseins die Nichtigkeit der Stoffe erkannt

werden, und damit ein Gebiet, auf dem Talentlosigkeit so gerne ackert, für immer abgesperrt sein.

Viel treuer, als in der für Knaben berechneten Litteratur spiegelt sich in der weiblichen Jugendlitteratur das Denken und Fühlen der weiblichen Jugend und der weiblichen Erzieher, soweit beide dem wohlhabenden Mittelstande angehören, wieder. Freilich strahlt der Spiegel nur die Oberfläche zurück. Die Oberfläche des Lebens dieser Kreise hält sich, so viel Abweichungen von der Norm stattfinden mögen, innerhalb der Grenzen des Wohlanständigen. Was aber innerhalb dieser Grenzen als Norm und bedauerliche Abweichung, was als Ziel und Lebensaufgabe für das Weib gilt, plaudert sich harmlos in den unzähligen Geschichten für die weibliche Jugend aus. — Vielmehr als in der Litteratur für Knaben, ist hier das Leben der Kinder und besonders der Mädchen Gegenstand der Darstellung. Ein Dichter kann aus jedem Stoff ein Kunstwerk machen. Was aber unter den Händen der Jugendschriftstellerinnen aus diesem schon an sich bedenklichen Stoff wird, spottet jeder Beschreibung. Es hat mancher, dem die Erziehung der Kinder mehr als ein Pappenstiel ist, mit innerem Widerwillen das süßliche Gethue vieler Mütter und Tanten, das sich um Kinder wie um junge Katzen bemüht, angehört. Mütter hätscheln und schmeicheln ihre eigenen Kinder in Koketterie und Heuchelei hinein. Ein großer Teil unserer Jugendlitteratur für Mädchen ist nichts anderes als dies alberne Gethue, ausgeprägt in Schrift und Buch. Da wird z. B. der Reiz der kleinen Mädchengesichter in den Ausdrücken eines Verliebten geschildert. In einem „Blumen am Wege“ betitelten Buche spricht Julie Ludwig von „langen Kinderwimpern“, von „träumerischen Kinderaugen“, vom „reinsten Kindeslächeln“ u. s. w. Solche Süßlichkeiten sind Erwachsenen unerträglich; bei Kindern müssen sie — um einmal bei diesen litterarisch nicht ernst zu nehmenden Machwerken von moralischen Erwägungen zu sprechen — die Naivetät, die sich ihres Reizes nicht bewußt sein soll, zerstören.

Da diese gesamte Litteratur ausschließlich für die Kinder wohlhabender Kreise gedacht ist, bildet das Kinderleben dieser

Kreise den Vorwurf; das der besitzlosen Klassen findet im allgemeinen nur insoweit Berücksichtigung, als Kinder aus „besseren" Ständen Herablassung, Erbarmen und Wohlthun an ihnen offenbaren oder üben können. Überhaupt giebt sich eine unglaublich naive Auffassung von den Ständen und ihrem Verhältnis zu einander kund; unendliches Wohlwollen auf der einen, unendliche Ergebenheit auf der andern Seite: In diese Wüste der weiblichen Jugendlitteratur drang noch „kein Klang der aufgeregten Zeit".

Nie kommt das Kindesleben in seiner Ganzheit zur Darstellung. Die Aufgabe ist zu schwer für die produzierenden Kräfte sowohl, als für die konsumierenden Köpfe und Herzen. Die Nachtseiten der Kindesnatur sind dadurch von vornherein von der Darstellung ausgeschlossen. Wo aus der Kinderstube für die Kinderstube geschrieben wird, mischt sich ohne Erbarmen das Moralisieren ein. Selten treffen wir auf eine absichtlose Darstellung; das Kindesleben, so gern der unbefangene Erwachsene geneigt ist, es „jenseits von Gut und Böse" zu nehmen und sich harmlos daran zu ergötzen, nimmt, sobald es für Kinder dargestellt wird, unwillkürlich die pädagogischen Kategorien des Beispiels und der Abschreckung an. Nun muß, da gesittete Kreise dargestellt werden und für gesittete Ohren geschrieben wird, abermals eine Einschränkung stattfinden. Es wäre zum mindesten unfein, hier wirklich böse Neigungen oder Thaten vorzuführen. So bleibt nur das Gebiet der kindlichen Harmlosigkeit und der kindlichen Unarten. Trotz, Eigennutz, Jähzorn, Spottsucht, Nachlässigkeit, Unbedachtsamkeit u. s. w. sind die immer wiederkehrenden Vorwürfe dieser Kindergeschichten aus weiblicher Feder. Aus mehrfachen Gründen können diese Geschichten nicht tragisch enden. Die Unarten, die so eindringlich und bedrohlich dargestellt werden, müssen darum innerhalb der Erzälung schwinden. Das ist nun eine seltsame pädagogische Seelenkunde, die sich hier offenbart. Zwischen Morgen und Abend wird, wenn die Umstände darnach sind, aus dem trägen Lieschen das fleißige Lieschen, aus dem jähzornigen Robert der sanftmütige. Anfang und Ende einer Erzählung von Pauline

Schanz kennzeichnen diese Art pädagogischer Schnellbleiche sehr gut: „Habt ihr schon einmal erfahren, was für ein böses Ding die Reue ist? Wißt ihr, wie weh es thut, sich sagen zu müssen: „Hätte ich doch das und das gethan! Hätte ich jenes doch unterlassen!" Am schlimmsten ist es, wenn einem das Richtige im rechten Augenblick einfällt und man unterläßt es dann doch — aus Leichtsinn, aus Vergeßlichkeit, aus Gedankenlosigkeit und Zerstreutheit. Tritt dann eine böse Folge unseres Leichtsinns ein, so thut dieses: „Ach hätte ich doch!" dem Herzen gar zu weh. — Die kleine Erna war immer voll guter Einfälle; sie nahm sich jeden Morgen sehr viel schönes und liebes vor, — aber der nächste Augenblick verwischte meist die guten Gedanken, und meist zu spät kam dann die Reue: — „Ach hätte ich doch, — hätte ich doch!" So der Anfang. Nun folgt eine traurige Pensionsgeschichte von einem — beschmutzten Bilderbuch, und der Schluß lautet: „Die Reue machte die kleine leichtsinnige Sünderin fast krank. Aber zum Glück wurde sie durch dieses schmerzliche Erlebnis von Grund aus gebessert. Niemals hat sie in ihrem späteren Leben das traurige Wort wieder so tief empfunden: O hätte ich doch — hätte ich doch!" — Marie Hinck schildert in „Walpurga und ihre Freunde" ein Mädchen, dem protzenhafter Hochmut zur zweiten Natur geworden ist. Elly wird in keiner Situation vorgeführt, in der sie dieses Wesen nicht hervorkehrte. Ein Sturz in den Teich, wobei sie mit knapper Not dem Tode entrinnt, — es ist natürlich der mißachtete Hauslehrer, der sie rettet — wandelt sie völlig um; die ganze Heilsordnung mit Er- und Bekenntnis, mit Reue, Buße und Besserung kommt zum Durchbruch, und der Herr Pastor, der auch noch auf der Bildfläche erscheint, findet nichts mehr zu thun. Elly ist bekehrt und jetzt, wie alle andern Kinder des Buches es von Anfang an sind, von rührendem Edelmut beseelt.

Überhaupt diese Kinder! Sie fassen Entschlüsse moralischer Art, die einer Kinderseele völlig fern liegen, sie schwärmen für die Natur, wie mans nur von einem Menschen der Dutzendromane verlangen kann, sie sagen sich Artigkeiten, wie die Erwachsenen im Ballsaal zu thun gewöhnt werden. Sie

reden ein Deutsch, wie es charakterloser nicht in der Zeitung stehen kann. In Angelika von Lagerström's „Die ungleichen Schwestern" betrachtet die dreizehnjährige Hertha die Wiege eines Kindes, dem die Mutter gestorben ist, als ein „Heiligtum"; sie „weint, ringt nach Ruhe und Fassung" und sagt endlich zum Vater: „Ich bete für Ihr Kind, möge Gott Ihnen reichen Segen in ihm geben!" — „Wie verließen Sie meinen Schwiegersohn?" wird dasselbe Mädchen gefragt. „Ganz gesund und geliebt und bewundert von jedem, der das Glück hat, ihn zu kennen", ist die Antwort des Kindes. Die vierzehnjährige Manai sagt: „Mein weiches Herz leidet durch die kalte Überlegenheit solcher Verstandesnaturen".

Was nun die Behandlung betrifft, so sind die Jugendschriftstellerinnen korrekter als ihre männlichen Kollegen. Hier finden sich nicht jene groben Charakterverzeichnungen der Jugendschriftsteller, nicht jene Übermenschen in Jacke und Höschen, die der männlichen Jugend zur Nacheiferung hingestellt werden. Dieser Vorzug hat aber sofort ein Ende, wenn eine Charakterentwicklung dargestellt wird. Auch die unglaublichen Compositionsfehler, denen wir dort auf Schritt und Tritt begegnen, sind hier seltener. Es scheint, als wenn ein gewisses durch Lektüre entwickeltes Formgefühl sich geltend macht. Daß in der That nur eine ganz äußerliche Geschicklichkeit vorliegt, ergiebt sich sofort bei näherem Hinsehen. Es ist hier dasselbe poetische Unvermögen. Man kann Dutzende von Büchern dieser Art durchlesen, ohne auf eine Figur, auf eine Situation zu stoßen, die schöpferische Ursprünglichkeit an sich trüge. Ich will nicht behaupten, daß es überhaupt unmöglich ist; aber mir ist es nicht gelungen, bei den Schanz, Hinck, Halden, Bake, Rein, Helm irgendwo persönliche Eigenart zu entdecken. Überall die gleiche süßliche Behandlung der Kindesnatur, überall das gleiche entsetzlich korrekte Gouvernantendeutsch.

Wenn wir uns nun zu einzelnen Erscheinungen der weiblichen Jugendlitteratur wenden, müssen wir zuerst der ältesten und nach ihrem Einfluß auf die weibliche Jugend ersten aller Jugendschriftstellerinnen unsere Beachtung schenken, der 1810

geborenen Thekla von Gumpert, der Frau eines sächsischen Legationsrates in Dresden. Ihre Bedeutung liegt nicht so sehr in ihren zahlreichen Erzählungen, als vielmehr darin, daß sie alljährlich zu Weihnachten auf den Familientisch wohlhabender, hoher und höchster Kreise zwei Bücher legt, die ebenso begehrt und geschätzt, als albern und schädlich sind — „Herzblättchens Zeitvertreib. Unterhaltungen für kleine Knaben und Mädchen zur Herzensbildung und Entwicklung der Begriffe“ und: „Töchteralbum. Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildnng des Verstandes und Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend.“ Vor den Frauen und Mädchen gewisser Kreise Thekla von Gumpert angreifen heißt Entrüstung hervorrufen. Die Dame genießt unter ihren Leserinnen fortdauernd unbegrenzte Hochachtung; das beweisen auch die Briefe aus ihrem Leserkreise, die Thekla von Gumpert im „Töchter-Album“ abzudrucken liebt. Im 39. Bande schreibt eine Dame: „Ein Segen war das Töchteralbum für mich, es hat mich in der Jugend belehrt, ermahnt, getröstet, erheitert, und noch heute ist mein Verhältnis zu demselben, wie das des Vogels zu seinem Neste. So oft ich auch Ausflüge nach geistiger Nahrung mache, kehre ich immer wieder zum Töchter-Album zurück; denn da ist es weich, warm, still; da finde ich das Wahre, Gute und Schöne, welches befriedigt.“ Das sind inhaltschwere Worte; für den, der über litterarische Geschmacksbildung der deutschen Frauenwelt Studien macht, sind sie unschätzbar. Wir müssen die Schriftstellerin, die sich eines so einzigartigen Einflusses und einer so unbeirrten Anhänglichkeit erfreut, näher kennen lernen. Nach einem „für Eltern und Erzieher“ bestimmten Vorwort zu „Vier Erzählungen aus der Kinder Welt“ will sie durch ihre Kinderschriften helfen, „in einer so traurigen Zeit wie die unsere, wo materielles und geistiges Elend drohend vorwärts schreiten“, „dem wachsenden Unheil Einhalt“ zu thun. Sie will beitragen, daß „in den Kindern ein frommer und liebevoller, ein anspruchsloser und vorurteilsfreier Sinn geweckt und gepflegt“ werde. Daß bei diesen Absichten von vornherein künstlerische Ansprüche zu schweigen haben, ver-

steht sich. Aber sehen wir, wie Thekla von Gumpert ihr Erziehungswerk angreift. Wir unterziehen die erste Erzählung einer genaueren Betrachtung. „Der kleine Schuhmacher“ möchte gern Maler werden. Er hat die Eltern in der kleinen Vaterstadt zu Grabe tragen sehen und ist, acht Jahre alt, von seinem Vormund in Berlin in die Lehre genommen worden. Arbeit, Schelte, Prügel und ungenügende Kost füllen sein Dasein. Gebet und Briefe mit frommen Betrachtungen an seinen Freund Julius in der Heimat sind sein einziges Labsal. Als Wilhelm einst auf einem Botenwege über seinen Hunger bittere Thränen vergießt, trifft er ein kleines Mädchen, das mit der kranken Großmutter garnichts zu essen hat. Jetzt sieht er, daß das Lieschen noch unglücklicher ist als er; jetzt betet er, wie er Freund Julius berichtet, nicht mehr: Guter Gott, hilf mir doch aus diesem schweren Leben heraus und laß mich Zeichnenstunden nehmen!“ sondern: „Ach, wie danke ich dir, lieber Gott, daß ich so glücklich bin, nicht betteln zu müssen!“ Wilhelm wischt dem kleinen Mädchen die Thränen ab und schlägt ihr vor, zu beten; „sie war freudig bereit, auf des Knaben Vorschlag einzugehen, und beide Kinder knieten in das Gras nieder. Wilhelm sprach: „Lieber Gott, ich bitte dich, gieb dem Lieschen etwas zu essen!“ — Mit froher Erwartung standen sie nach einigen Sekunden vom Boden auf, Wilhelm noch mit gefalteten Händen; er blickte vor sich nieder und dachte: Gott wird schon helfen, verhungern wird sie nicht; und Liese warf ihre Blicke umher und gegen die Wolken: sie dachte, nun müsse es Manna regnen, wie den Juden in der Wüste, von denen die Großmutter erzählt hatte. Manna regnete es nun zwar nicht; aber es ereignete sich etwas, was die Menschen Zufall zu nennen pflegen.“ Nun wird ausgeführt, daß die Pächterin im nahen Dorfe einen Raben hatte, der gern allerlei Sachen forttrug. An diesem Tage glückte es ihm, ein großes Stück Braten zu erwischen. „Er war oft für seine Diebereien bestraft worden; manchmal hatte man ihm die gestohlenen Sachen auch wieder abgenommen; um jeder Gefahr zu entfliehen, flog er daher durch den Garten, über den Zaun, weit hinaus

über das Feld, und ließ sich krächzend auf einem Steine nieder, dicht neben den Kindern, ohne auf diese zu merken. „Ach, sieh den glücklichen Vogel!“ rief das kleine Mädchen laut, als sie das große Stück Braten erblickte, das er vor sich niedergelegt hatte und mit den Klauen festhielt. Der Rabe, der ein böses Gewissen hatte, — Tiere wissen auch, wenn sie Unrecht thun, und fürchten Strafe, — der Rabe erschrak über den Ausruf des Kindes, er glaubte sich wahrscheinlich verfolgt; — flog auf und weiter fort, ohne seinen Raub mitzunehmen. Siehst du, Lieschen, das hat dir der liebe Gott geschickt! rief Wilhelm; nun kannst du von dem Braten essen. . . . Er nahm das schöne Stück Fleisch und reichte es dem Mädchen. Das wollen wir jetzt mit einander verzehren, rief laut jubelnd die Kleine, hast du ein Messer, so schneide es in der Mitte durch. Ich will davon nichts haben, antwortete Wilhelm, ich werde zu Hause Abendbrot bekommen! Trage das zu deiner Großmutter, ihr habt beide Hunger und kein Abendessen zu erwarten. Wie liebreich war der Knabe! Er war recht hungrig, aber er entsagte, weil er an die fremde Frau, die kranke Großmutter des Mädchens dachte.“ Um die moralischen Herkulesarbeiten des 8jährigen Schusterlehrlings noch kurz weiter zu verzeichnen, sei berichtet, daß er sich von nun an jeden Morgen vom Nachtwächter wecken ließ, um vor der Arbeit Marienbildchen und Christusköpfe zu zeichnen: der Nachtwächter verkauft sie an seine Bekannten, und für jedes Bildchen löst er 20 Pfennig; jetzt kann Wilhelm der kleinen Freundin jede Woche vier Semmeln und ein Stückchen Fleisch spenden. Aber der Winter kommt, und Finsternis und Kälte machen den Erwerb unmöglich. Nun kauft er sich zwei Töpfe und läßt jeden Morgen die Hälfte seiner Frühstückssuppe an einem Faden aus dem Fenster seiner Kammer in den Hof hinab; wo Lieschen sich die Gabe holt. Die böse Frau Meisterin bemerkt das Kunststück und giebt ihm fortan nur die Hälfte seiner Suppe und ein Gelaß ohne Fenster. Nun bittet er einen Professor, der ihm beim Stiefelbringen ein Trinkgeld geben will, zu erlauben, daß Lieschen es sich abholt. Der gütige Gelehrte giebt der kleinen

Bettlerin wöchentlich ihre 20 Pfennig. — Als endlich die Glückswendung eintritt und ein berühmter Maler, der bei seinem Meister arbeiten läßt, ihn malen lehrt, weiß er diesen für seine Pfleglinge zu gewinnen, sodaß nun alle Not ein Ende hat. Dem kleinen Wilhelm thun drei Menschen in Berlin Gutes, außer diesem Maler und jenem Professor ein Mann im Tiergarten. Dieser schenkt ihm, als ihm die zu besorgenden Atlasschuhe in den Schmutz fallen, einen Thaler. Hier ist nun wieder etwas, das „die Menschen Zufall zu nennen pflegen." Der Professor ist der Vater, der Mann im Tiergarten der Schwiegervater des Malers. — Das ist nun entfernt nicht alles Wunderbare und Moralische in der Erzählung, aber es giebt einen Begriff von dem litterarischen Machwerk, das hier der armen Jugend als Dichtung vorgesetzt wird. Wie wenig Thekla von Gumpert die Fähigkeit besitzt, sich die Personen in ihrer Totalität zu vergegenwärtigen, zeigt die Thatsache, daß es ihr gar nicht einfällt, den Eindruck Berlins auf den kleinen Provinzler, sowie den Eindruck der neuen Umgebung und der ungewohnten Arbeit auf ihn zu schildern. Auf dieselbe dichterische Unfähigkeit wird hingewiesen, wenn W. Lottig in einer feinsinnigen Analyse der Erzählung „Mißglückt" zu dem Resultat kommt*): „Das ist nicht Erzählung, nicht Bericht, nicht Betrachtung, sondern bald das eine, bald das andere, wie's der Verfasserin gerade aus der Feder fließt."

Das ist die Schriftstellerin Thekla von Gumpert, welche es in Gemeinschaft mit einer Anzahl von Damen und Herren unternimmt, in dem seit 1856 erscheinenden „Herzblättchens Zeitvertreib" den kleinen Knaben und Mädchen durch Unterhaltung das Herz zu bilden und die Begriffe zu entwickeln, sowie in dem seit 1855 erschienenen „Töchter-Album" der heranwachsenden weiblicheu Jugend Verstand und Gemüt zu bilden. Das „Töchter-Album" insbesondere zeichnet, wie die Herausgeberin sich ausläßt, „das Leben, wie es ist"; es soll „die Phantasie der Leserin nicht irre leiten, nicht goldene

*) Thekla von Gumpert und ihre Schule. (Jugendschriften-Warte 1896, No. 5 und 8.)

Berge versprechen, es soll das Gewissen, Gottes Stimme, schärfen, soll christliches Gottvertrauen und Nächstenliebe in das Herz legen, soll Ethik hoch stellen, aber auf christlichen Grundsätzen, soll fröhlich machen in Hoffnung, geduldig in Trübsal — es soll eine Erzieherin sein neben der Familienmutter". Was Thekla von Gumpert unter dem „Leben, wie es ist", versteht, mag „der kleine Schusterjunge" zeigen. Sie zeichnet ein Leben, wie es nicht ist und giebt das Gegenteil vor. Ob die Phantasie der Leser dadurch vor Irreleitung bewahrt wird, daß man das, „was die Menschen Zufall zu nennen pflegen" eine so große Rolle spielen läßt, ist mehr als zweifelhaft. Wenn aus einem armen unglücklichen Schusterjungen im Handumdrehen ein glücklicher Künstler werden kann, so nenne ich das „goldene Berge versprechen". Was die religiösen und moralischen Wirkungen betrifft, welche die Herausgeberin mit dem „Töchter-Album" zu Wege bringen will, so verweise ich auf die Auseinandersetzungen des 4. Kapitels, wo solche Wirkungen litterarisch wertloser Dichtungen als unmöglich nachgewiesen werden. Oder will die Herausgeberin diese Wirkungen nicht durch die Erzählungen, sondern ihre Briefe, Ansprachen, Plaudereien und Betrachtungen erzielen? Ich muß gestehen, daß ich von Ethik und Religion zu hohe Begriffe hege, als daß ich jemals zu glauben vermöchte, sie könnten aus einer geflissentlich zur Schau getragenen Frömmigkeit, aus einem in byzantinischen Redensarten und Verherrlichungen des Militärs und militärischen Geistes sich äußernden Chauvinismus, aus einer in rührenden Tiergeschichten sich kundgebenden Tierschutzgesinnung und aus einer das zulässige Maß weit hinter sich lassenden Selbstberäucherung Nahrung und Förderung gewinnen. Diese Züge geben dem „Töchter-Album" das Gepräge. Und abgesehen von einigen wissenschaftlichen Mitarbeitern, dichten und reden die übrigen Autoren des Albums ganz im Geiste ihrer Führerin. Thekla von Gumpert hat in der That Schule gemacht. Was der ganzen weiblichen Jugendschriftstellerei den Charakter verleiht, findet sich bei ihr. Wie weit hier unmittelbare Beeinflussung, wie weit der gleiche Boden die Gleichartigkeit der Erscheinung

erklärt, muß einer litterarhistorischen Untersuchung, falls sich eine solche überhaupt lohnt, festzustellen vorbehalten bleiben. — Unter der die schlimmste Contrebande deckenden religiös-patriotischen Flagge gehen die beiden Gumpert'schen Publikationen alljährlich entnervend und verbildend, abstumpfend und verdumpfend in die Welt, und es ist nur ein Trost, daß wegen des hohen Preises nur besser situierte Kreise an den Segnungen dieser beiden Pandorabüchsen teilnehmen können.*)

So lächerlich der Gedanke ist, unsere großen Dichter dürften vielleicht nur in gutsituierten Kreisen Verständnis und Würdigung finden, ebenso lächerlich ist die Vorstellung, Bücher wie das „Töchter-Album", könnten Kindern von Unbemittelten und Armen zur Lektüre dienen. Ein Kamerun-Neger in Frack und Cylinder! In dieser Thatsache liegt ein Beweis für den absoluten Gegensatz zwischen wahrer Dichtung und dieser Art Jugendschriftstellerei. Am krassesten mag diese einzig für eine bestimmte Gesellschaftsklasse berechnete Art von Litteratur in Clementine Helms „Backfischchens Leiden und Freuden" vertreten sein. Das Buch kam in den sechsiger Jahren heraus, die 20. Auflage erschien 1882 und heute noch ist es in Backfischkreisen eine sehr gesuchte Lektüre. Schon dieser Umstand verpflichtet uns, Einsicht von dem Buche zu nehmen. Ein 15jähriger Backfisch, Tochter eines Gutsherrn, kommt zu ihrer Tante Ulrike in Berlin, die für ihre weitere Ausbildung Sorge tragen soll. Die erzieherischen Bemühungen der Tante um das „ehrpußliche" Gretchen und um die ihr bald zugesellte „amazonenhafte" Eugenie von Jagow bilden das Thema des Buches. Wie Tante Ulrike (und, was dasselbe ist, Clementine Helm) ihre Aufgabe faßt, möge ein Citat zeigen. Gretchen erwacht nach der ersten Nacht im Hause der Tante. „Du scheinst mir auch noch nicht ausgeschlafen zu haben, Kleine!" sagte die Tante lächelnd, als ich

---

*) Unverständlich bleibt, wie den gebildeten Kreisen Illustrationen gleich den in den Gumpert'schen Büchern enthaltenen geboten werden dürfen. Die fallen doch ins Auge, wenn schon der Text nur in seltenen Fällen von den Eltern geprüft werden mag.

jetzt den Mund zu einem lauten Gähnen öffnete, und ohne die Hand vorzuhalten, die Tante anblickte. „Hu, verschling mich nicht, Mädchen!“ rief diese, sich die Augen zuhaltend, und beschämt steckte ich meinen Kopf wieder unter die Decke. Es war die erste Unmanier, mit der ich den Tag begann, und sie machte so tiefen Eindruck auf mich, daß ich mein Gähnen seitdem außerordentlich cultivirte. Die Tante mahnte jetzt zum Aufstehen, und so fuhr ich denn schleunigst, wie ich all mein Lebtag gethan, mit beiden Beinen unter dem Deckbett hervor und kauerte mich im allerleichtesten Nachtkostüm auf den Fußboden, um mir dort die Strümpfe anzuziehen. Ein herzliches Gelächter der Tante brachte wieder dunkle Glut auf mein Gesicht. „O,“ rief sie lustig, „wie alt ist denn das liebe kleine Hemdenmätzchen dort an der Erde, das fünf Fuß preußisch in der Länge mißt?“ Wie der Blitz flog ich bei diesen Worten der Tante hinter die Bettgardine, und jetzt lernte ich erst deren Tugenden schätzen, denn bis ich mein gar zu natürliches Nachtkostüm mit andern Kleidern vertauschte, schützte mich diese gar trefflich. Beschämt kam ich hinter derselben wieder zum Vorschein und eilte an das Bett der Tante, um derselben meinen Morgengruß zu bringen. Den Gruß erwiderte sie freundlich, als ich ihr jedoch meine Lippen zum Kuß darbot, schob sie mich sanft zurück und sagte: „Erst waschen und den Mund reinigen, ehe man damit küßt, liebes Gretchen!“ In diesem „Geiste“ geht es 200 Seiten fort. Das ganze zweite Kapitel ist dem Benehmen bei der Morgentoilette gewidmet. Das dritte Kapitel führt uns Gretchen bei „Visiten“ vor; das vierte Kapitel widmet sich dem Benehmen auf der Straße. „Mittagessen“ ist Kapitel 5 überschrieben und erstaunliche Dinge lernen wir da, von der Benutzung der Serviette bis zu den beim Genuß des Champagners zu beobachtenden Vorsichtsmaßsegeln. Nachdem das sechste Kapitel uns „Verschiedenes“ aufgetischt, führt Kapitel 7 uns in „Gesellschaft“; zwar dreht sich auch hier alles um das „Benehmen“; aber es ist das Benehmen gegen Herren, und diese Herren bringen ein neues Moment in das Buch, Das gar zu naive und natürlich-herzliche Benehmen Gretchens

gegen den linkischen Baron von Senft bringt dem Backfisch außer den Strafreden der Tante einen Heiratsantrag des Barons ein. Doch ihre Neigung gilt dem in jener Gesellschaft ebenfalls in natürlicher d. h. gesellschaftlich ungehöriger Weise angesprochenen Dr. Hausmann, während der Baron schließlich der ebenso verzogenen wie genialen Eugenie bestimmt ist. Die Bändigung dieser „Amazone" durch die Tante und den Backfisch, ein Bemühen, das sich zwar lediglich auf das Benehmen zu richten braucht, da Charakter, Gemüt, Wissen und Können trotz aller Extravaganzen in vorzüglichster Verfassung sind, bildet die zweite Hälfte des Buches. Ein wütender Stier, den Baron Senft zu Boden schlägt, giebt den Anlaß zur Verbindung Eugeniens mit dem Baron; zwei Strolche, die unser Gretchen verfolgen und erst vor dem plötzlich auftauchenden Dr. Hausmann sich zurückziehen, leiten die Verlobung Gretchens ein. Man sieht, so ungewöhnlich der Vorwurf des Buches ist, die Mittel der Entwicklung, wenn von einer solchen in diesem Buch vom guten Ton überhaupt gesprochen werden darf, sind die altbewährten der Romanfabrikation. Der Gang der Ereignisse tritt ganz zurück vor all den kleinen Begebenheiten des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens. Da es nun der Verfasserin darum zu thun ist, überall zu zeigen, wie der Mensch sich benimmt, so kommt eine Art von Charakteristik zu stande. Zwar ist dieselbe ganz äußerlicher Art und nur für die Zustände von einer gewissen Anschaulichkeit. Sobald seelische Vorgänge, Veränderungen im Gemüt geschildert werden sollen, greift Clementine Helm zu den konventionellen Redensarten: „dunkle Glut" übergießt die Verliebten u. s. w. Dies konsequente Festhalten am Thema und seine Ausbeutung nach allen Richtungen giebt dem Buche eine Eigentümlichkeit, durch die es vorteilhaft von den meisten andern Jugendschriften absticht. Es hastet nicht von einer unglaublichen Begebenheit zur andern; es verweilt mit einer Gewissenhaftigkeit und einem Behagen bei seinem eng begrenzten Thema, daß der Anschein einer künstlerischen Eindringlichkeit und einer litterarischen Solidität erweckt wird, der mit zu dem unglaublichen Erfolg des Buches, das nicht nur gekauft, sondern

von Familie zu Familie, von Generation zu Generation weiter gegeben wird, beigetragen hat. — Der Hauptreiz des Buches für das Backfischalter liegt in dem Stoffe. Wie die Indianergeschichte mit Glück auf die Abenteuerlust der Knaben in einem gewissen Alter spekuliert, so trifft Clementine Helm mit diesem Buche das Bedürfnis einer gewissen Entwicklungsperiode bei den Mädchen gebildeter Stände. Der Anstand, die Toilette, der Ball, die Freundschaft, Neckereien, theatralische Aufführung, Hochzeit, Aussteuer, Badereise — das alles sind Dinge, die in der Phantasie und dem Gedankenkreis der Backfische einen großen Raum einnehmen, und hier sind diese Dinge beachtet und betont, als wenn erst durch sie das Leben Wert und Inhalt bekäme. Wie die Indianergeschichte ist auch dies Buch lediglich auf die Stoffgier angelegt. Dadurch wird das Buch gefährlicher als die Indianergeschichte. Was in der Zeit der Reifeentwicklung in die Seele eingeht, haftet fester und verschmilzt, falls es einer Neigung entgegenkommt, mit dem Geistesleben inniger als alles, was vorher die kindliche Seele trifft. Wie unsere Mädchenerziehung in Schule und Haus nun einmal ist, muß das Buch der Mehrzahl unserer Backfische gefallen; giebt es doch liebliche Auskunft auf alle die wichtigen Fragen, die das oberflächliche kleine Herz bewegen. Ebenso sicher aber ist es, wie unsere Mädchenerziehung in Schule und Haus nun einmal ist, daß es in ästhetischer Beziehung geradezu Verheerungen anrichtet. Hier ist eine Quelle gefunden all der Trivialität und Geschmacklosigkeit, mit der die große Mehrheit unserer gebildeten Mädchen und Frauen litterarische Dinge beurteilen und die Lektüre für ihren Genuß auswählen. Was den moralischen Fluch unserer spießbürgerlichen Kreise ausmacht, die stete Rücksichtnahme auf das, was die Leute sagen, ist in diesem Buch zum Lebensprinzip erhoben. Es kann in der That zweifelhaft erscheinen, ob die Ausbeutung dieses Grundsatzes in Novellenform mehr der Charakterbildung unserer weiblichen Jugend seit 30 Jahren, also der Charakterbildung unserer Nation, oder mehr der litterarischen Bildung derselben geschadet hat. Das Studium von „Backfischchens

Leiden und Freuden“ ist eine für Kulturhistoriker wie für Litteraturhistoriker gleich unumgängliche Arbeit. Einem wird vieles klar, wenn man das Buch liest. Die entsetzliche Verelendung des litterarischen Geschmacks, das banausische Verhalten des größten Teils unseres gebildeten Publikums gegen die naturalistische Wahrhaftigkeit der modernen Epik und die feine Stimmungsschilderung der modernen Lyrik -- in den zehntausenden von Exemplaren dieses Buches, die fortgesetzt wie ekle Raupen die deutschen Mädchenblüten anfressen, kann man die Ursachen widerwillig staunend erkennen.

Wo faß ich dich, unendliche — Unnatur? Ich muß jetzt einige Worte über Emmy von Rhoden's „Trotzkopf“, eine Pensionsgeschichte für erwachsene Mädchen, die in einer großen Reihe von Auflagen erschienen ist, sagen und weiß nicht womit ich beginnen soll. Franz Hirsch schreibt der zweiten Auflage ein Vorwort und rühmt in dem Buche die Vorzüge, die es vor der „neuesten Unterhaltungslitteratur für die Jugend, in welcher sich allerlei Unnatur und Tendenz breit macht“, voraus habe. Wenn man in diesem Vorwort mehr sehen will als eine der verstorbenen Freundin erwiesene Dankespflicht, so muß man es ein starkes Stück nennen, den „Trotzkopf“ als aus der gewöhnlichen Jugendlitteratur für junge Mädchen hervorragend zu bezeichnen.

Ilse Macket's Mutter ist früh gestorben, und das Kind des Gutsherrn ist unter der nachsichtigen Liebe des Vaters und einem fortdauernden Wechsel von Gouvernanten zu einem eigenwilligen und wilden Backfisch aufgewachsen. Da zieht eine Stiefmutter ins Haus, und sie setzt es durch, daß der Trotzkopf in eine Pension geschickt wird. „Ilse steht jetzt auf der Grenze zwischen Kind und Jungfrau,“ sagt sie, „noch hat sie Zeit, das Versäumte nachzuholen und ihre unbändige Natur zu zügeln. Geschieht das nicht, so könnte man eines Tages unser Kind als unweiblich bezeichnen, wäre das nicht furchtbar?“ Diese schreckliche Aussicht schlägt noch nicht durch; aber als der Vater seinen Liebling am nächsten Morgen rittlings auf einem Ackergaul beim Heueinholen trifft — „man sah den plumpen, hohen Lederstiefel und noch ein Stück des

bunten Strumpfes“ — und sie seinem Befehl, herunter zu steigen, trotzt und lachend ins Feld reitet, überwindet er seine Vaterliebe, und Ilse muß in die Pension. Wie nun die strenge Ordnnng der Anstalt, die Liebe einer Freundin, der besänftigende Einfluß einer Lehrerin, deren traurige Erzählung von einer Braut, die der Bräutigam wegen ihres Trotzes verläßt, der Tod einer kleinen ihr zugethanen Mitschülerin u. s. w. binnen Jahresfrist aus dem unbändigen Wildfang eine wohlerzogene junge Dame machen, ist der Hauptinhalt des Buches. Dazwischen legen sich die Episoden des Pensionslebens, die Schwärmerei der Mädchen für den Lehrer im Deutschen, das Dichten der Pensionärin Flora Hopfstange, eine Apfeldiebstahls- und Gespenstergeschichte, die Weihnachtsbescherung, die Tanzstunden mit der üblichen Gymnasiastenliebelei, eine theatralische Aufführung, der beschworene Freundschaftsbund fürs Leben u. s. w. Nimmt man noch hinzu, daß Ilse sich auf der Rückreise von der Pension verliebt und bald darauf verlobt, daß ihre englische Pensionsfreundin Nelly den vielbegehrten Doktor ergattert, daß die Lehrerin mit ihrer eindrucksvollen Geschichte von der trotzköpfigen und verlassenen Braut — man erriet am mehrmaligen Erröten schon bei der Erzählung, daß die Lehrerin ihre eigene Geschichte zum besten gab — ihren Bräutigam, der natürlich ein Oheim unserer Ilse ist, vermittelst deren Photographiealbum wiederbekommt, daß endlich der Gegensatz zwischen Ilse und der Stiefmutter durch die ganze Geschichte läuft, um mit einer durch die Geburt eines kleinen Bruders besiegelten Aussöhnung zu enden, so wird man eingestehen, daß es dem mäßig starken Bande an Motiven, die z. T. Themen zu nennen sind, da sie zu dem Hauptmotiv des Buches keine Beziehung haben, nicht mangelt. In dieser Fülle von Themen besteht der gefährliche Reiz, den das Buch auf junge litterarisch ungeschulte Mädchen ausübt. Es ist nicht im eigentlichen Sinne spannend geschrieben — das verhindert schon die Unzahl der Stoffe — aber in dieser stofflichen Mannichfaltigkeit fesselt es und drückt dem jungen Geiste schlechte Normen ein. Wie die Komposition beschaffen sein muß, brauche ich nicht auszuführen. Die Charakteristik

verläuft ganz in Äußerlichkeiten. Im Hause ist Ilse ganz Naturwüchsigkeit und Trotz; aber jene geht nicht über das äußerliche Gebahren, über Kleidung, Hundeliebhaberei und Reiten hinaus; dieser ist nur Ungehorsam gegenüber den Anordnungen der Mutter. Nirgends fällt ein Licht in die Seele dieses Kindes, dessen Seltsamkeiten angeflogen erscheinen. Auch in der Pension richtet sich die Erziehung nur auf das äußere Gebahren, auf Ordnung, anständiges Essen, respektvolles Benehmen gegen die Vorsteherin u. s. w. Die „junge Dame“, die nach Hause zurückkehrt, hat dementsprechend außer einer drolligen Naivetät nichts, das sie von Dutzenden ihrer Schwestern, wie sie unsere Familienjournale füllen, unterschiede. Ihre englische Freundin Nelly spricht im ganzen Buch nicht einen Satz richtiges Deutsch, obwohl ihrem unermüdlichen Plappermäulchen nirgends ein Wort fehlt; genau besehen spricht die Engländerin ein korrektes Deutsch, nur daß sie konsequent in jedem Satz ein oder zwei mal Geschlecht und Kasus falsch anwendet: „O, das ist wirklich ein famos Gedanke; aber lieb Kind, hast du auch an der viele Geld gedacht, die so ein' Puppe mit ihrer Siebensachen kostet? Wie steht's mit dein' Kasse?“ So geht es durch das ganze Buch. Die andern Pensionärinnen treten immer nur mit einem einzigen Charakterzug auf. Melanie sagt immer nur „furchtbar nett“, „furchtbar reizend“ etc., Flora spricht nur von Poesie und mißt alles mit dem poetischen Maßstab, Annemie tritt nur lachend auf oder losplatzend ab. Man muß gestehen, daß das Geplauder der jungen Mädchen gut nach der Natur wiedergegeben ist; um so gedrechselter sind die Reden der Lehrer und Lehrerinnen. Die pedantische Würde, mit der die alltäglichsten Sachen vorgetragen werden, ist zum Lachen. Das soll nicht etwa Karrikatur sein; nichts liegt der Verfasserin bei der schwergeprüften und doch allzeit freundlichen Lehrerin und dem edlen Deutschlehrer ferner. — In dem ganzen Buche ist nicht ein voller Ton, der aus der Tiefe kommt; es ist alles oberflächliches Geschwätz und Gethue. Fast bedauert man, die Episode mit dem kleinen sterbenden Schauspielerkind in diesem Buche zu finden; hier ist ein guter, nicht abgebrauchter Stoff; hier sind einige leise an-

klingende Herzenstöne. Die Stoffe erinnern mehrfach an Storm'sche Novellen. Wer die litterarische Qualität dieser Art Backfischlitteratur abwägen will, ziehe einmal durch Selbstlesen die Vergleiche. Wie tiefgründig ist das Problem der Stiefmutter in Storm's „Viola tricolor" behandelt! Was hier ein Ringen der Seelen auf Leben und Tod ist, bleibt bei Emmy von Rhoden auf Benehmen und Gehorsam beschränkt. Man vergleiche einmal eine Weihnachtsschilderung bei Storm („Unter dem Tannenbaum") mit der lang ausgesponnenen Episode im „Trotzkopf". Man sucht in dieser dünnen Suppe, die Emmy von Rhoden uns gekocht, nach einem Bröcklein. Was man findet und dankbar genießt, ist eine Reihe banaler Überraschungen. Keine Spur des herrlichen Schimmers, der uns allen über Weihnachten liegt. Weite Strecken öden Gepappels, abgegriffener Einzelheiten, während bei Storm jeder Satz, ja jedes Wort ein eigenes Behagen, ein eigenes Leben ausströmt. Dort Haschen nach stofflichen Reizen, hier intimste Schilderung. Wenn man bei der Plünderung des Apfelbaums in stiller Mondscheinnacht an Storm's Skizze „Wenn die Äpfel reif sind", bei der Tanzstundenepisode an das erste Kapitel der Novelle „Auf der Universität" denkt, wird einem weh ums Herz. Wir haben die herrlichsten Sachen, goldschimmernde Schätze und Kleinodien und behängen den Frühling unseres Volkes mit ödem Tand.

Auch Elisabeth Halden ist eine beliebte und fruchtbare Erzählerin für junge Mädchen; da sich ihre Backfischgeschichten von der bei Clementine Helm und Emmy von Rhoden genügend charakterisierten Gattung durch nichts abheben, was ihre Besprechung rechtfertigen könnte, so lernen wir sie lieber als Erzählerin „für Kinder von 7 bis 12 Jahren" kennen. In einem ohne jeden Grund in Anlehnung an Stifter „Bunte Steine" betitelten Bande giebt „der Vögel Liebling" eine Naturidylle. Zur Natur haben die Jugendschriftstellerinnen meistens ein anempfunden-sentimentales Verhältnis. Die süßliche Geschichte des alten Christoph v. Schmid von dem Rotkehlchen, das ans Fenster eines frommen Landmannes um Einlaß pickt, ist mit ihrer poetischen Naturauffassung noch

immer die Norm. Aber die Schmid'sche Weise hat den Vorzug, daß sie ihren poetischen Gedanken in gedrängter Form giebt. Diese Damen verdünnen die flaue Limonade bis zur Ungenießbarkeit. Elisabeth Halden läßt in der genannten Idylle das Rotkehlchen selbst die Schmid'sche Geschichte zum Besten geben, und zwar in einer Kaffeegesellschaft bei Finkens. Die Erzählung des Rotkehlchens umfaßt 8 Seiten und redet nicht nur von der Not und Errettung des Vögleins, sondern auch, ein neues Moment in den alten Stoff einfügend, von der Krankheit und der Freude des kleinen Annchens. Nach dem Winter, in welchem Annchens Stube ihm Zuflucht geboten, findet das Rotkehlchen sein „liebes Weibchen" und hat den Sommer über die Sorgen und Freuden eines Familienvaters. „Endlich," heißt es dann, „hielt der Winter mit Eis und Schnee in seiner ganzen Strenge Einzug; nirgends fand sich ein Zufluchtsort vor den eisigen Stürmen, und Not und Mangel blieben nicht fern. Da gab mein Weibchen endlich meinen Bitten nach und kam mit mir; an einem Morgen klopfte ich mit dem Schnabel an das Fenster. Annchen war allein im Zimmer auf dem Ruhebett, das sie nicht mehr verließ; aber auf ihren Ruf kam sogleich die Mutter herbei. „Ich glaube, mein Rotkehlchen ist da und verlangt Einlaß," sagte sie mit frohem Lächeln, und als die Mutter das Fenster öffnete, flog ich zu ihr, setzte mich auf ihre Brust und schmiegte mich an ihre Wange. Sie streichelte und küßte mich zärtlich und sagte immer wieder: „Wie gut, daß du wieder da bist, mein Liebling, nun wird mir der Winter nicht so lang werden." Sieh doch nur, was Dein Rotkehlchen mitgebracht hat, sagte die Mutter jetzt und deutete auf mein Weibchen, das mir ängstlich gefolgt war und sich scheu in eine Ecke duckte. Mit welcher Freude wurde es begrüßt! Wie gut hatten wir es alle bei unsern lieben Wirten!"

In der kleinen Erzählung „Auf Reisen" ist Elisabeth Halden humoristisch. Es ist aber jener unbescheidene Humor, dem es nicht auf eine einheitliche Stimmung, sondern auf möglichst viele witzige Treffer und komische Effekte ankommt. Was nur an harmlosen Unglücksfällen und Dummheiten auf

einer Reise, die der Onkel Referendar mit zwei Neffen und zwei Nichten macht, in Eisenbahnwagen, Wartesaal und Hôtel vorkommen kann, wird in den kleinen Rahmen der Wartburgreise gepackt. Nebenbei wird das ganze Sagen- und Geschichtspensum, das an die Wartburg sich knüpft, von dem Onkel vorgetragen und von den Kindern glossiert. Auch hier wieder das Haschen nach Effekten, ohne Rücksicht auf psychologische Wahrscheinlichkeit. Auf den Bericht des Onkels über Frau Cotta, „die sich Luthers annahm, als er als armer Schüler sein Leben in Eisenach fristete," fragt Otto: „Warum gaben ihm seine Eltern kein Geld oder brachten ihn in eine gute Pension?" Die Darstellung von Luthers Übersetzungsarbeit begleitet der Sextaner Franz mit den „nachdenklichen" Worten: „Das war sehr gut von ihm, aber eine schreckliche Arbeit; der war noch schlechter daran, als wir armen Gymnasiasten." — Auf dem Rundgang durch die Burg, wo sie „mit einer Anzahl Personen" herumgeführt werden, schweigt der Führer; denn die Kinder, gut vorbereitet durch Onkel Ernst, wissen alles zu erklären. Zu dem Bilde, das den Abschied des Landgrafen von der hl. Elisabeth darstellt, meint Käthe: „Ich hätte es auch gar nicht erlaubt an ihrer Stelle, zu Hause war es am besten für ihn, was brauchte er in ein fremdes Land zu ziehen." „Rede nicht so einfältig," schilt Otto (7 Jahr) unwillig, „so etwas verstehen Mädchen nicht. Denkst Du, ich ließe mich von meiner Frau zurückhalten, wenn ich mit in den Krieg müßte?" Er sah sehr entschieden und keck aus, und das Lachen, das seine Worte hervorriefen, war ihm ganz gleichgültig."

Noch eine Episode zur Kennzeichnung dieses den Kindern vorgesetzten Humors. Dem Onkel soll aus Dankbarkeit ein Geschenk gekauft werden. Ein Stiefelknecht wird ins Auge gefaßt: „Den können wir nicht nehmen," erklärte Otto entschieden, „der wäre nur für den Onkel, und seine Frau kann ihn nicht brauchen." „Ist denn der Herr schon verheiratet? Er sieht noch so jung aus," bemerkte die Frau und blickte vorwurfsvoll nach dem Onkel hinüber. „I bewahre, der Onkel ist ja selbst noch ein Kind," antwortete Klärchen, „und wohnt

bei seinen Eltern.“ „Ja, aber er wird doch einmal eine Frau nehmen,“ beharrte Otto, „und dann können sie alle beide sich an dem Geschenk freuen.“ — Endlich wird ein Quirlbrett mit einem halben Dutzend und mehr Quirlen ausgesucht: „Das ist ein Stück in die Wirtschaft,“ sagte Franz sachverständig; „wenn er erst eine Küche hat, kann er es aufhängen.“ — „Gefällt es Dir denn?“ fragt Käthe, nachdem das Geschenk übergeben ist. „Ausgezeichnet,“ versichert er, „und ich kann es so gut brauchen.“ „Ja, wir wollten auch etwas Nützliches aussuchen,“ versichert Klärchen. „Nun können Deine Kinder recht oft Eierkuchen essen,“ frohlockt Otto, „die Quirle für den Teig sind schon da.“ — Das sind für die „Fliegenden Blätter“ ganz gute Witze, der Erwachsene mag über solche kindlichen Donquichoterien lachen; das altkluge Thun und Reden der Kleinen ist für die Erwachsenen so ergötzlich, weil sie aus der Vogelperspektive ihres Standpunktes den komischen Kontrast zwischen Rede und Redner auf sich wirken lassen können. Aber vom lilliputanischen Standpunkt der Kinder aus muß solcher Humnr wirkungslos oder unverstanden bleiben. Der Struwelpeter-Humor ist etwas ganz anderes. Für diese groteske Lügengeschichte haben Kinder das Organ, für enfant terrible-Witze fehlt es ihnen glücklicherweise ganz und gar. Die ironischen Bezüge in den Andersen'schen Märchen können hier nicht in Vergleich gestellt werden; was bei Andersen zierliche Schnörkel der Fassade sind, ist bei Elisabeth Halden Fundament und Gebälk. Wenn es seinen Zweck nicht erfüllt, ist das ganze wertlos.

So könnten wir fortfahren, mit Dutzenden von Namen, mit Hunderten von Büchern die gleiche unerfreuliche Bekanntschaft zu machen. Aber es lohnt sich nicht, weiter in die Wüste hineinzuschreiten. Ich darf aber mein Thema nicht verlassen, ohne auf die Thatsache hingewiesen zu haben, daß die falsche Auffassung von der Aufgabe der Jugendlektüre ursprüngliche Dichterkraft in falsche Bahnen zu drängen imstande ist. Elise Averdieck und Johanna Spyri bestätigen diese Thatsache.

Zweierlei unterscheidet die hamburgische Lehrerin und

Diaconissin Elise Averdieck auf den ersten Blick von der großen Schar ihrer Genossinnen: sie hält sich an ihre Heimat und beschränkt sich ohne jeden lokalpatriotischen Stolz bewußt auf das Hamburger Leben; dann meidet sie das Überraschende, nie Dagewesene und erzählt die alltäglichsten Sachen. Für den Kundigen muß das ein günstiges Vorurteil erwecken. Denn der Dilettant — das Wort im schlimmen Sinne genommen, wie es für die Mehrheit unserer Jugendschriftstellerinnen paßt — begnügt sich nicht mit Heimat und Alltag. In der That hat Elise Averdieck eine echt dichterische Ader, und in den 6 oder 7 Bändchen ihrer Erzählungen, die alle die Erlebnisse einer Familie betreffen, sind reizvolle Sachen. Sie versteht es, in andeutender Weise plastisch zu schildern; nur wenige bescheidene Worte, und das gewollte Bild steht uns vor Augen. Auch versteht sie Kinder zu schildern. Sie weiß ganz genau, was in den kleinen Herzen vorgeht und wie Kindermund die Sprache handhabt. Und sie besitzt so viel realistischen Sinn, daß sie ohne grammatische Skrupel diese Sprache wiedergiebt. Wenn Elise Averdieck trotz alledem nicht die Höhe der dichterischen Vollendung erreicht, so liegt das meines Erachtens in zwei mit der Persönlichkeit der Verfasserin untrennbar verbundenen Eigentümlichkeiten. Sie war Lehrerin, und man darf nach der charaktervollen Artung ihres Wesens annehmen, daß sie es mit ganzer zu den Kindern herabsteigender Seele war; demgemäß schrieb sie auch ihre Erzählungen als Lehrerin, indem sie sich ihr kleines Publikum vorstellte und jeden Satz nach der Wirkung auf die Zuhörerschaft berechnete. Auf dem oben erwähnten Storm'schen Grundsatz stehend, können wir diese Schaffensweise nicht als berechtigt im Reiche schöpferischer Kunst anerkennen. „Es zieht sich," wie Fr. von Borstel sagt,*) „durch alle Schriften ein Kampf zwischen Schulmeisterin und

*) Vgl. „Jugendschriften von Elise Averdieck (Einige Worte über Heimat und Gegenwart in der Jugendltteratur)" in „Beiträge zur litterarischen Beurteilung der Jugendschrift. Herausgegeben vom Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften. Hamburg 1896. Selbstverlag.

Dichterin hindurch.“ Das zweite ist eine alle andern Interessen der Verfasserin so sehr überragende, ja überwuchernde Religiosität, daß die Muse oft ratlos dem daherbrausenden Strom frommer Empfindungen und Erwägungen gegenübersteht. Da schweigt das realistische Gewissen völlig. Gebete und fromme Lieder sind bei ihren Kindern so häufig wie ja und nein; hinter jeder Freude und vor jeder Trauer steht Gott. Fr. von Borstel faßt die Ergebnisse seiner Betrachtungen über Elise Averdieck in die Worte zusammen: „So läßt sich nicht verkennen, daß E. Averdieck in sich ein Stück Anlage zur echten Dichterin für die Jugend hatte, daß aber die Freude an ihrem Talent dem Leser fast ganz durch schulmeisterlichen Ton und mit der Dichtung nicht zusammenhängende Tendenz verdorben wird.“ Daß Elise Averdieck wohl die erste war, die bewußt das moderne Kunstprinzip der heimatlichen und Gegenwartsstoffe anwandte, sichert ihr in der Geschichte der Jugendlitteratur einen ehrenvollen Platz, und für Schullesebücher sind ihre Schriften eine Fundgrube vorzüglicher Lesestücke.

Aus der Schar der Jugendschriftstellerinnen ragt neben Elise Averdieck die Schweizerin Johanna Spyri um ein Bedeutendes hervor. Was sie über ihre Genossinnen emporhebt, ist die ursprüngliche dichterische Befähigurg, die jenen fast ausnahmslos abgeht. Dennoch bleibt auch sie vielfach in den Banden der herkömmlichen Jugendschriftstellerei. Da ist nicht eine Erzählung, in der der dichterische Genius völlig schweigt, aber auch keine, in der der poetische Genuß nicht hie und da durch hineingetragene moralische oder religiöse Erziehungsabsichten gestört wird. Bei Johanna Spyri liegen ihre auf Religiosität und Moral gerichteten Neigungen mit ihrem poetischen Gestaltungstrieb in immerwährendem Kampfe. Bald ist der dichterische Saftstrom stark und frühlingsfrisch, und es gelingt, die religiösen und moralischen Gegenstände zu lebensvollen Gestalten dichterisch umzuformen, bald ist er schwach und stockend, und das Erdreich der Religion und Moral bleibt tote Masse, gut, Häuser und Brücken daraus zu bauen, aber nicht bezwungen, als lieblicher Schöpfergedanke

in die blaue Luft zu steigen. — Die Religion der Spyri ist nicht konfessionell beschränkt, nicht einmal positiv-christlich im Sinne der Kirche. Die Erlösungsbedürftigkeit des Menschen und die durch den Kreuzestod des Gottessohnes Jesus Christus bewirkte Erlösung, diese Kernpunkte der christlichen Kirchenlehre treten ganz zurück. Das Gebet zum himmlischen Vater, der ohne allen Zweifel hilft, wenn auch oft anders, als wir bitten und verstehen, steht im Mittelpunkt des religiösen Lebens. Nirgends greift Gott selbstherrlich und allmächtig ein. Alle Geschehnisse haben ihre Ursachen und Wirkungen in der natürlichen Welt, aber der religiöse Sinn der Verfasserin läßt ihre Personen in allem den Finger Gottes sehen und verehren.

Die religiös gesinnten Menschen der Spyri sind ausnahmslos musterhaft und tugendsam. Das entspricht nicht dem Leben und ist imstande, eine falsche, parteiische Ansicht von der geistigen Welt zu fördern. Noch wirklichkeitswidriger ist jene Darstellung, die uns sittlich vollkommene Menschen bietet. Um diese Einseitigkeit zu vermeiden, ist auch nicht gerade nötig, jeder guten Person Mängel und Schwächen anzuhängen, die vielleicht garnicht organisch aus den Begebenheiten hervorgehen. Aber die stark betonte Absichtlichkeit in der Aufstellung von Mustern verrückt ganz den Standpunkt des Lesers. Er giebt sich nicht harmlos dem bunten Spiel des täuschenden Lebens hin, in dem man die Menschen nimmt, wie sie sind, sondern er steht auf der kritischen Warte und spendet Beifall und Tadel nach dem Grade ihrer moralischen Vollkommenheit oder Unvollkommenheit: Tugendbolde und Bösewichter ergeben sich als die beiden durchschlagenden Kategorien der Menschheit.

Wohl hat Johanna Spyri, wie jede echte Dichternatur Sinn für die Wirklichkeit und ihre Einzelheiten; aber sie hat nicht den Mut und die Kraft, der Wirklichkeit ganz sich hinzugeben, um sie unverfälscht und doch neu aus ihrem Dichtertemperament wieder erstehen zu lassen. Die Armut, die in jeder Erzählung in den mannigfaltigsten Formen wiederkehrt, ist ohne ursächliche Begründung hingestellt — oder

aber wird durch die Faulheit und Liederlichkeit, durch Krankheit oder Tod des Ernährers erklärt. Das ist gewiß eine Einseitigkeit, ja eine völlige Verkehrtheit, aber wir haben die Spyri nicht auf ihre volkswirtschaftliche Bildung zu prüfen, und mit der Dichterin wollen wir darüber nicht rechten. Ich schlage den direkten intellektuellen, wie den moralischen Einfluß einer Erzählung in der That nicht so hoch an und habe nicht die Befürchtung, daß die Kinder aus der Lektüre Spyrischer Erzählungen verkehrte sociale Anschauungen gewinnen können, wenn Schule und Haus nur lehren, die Augen aufzuthun. Schwerer wiegt diese Einseitigkeit in künstlerischer Hinsicht. Sie bekundet eine unrealistische Abkehr von der Gegenwart und der Wirklichkeit, die sicher aus der religiösen Tendenz der Verfasserin fließt. Das Elend als solches hat scheinbar nie ihr künstlerisches Interesse erregt. Es ist der Spyri meistens nur dazu da, das Gottvertrauen und die Herzensgüte ihrer Personen in Licht zu setzen. So wirkt denn ein Thema, das erschütternde Motive in sich birgt, nur sentimental.

Die religiös-moralische Tendenz drückt auch den Wert der Spyrischen Charakterisierungkunst herunter. Sie unterscheidet sich von dem Heer der religiösen Tendenzschreiber zu ihrem Vorteil dadurch, daß die religiösen Wirkungen stets innerhalb der geistigen Sphäre verlaufen, (so daß trotz der häufigen Anwendung des Gebets keine wunderbaren Gebetserhörungen vorkommen) und daß sie im Charakter begründet erscheinen. Aus dem Tendenzinteresse erklärt es sich, daß gelegentlich sehr krasse moralische Gegensätze gewählt werden, Engel und Teufel, daß aber diese Teufel, wenn es sein muß, wie im Handumdrehen ihre angeborenen Engelseigenschaften hervorkehren. Unglaubliche Wirkungen werden erzielt; es entsteht ein Mißverhältnis zwischen Grund und Folge, welches etwas dadurch verschleiert wird, daß diese Wirkungen in das moralische Gebiet, in das Seelenleben verlegt sind, wo die Kontrolle für die meisten Leser aufhört. In manchen ihrer Kinder ist ein unendlicher Schatz von Güte, Edelmut und Treue. Andere sind zwar mit Un-

arten oder gar mit Schlechtigkeiten behaftet, aber unter dem Einfluß einer andern Person, oft eines Kindes, werden sie gründlich und schnell abgethan. Besonders übt die Religion dabei die umgestaltende Wirkung aus. Alles kann lebensvoll geschildert sein; sowie Spyri eine ihrer Personen das religiöse oder moralische Thema anschlagen läßt, entsteht ein oft seitenlanger Wortschwall. Diese auffällige Länge beweist außer allen inneren Gründen, daß die moralischen und religiösen Reden der Kinder nicht beobachtet, sondern um der Tendenz willen konstruiert sind. Überhaupt dieser Wortreichtum bei religiösen und moralischen Betrachtungen! Wenn diese Reden nur einen Schein von Wirklichkeit enthalten, dann ist in dem Punkte der schweizerische Charakter das Gegenteil vom norddeutschen. Hier bei uns ist nichts spärlicher als der religiöse oder moralische Dialog: ein Wort, eine Wendung, ein Sprichwort, und die notgedrungene Meinungsäußerung über diese tiefsten Herzensangelegenheiten ist zu Ende. Selbst in dem besten Spyrischen Werke, „Heidi“, geht die große Charakterisierungskunst, die auf guter Beobachtung des Lebens beruhen muß, in die Brüche, sobald religiöse Mächte eingeführt werden. Das Alpenkind Heidi hat in Frankfurt das Beten gelernt. Selbst angenommen, daß das religiöse Bewußtsein dem Kinde schon in Fleisch und Blut übergegangen ist, darf es als unpsychologisch bezeichnet werden, wenn von den Wirkungen des zum erstenmal auf dem Heimweg zur Alm wieder geschauten Alpenglühens auf ihre Seele erzählt wird: „Heidi stand mitten in der Herrlichkeit, und vor Freude und Wonne liefen ihm die hellen Thränen die Wangen herunter, und es mußte die Hände falten und in den Himmel hinaufschauen und ganz laut dem lieben Gott danken, daß er es wieder heimgebracht hatte und daß alles wieder ihm gehöre.“ Die Alpenwelt war ihr ein und alles, in Frankfurt ihr einziger Gedanke. Plötzlich wird ihre Sehnsucht gestillt, sie hat ihr Glück wieder, ist ganz voll davon. Da sollte ihr die eben gelernte religiöse Übung auch nur einfallen? Ja, wenn sie noch diese Rückkehr als eine Folge ihrer Frankfurter Gebetsübungen betrachten konnte; aber sie weiß, daß

der Doktor ihre Heimreise veranlaßt hat. In der Bekehrungsgeschichte des Alm-Öhi spielt das kleine Heidi eine wenig glaubhafte Rolle. Woher plötzlich eine solche Reflexionsfähigkeit und Lehrhaftigkeit? Auch die Bekehrung des Alten selbst kommt ganz unvermittelt, ergiebt sich aus dem Gang der Ereignisse nicht mit Notwendigkeit. Was hat der Mann überhaupt gegen den lieben Gott, daß er jahrelang mit ihm und seiner Welt hadert und nun durch das Gerede eines 9jährigen Kindes in wenigen Minuten so umgewandelt wird, daß er in reuigem Gebet zusammenknickt? Hier hat die Verfasserin ein Motiv eingeführt, das ihre Kräfte übersteigt. — Noch eine Probe aus dem 2. Bande! Frage: „Wenn es aber von ihm (Gott) selbst kommt, was so ganz traurig und elend macht, was kann man da dem lieben Gott sagen?“ Antwort: „Dann muß man warten und nur immer denken: jetzt weiß der liebe Gott schon etwas Freudiges, das dann nachher aus dem anderen kommt, man muß nur noch ein wenig still sein und nicht fortlaufen. Dann kommt auf einmal alles so, daß man ganz gut sehen kann, der liebe Gott hatte die ganze Zeit nur etwas Gutes im Sinn gehabt; aber weil man das vorher noch nicht sehen so kann, sondern immer nur das furchtbar Traurige, so denkt man, es bleibe dann immer so“. Die Frage stellt der greise Doktor, die Antwort giebt das 9jährige Heidi. Daß das Kind die Antwort, wie es heißt, „in seinen Erlebnissen suchte“, macht die psychologische Ungeheuerlichkeit nicht annehmbarer. — Die leidige Tendenz! Wie prächtig weiß Johanna Spyri sonst zu charakterisieren! Jede ihrer Figuren, das gilt für Erwachsene, wie für Kinder, hat ihr individuelles Gepräge, selbst Nebenpersonen ist durch einen besonderen Zug ein Gesicht gegeben, das man wieder erkennt und das streng festgehalten wird, wenn nicht etwa eine der oben erwähnten höheren Gewalten es verändert.

Nicht so ursprünglich ist das Kompositionstalent. In der Erfindung der Situationen und Verwicklungen herrscht eine gewisse Einförmigkeit. Wer mehrere Spyrische Bücher nach einander liest, empfindet diese Übereinstimmung in den

Motiven und in der Führung der Ereignisse als Langeweile erregenden Mangel. Dabei sind die Geschichten hinsichtlich der Straffheit und Geschlossenheit der Komposition sehr verschiedenartig. Bald bleibt die Verfasserin ernst bei der Stange und ordnet alle Einzelheiten ihrem Thema streng unter, bald weiß sie sich nicht genug zu thun in neuen Details, die garkeinen oder nur losen Zusammenhang mit dem Ganzen haben und so die Einheitlichkeit des Kunstwerks auflösen.

Von eindrucksvoller Anschaulichkeit sind oft die landschaftlichen Schilderungen. Johanna Spyri giebt einige Alpenbilder von großer Schönheit und Klarheit. So in „Heidi" und „Einer vom Hause Lesa". Auch die Wiedergabe von Naturstimmungen gelingt ihr zuweilen vorzüglich. Oft aber auch versagt ihr die Schilderungskraft, ja der Situationsplan einer Landschaft steht ihr selbst nicht immer klar vor Augen, sodaß ein scheinbar mit Ernst geschildertes Lokal im Fortgang der Erzählung nicht festgehalten werden kann, weil Voraussetzungen gemacht werden, die zu dem ursprünglichen Bilde nicht passen. Das stört den künstlerischen Genuß und erzieht zugleich die Kinder zu einem Lesen, bei dem das geschilderte Lokal nicht auf klare Vorstellungen gebracht wird.

Die Jugendschriften der Spyri handeln immer von Kindern. Es scheint ihr Prinzip zu sein, für Kinder nur von Kindern zu schreiben. Das hat dazu geführt, daß hin und wieder Kinder zu Trägern von Ideen und Handlungen gemacht sind, welche sie nach ihren Kräften nicht tragen können.

Gelegentlich wagt Johanna Spyri sich auch an Themen, die ihre eigene Kraft übersteigen. Der unwiderstehliche Einfluß einer machtvollen Erzieherpersönlichkeit und die oft behandelte Todesfreudigkeit sind solche Vorwürfe, die weder von ihrer Darstellungskraft, noch von der Fassungskraft der Kinder bewältigt werden können. Jenes Thema ist in der Erzählung „Wie es in Waldhausen zugeht", dieses in den beiden Bänden von Gritlis Kindern behandelt. Nun sucht die Verfasserin einen solchen Brocken im von Theodor Storm verpönten Hinblick auf die Kinder den kleinen Lesern mundge-

recht zu machen. Das Kunstwerk muß unter diesen Umständen mißlingen, die Geschichte wird läppisch oder traktätchenartig.

Johanna Spyri schreibt für Kinder und für solche, welche die Kinder lieb haben. Das ist eine richtig erfaßte Aufgabe, wenn damit gesagt sein soll, daß die Geschichten für Kinder und Erwachsene in gleichem Grade anziehend sein sollen. Wenn das wahr werden soll, darf der Autor bei der Arbeit nicht ein bestimmtes Publikum vor sich sehen, für dessen Bedürfnisse er den Stoff bearbeitet. Daß die Form allein durch die Art des Stoffes und die Eigenart des Autors bestimmt worden sei, läßt sich bei Johanna Spyri nicht immer behaupten. Es kommen genug Stellen vor, denen man anmerkt, daß sie mit Bedacht der Fassungskraft der Kinder angepaßt sind.

Unter den zahlreichen Spyrischen Erzählungen muß eine die genannten Mängel berücksichtigende Auswahl getroffen werden.*)

VII.

Litterarisch wertvolle Lektüre für die Jugend.

Es handelt sich darum, aus dem Schatze unserer Nationallitteratur und der Weltlitteratur dasjenige auszuwählen, das geeignet ist, die Jugend im Ablauf ihrer Entwicklung zum wahlfreien und unbeschränkten Genuß dieses gesamten Schatzes zu führen. Die specifische dichterische Jugendschrift können wir aus Gründen der Kunst sowohl wie aus Gründen der Pädagogik nicht anerkennen. Bleibt also, da aus gleichen Gründen auch die bloße Unterhaltungslitteratur des Erwachsenen von der Jugend fernzuhalten ist, die große Litteratur, die von unsern Dichtern geschaffene Kunst.

Die Auswahl ist nicht leicht zu treffen, und dies Buch kann außer einigen herausgegriffenen Proben, nur allgemeine

*) Siehe „Beiträge zur litterarischen Beurteilung der Jugendschrift“ Hamburg 1896.

Grundsätze aufstellen, nach denen sie zu geschehen hätte. Es dürfte auch besser sein, von vornherein von einem festen Kanon abzusehen. Die Werke, unter denen die Auswahl zu treffen ist, sind so zahlreich, jährlich kommen neue hinzu, die Fähigkeit der Kinder, nicht nur die intellektuelle, mehr vielleicht noch die moralische und die ästhetische, ist in den verschiedenen Familien so verschieden, die Ansichten des Erziehers, mit Recht die maßgebenden, sind so abweichend, daß eine allgemein gültige Auswahl im Interesse der individuellen Erziehung zu beklagen wäre. Und wo ist eine individuelle Erziehung mehr berechtigt, als auf dem Kunstgebiete!

Es steht zu hoffen, daß, wenn sich Kritik und Pädagogik gemeinsam an die Arbeit machen (die für beide auf ihren eigensten Gebieten so reiche Früchte verspricht), bald eine beträchtliche Zahl von Dichterwerken namhaft gemacht werden kann, die unter Umständen zur Lektüre der Jugend geeignet sein können. Diese Umstände gegen die vorliegende Auswahl abzuwägen und aus der großen Zahl eine ganz kleine für jedes Kind herauszunehmen, an denen es seinen ästhetischen Hunger stille und zum künstlerisch empfindenden Menschen heranwachse, wird in jedem Einzelfalle Sache der Eltern, Sache des Erziehers sein. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der Reichtum der Dichtkunst gestatten bei dem geringen Umfange der dem Kinde zu bietenden Bibliothek eine vielfach verschiedene Auswahl. Für diese Auswahl im Einzelfall, sowie für eine der natürlichen Entwicklung des Kindes entsprechende Reihenfolge, muß eine noch zu schaffende Theorie der Lektüre Grundsätze und Regeln geben.

Diese ganze Arbeit darf nicht auf aprioristischem Wege gemacht werden. Wir haben in der Erziehung nachgerade genug theoretisiert und aus Axiomen Systeme entwickelt, ohne die wissenschaftlich kontrollierte Erfahrung zu fragen. Bei dieser neuen Arbeit, welche eine Sache betrifft, die sich mehr als andere Fragen spröde der Theorie gegenüberstellt, muß die naturwissenschaftliche Methode zur Anwendung kommen. Durch erfahrungsmäßige Untersuchung und Experiment muß festgestellt werden, welche Dichtungen mit Genuß

und ästhetischem Gewinn von der Jugend oder genauer von dem so oder so gearteten, dem so oder so vorgebildeten oder erzogenen Kinde assimiliert werden können.

An Vorarbeiten und Fingerzeigen für diese Untersuchungen fehlt es nicht. Bezüglich der freien Lektüre sind sie zwar in der Pädagogik selten genug, und die Beobachtungen in der Schullektüre haben, da sie meistens die stetige Anleitung uud Erklärung des Lehrers zur Voraussetzung haben, wenig Wert.

Zwei Quellen aber können mit Hoffnung auf gute Ausbeute schon jetzt erschlossen werden, die biographischen Auslassungen über Jugendlektüre und die Beobachtungen sorgsamer und litterarisch gebildeter Eltern und Lehrer an ihren Kindern und Schülern.

Ein paar kurze Streifzüge ins biographische Gebiet mögen uns über Art und Wert der hier zu erwartenden Ausbeute Aufschluß geben.

Oben sind bereits die wertvollen Auslassungen Goethes über seine Jugendlektüre auszüglich mitgeteilt worden. Friedrich Hebbel, in seiner traurigen Jugendgeschichte das gerade Gegenteil des Frankfurter Glückskindes, möge zunächst folgen. Für unser Thema ist folgender Ausspruch in dem autobiographischen Fragment, das wir von Hebbel besitzen, beachtenswert. Nachdem er erzählt hat, wie er nach Absolvierung der Fibel die 10 Gebote und die Hauptstücke des christlichen Glaubens auswendig lernen mußte, fährt er fort: „.... die ungeheuren Dogmen, die ohne Erklärung und Erläuterung aus dem Buch in das unentwickelte Kindergehirn herüber spazierten, setzten sich hier natürlich in wunderliche und zum Teil groteske Bilder um, die jedoch dem jungen Gemüt keineswegs schadeten, sondern es heilsam anregten und eine ahnungsvolle Gärung darin hervorriefen. Denn was thuts, ob das Kind, wenn es von der Erbsünde oder von Tod und Teufel hört, an diese tiefsinnigen Symbole einen Begriff oder eine abenteuerliche Vorstellung knüpft; sie zu ergründen ist die Aufgabe des ganzen Lebens, aber der werdende Mensch

wird doch gleich beim Eingang an ein Alles bedingendes Höheres gemahnt, und ich zweifle, ob sich das gleiche Ziel durch frühzeitige Einführung in die Mysterien der Regeldetri oder in die Weisheit der Äsopischen Fabeln erreichen läßt."
An Büchern, die der Knabe aus der Bibliothek seines Lehrers las, nennt der Biograph Emil Kuh Pappe's Lesefrüchte*), Wilmsens Kinderfreund, der „in jener Zeit die meisten Klipp- und Elementarschulen Norddeutschlands mit Kindergenüssen versorgte", Campe's Entdeckung von Amerika, ferner die Gedichte Salis', Matthissons und die Lichtwerschen Fabeln. Auch über den Eindruck, den einzelne Dichtungen auf den Knaben gemacht haben, wird uns berichtet: „. . . die Nacht blieb ihm unvergeßlich, in der er mit dem Sohne des Malers (bei dem er Zeichenunterricht hatte) . . . aufsaß und Bürgers Lenore las: Wonne, Wehmut, Leben, Tod, alles auf einmal: ein Urgefühl!" . . Deutlich . . . erinnerte er sich der Stunde, in der er die Poesie in ihrem eigentümlichsten Wesen und ihrer tiefsten Bedeutung zum erstenmale dunkel gefühlt habe. Er mußte nämlich seiner Mutter immer aus einem alten Gesangbuche den Abendsegen vorlesen, der gewöhnlich mit einem geistlichen Liede schloß. Da las er nun einmal das Lied Paul Gerhards, worin der schöne Vers vorkommt:

Die goldnen Sternlein prangen
Am blauen Himmelszelt.

Dieses Lied, vorzüglich aber dieser Vers, ergriff ihn gewaltig, er wiederholte ihn zum Erstaunen seiner Mutter gewiß zehn Mal. „Damals stand der Naturgeist mit seiner Wünschelrute über meiner jugendlichen Seele, die Metalladern sprangen, und sie erwachte wenigstens aus einem Schlafe." — „Neun oder zehn Jahre alt, las er in einem alten zerrissenen Neuen Testament zum erstenmale die Leidensgeschichte Jesu Christi; die zerrissene Gestalt des Buches gehörte mit zum Eindrucke. Er wurde im Innersten gerührt, und seine Thränen flossen reichlich. Seitdem gehörte es zu seinen verstohlenen Wonnen, diese Lektüre in demselben Buch, um dieselbe Stunde (während

*) Eine Art Anthologie aus den Werken deutscher Dichter.

der Abenddämmerung) zu wiederholen, und der Eindruck blieb geraume Zeit hindurch jenem ersten gleich. Einmal aber bemerkte er zu seinem Entsetzen, daß sein Gemüt ziemlich ruhig sich verhielt, daß seine Augen sich nicht mit Thränen füllten. Dies drückte ihm wie die größte Sünde das Herz ab, als stände seine Verstocktheit wenig unter dem Frevel des Kriegsknechts, der des Heilands Seite mit seinem Speer durchstach, daß Wasser und Blut floß; er weinte, doch er weinte über sich selbst. Wie nun aber die gesunde Natur sich immer zu helfen weiß: er schob seines Herzens Hartnäckigkeit auf die Stunde, er ergab sich der Hoffnung, daß die alten Gefühle in einer anderen Stunde schon mit der alten Gewalt sich wieder einfinden würden, war aber — unbewußt — klug genug, keine seiner Stunden wieder auf die Probe zu stellen; er las die Historie nicht wieder."

In diesem kleinen Erlebnis stecken einige für eine Theorie der erziehlichen Lektüre beachtenswerte Erscheinungen. Es ist gewiß eine vereinzelte Beobachtung, daß ein neun- oder zehnjähriger Knabe von der Leidensgeschichte Christi derart gepackt wird. Die gegenteilige Erscheinung, daß diese Geschichte, deren Hauptmomente dem Kinde oft schon im vorschulpflichtigen Alter, auf Schritt und Tritt, als bildliche Darstellung, in der häuslichen Andacht, in Predigt und Gemeindegesang, in der Schule dann als Unterrichtsgegenstand entgegentreten, das jugendliche Gemüt völlig kalt läßt, ist, glaube ich, häufiger. Es läßt sich ein (anderweitig bestätigter) Schluß auf eine große Sensibilität des Knaben Hebbel machen, der gewiß eine starke Einbildungskraft zu Hülfe gekommen ist. Die sentimentale Gemütsstimmung darf wohl kaum als eine ästhetische bezeichnet werden, aber ohne Zweifel sind die Eindrücke, die dazu geführt haben, bei der Ästhetik unterzuordnen; die von dem zerrissenen Buche und der Abenddämmerung sind sehr beachtenswert. Sie zeigen ein Kind Stimmungen zugängig, die nur dem feiner organisierten Erwachsenen bekannt sind. Wie weit diese Thatsache auf die originelle Natur Hebbels, wie weit auf die Reizempfänglichkeit der kindlichen Seele überhaupt zurückzuführen ist, muß

dahingestellt bleiben. Endlich mag die Thatsache festgestellt sein, daß selbst bei einem so einbildungskräftigen und empfindungsfähigen Kinde wie Hebbel die oftmalige Wiederholung der Lektüre den seelischen Eindruck abschwächte. — Kuh berichtet, daß Wulf Isebrant, der Kämpe aus der Schlacht bei Hemmingstedt, und Napoleon, der Peiniger des benachbarten Hamburg, in der Phantasie des Knaben eine große Rolle spielten; dann heißt es: „Und zur Vollendung der Trias haben wir noch Struensee, den gewaltigen Neuerer namhaft zu machen, dessen entstellte Züge die Verläumduug aus Kopenhagen auch nach Dithmarschen herüber getragen hatte. Friedrich hielt als Knabe vergilbte Exemplare der vor mehr als einem halben Jahrhundert vom Adel ausgestreuten Flugblätter in der Hand, welche sorgfältig aufbewahrt von Geschlecht auf Geschlecht, wie ein Evangelium übergegangen waren.“ Hier liegt, wie bei dem jungen Goethe, das Interesse an der Vergangenheit der Heimat klar zu Tage. Zum Teil fand auch hier dies Interesse seine Nahrung durch die Lektüre des Bestandes der Familienbibliothek, wenn man die wenigen Erzeugnisse der Druckerpresse, die das Heim des armen Maurers Hebbel aufbewahrte, so nennen darf.

„In derselbigen Nacht (als sein Vater schwer krank lag — Friedrich war 14 Jahre alt — und er krampfhaft zu Gott gefleht hatte, der Herr möge dem Vater nur noch acht Tage schenken) saß er Stunden lang am Lager des Kranken und las den vierten Teil des Don Quichote. Der sinnreiche Junker machte auf den aufgeregten Knaben in dieser düstern Situation den Eindruck eines Wahnsinnigen.“ -- Von der Lektüre, welcher Hebbel in seiner Schreiberzeit (14. bis 19. Jahr) mit fast krankhaftem Eifer oblag, wird uns genannt Schiller, Klopstock's Messias, Heine's Reisebilder, Lessing, Faust, E. T. A. Hoffmann und vor allem Uhland. Einiges aus der Lektüre des Knaben blieb bis ins Alter dem Empfinden des Dichters gemäß. Bürgers Lenore und manche Lichtwer'sche Fabel recitierte er gern, den Don Quichote las er jedes Jahr wieder und Uhlands Balladen gehörten immer zu seinen poetischen Lieblingen.

Während die Lektüre des Knaben Hebbel ohne jegliche Leitung war, zeigt der Historiker Leopold Ranke uns in seinen Aufsätzen zur eigenen Lebensbeschreibung die Erziehung eines Knaben aus gebildeter Familie in wohlgeordneten Verhältnissen. Der 11jährige Knabe wurde in eine Klosterschule gegeben. Aus der Zeit seines Aufenthaltes im elterlichen Hause berichtet er nur, daß sich die litterarischen Beschäftigungen für ihn „auf Bibel, Gesangbuch und einige Schulbücher, z. B. Gedikes Lesebuch", beschränkten. Dann heißt es, auffallend an Goethe's Bericht über seine altertümliche Lektüre erinnernd, weiter: „Alles das, was ich gelesen hatte, arbeitete dann in meinem Gehirn. Ich brütete über Gott und Welt. Geschrieben wurde nichts, kein Mensch fragte mich, was ich dachte; ich selbst vergaß es wieder." Der Einfluß der historischen Lektüre im Zusammenwirken mit der lebendigen heimatlichen Überlieferung und der Zeitgeschichte ist, ebenfalls an Goethe und auch an Hebbel erinnernd, aus dem Bericht über den Aufenthalt in der Klosterschule zu Donndorf ersichtlich: Dem Collaborator war „eine schöne Gabe der Erzählung eigen; er hatte historischen Sinn und es war ein Fest für uns, wenn nach den schweren Lehrstunden an den beiden großen Tafeln die Bänke auseinandergerückt wurden und der junge Lehrer zu erzählen oder auch vorzulesen anfing, was in alten Zeiten geschehen war. Besonders war es sächsische und thüringische Geschichte, die dann durch die nahen historischen Plätze einen besonderen Reiz für die Jugend bekam. Das Altertum wurde uns nur etwa durch Beckers Erzählungen aus der alten Welt bekannt. Da bekamen wir zuerst einen Vorgeschmack der Homerischen Geschichte. Wir scharten uns dann sehr bald in Trojaner und Griechen und teilten die Rollen der Helden unter uns aus. . . . Nicht wenig Eindruck machten auf uns die Rittergeschichten, die wir zu lesen bekamen, namentlich, wenn sie in die thüringische Geschichte einschlugen, so daß sie die Burgen, die wir besuchten und die umliegenden Gegenden belebten. Zum erstenmal bekamen wir auch ein Schillersches Werk zu hören, und zwar das Lager. . . . Mir blieb der Eindruck der Darstellung des unmittelbaren Lebens

in der Poesie immer gegenwärtig. Dazwischen lasen auch wir die Napoleonischen Bulletins in der Leipziger Zeitung, welche gehalten wurde. Sie erfüllten zugleich die Phantasie und führten in die Tagesgeschichte, welche nie großartiger war, uns aber in unserm sächsischen Kloster doch nur eben als Weltbegebenheit berührte. Aus den verschiedensten Zeiten drangen so lebendige Momente in das junge Gemüt, das vornehmste blieben aber immer die Erinnerungen aus der alten Welt. . . . Die eigentlichen Studien hielten sich innerhalb der Elemente des Wissens, doch fingen sie schon an, einiges Vergnügen zu gewähren, namentlich poetische Stellen, die dann und wann einmal vorkamen."

Dreizehn Jahre alt, kommt der Knabe nach Schulpforte, und hier nähren neben den griechischen Klassikern die Bibel und die nationalen Dichterheroen den jugendlichen Geist. „In dem Laufe der fünf Jahre, die ich auf der Schule zubrachte, waren meine Studien vornehmlich auf die Lektüre der klassischen Autoren gerichtet, namentlich der Dichter. Von Ovid, der fast zu viel Modernes hat, um den jugendlichen Geist zu fesseln, gingen wir über zu Virgil, den wir nicht allein lasen, sondern auswendig lernten. Es gab Einen und den Andern unter uns, welche die Aeneide von Anfang bis zu Ende hätten hersagen können, wenigstens rühmten sie sich dessen, und wo man sie fragte, konnten sie fortfahren. Indessen war Homer endlich im Griechischen angefangen worden. Ich glaube, ich habe beide Gedichte, Iliade und Odyssee, dreimal durchgelesen; was während des Aufenthalts in Donndorf doch immer mit einer etwas fremden Färbung gefaßt worden war, ging nun in seiner uralten eigensten Gestalt und Farbe an dem Auge vorüber. Sehr wahr, daß dabei nicht alles auf das genaueste erforscht wurde. Aber der Gesichtskreis der ältesten Welt umfing uns; mit unserer ganzen Seele lebten wir darin. Die Zeit des Abendgottesdienstes, wo ich, wie ich bekennen muß, den kalten und matten Vorträgen wenig folgte, verwandte ich vielmehr dazu, die Bibel so viel als möglich ganz durchzulesen. Es waren die Evangelien bei weitem mehr als die Episteln, die Psalmen

mehr als die prophetischen Bücher, hauptsächlich aber waren es die historischen Bücher des Alten Testaments, die ich immer von neuem las. Es war ein vollkommen abweichender, aber doch naheliegender Horizont, wie der der Homerischen Gedichte. Es ist der Hintergrund oder vielmehr die Grundlage aller Bildung, aller Anschauung der späteren Welt. Die junge Seele gleitet leicht über das Anstößige und Unverständliche weg; aber sie wird von dem Geheimnisvollen, was etwas ganz Anderes und wenigstens die Ahnung des Verständnisses in sich schließt, dem Großartigen und der Macht der Erscheinung, dem starken, unmittelbaren Ausdruck derselben, in ihrer Tiefe ergriffen: sie atmet die Luft des Unvergänglichen ein. Die archaistische Farbe der Lutherschen Übersetzung erhebt noch besonders über das Gespräch des Tages und die Schriften gewöhnlicher Art in eine andere Sphäre. Auf dieser Stufe der Bildung mußte dann Klopstock unter den Modernen, die wir erreichen konnten, unser vornehmster Poet werden."

Ranke läßt sich ausführlich über die Bedeutung und Wirkung der Messiade aus und fährt dann fort: Klopstock hat sich noch eines anderen Stoffes, der ersten Anfänge der deutschen Geschichte, zu bemächtigen gewußt oder doch gesucht; für sich selbst, d. h. in der Form mit noch geringerem Succeß, als in der Messiade. Dennoch welch ein Fortschritt gegen die Rittergeschichten, mit denen wir uns früher beschäftigten! Es ist ein Gefühl von Größe und Nationalität und wilder Natur darin, welchem Wahrheit zukommt. Die Oden, denselben Geist atmend, noch kunstvoller und in dem kleinen Stoff energischer, eröffnen zugleich den Blick in das Privatleben eines guten und braven Mannes aus alter Zeit. Klopstocks Fanny und Cidly, seine zurückgewiesenen oder auch erwiderten zärtlichen Neigungen, sein Aufenthalt in der Schweiz und später in Eutin, die kleinen Abwandelungen seiner Lebensschicksale, sein Schlittschuhlaufen und seine Freundschaften bildeten den Gegenstand unserer Interessen und unserer Gespräche." Von dem Collaborator Wieck in Schulpforte heißt es weiter: „Von den dortigen Menschen war er der einzige, der einen Begriff von Goethe hatte; er hat mir zuerst von Faust

gesprochen. Lange, (ein anderer Lehrer), liebte Schiller; er gab uns zuweilen einige seiner glücklich ausgesprochenen Sentenzen, an denen er Gefallen fand, selbst zu Übersetzungsversuchen. Wir lasen die Schillerschen Stücke und meinten, indem wir sie bewunderten, sie doch auch beurteilen zu können. Sie sind dem Standpunkt der Jugend durchaus gemäß; denn sie bringen große objektive Gestalten, die man vor sich sieht, vor die Augen, Farbe und Ton der Sprache prägen sich dem Gedächtnis ein. Das ist alles bei Goethe nicht der Fall, dem vielmehr die Welt gleichsam ein persönliches Ereignis geworden ist, das er auf originelle Weise zusammenfaßt und wiedergiebt. Da ist alles mehr subjektiv, ein gereifteres Alter gehört dazu, um daran Wohlgefallen zu finden. So recht eigentlich konnte auch ich mich in Goethe nicht finden. Auch war das alles nur vorübergehend; das ernstliche Studium gehörte ausschließlich der alten Welt an. Und da kann ich es nun Wieck nicht genug danken, daß er mich in die Lyriker und besonders die Tragiker des griechischen Altertums einführte. Ich sehe noch die Erfurter Ausgabe der Sophokleischen Stücke vor mir, die er besaß und die er vor sich hatte, wenn wir sie miteinander lasen. Wir gingen zu Aeschylus fort, der mir freilich noch fremd blieb. Aber schon genug, wenn man außerdem, was man in der Hauptsache zu fassen meint, noch etwas wahrnimmt, was jenseits steht und für die Zukunft übrig bleibt."

Von großer Bedeutung für eine Theorie der zum Kunstgenuß erziehenden Lektüre sind die Bekenntnisse des Litterarhistorikers Gervinus. Seine interessanten Mitteilungen über das Lesen des Homer sind darum für unsern Zweck besonders wichtig, weil diese Lektüre nicht, wie bei Ranke u. a. auf den philogischen Schulstudien beruht, sondern auf dem realistischen Interesse an dem Stoff, in das sich gleich das ästhetische Gefühl als mitbestimmender Antrieb mischt. Doppelt wichtig sind diese Aufzeichnungen, weil sie die heilende und rettende Kraft zeigen, die in dem Rausch der Lesewut einer zur Lieblingslektüre gewordenen Dichtung ersten Ranges innewohnt — eine Heilskraft, welche die meisten jugendlichen

Leser entbehren müssen, wodurch das Unglück einer minderwertigen Lektüre für sie zu einem Lebensunglück wird. — Auch bei dem Knaben Gervinus und einigen Gespielen gewann die Abenteurerlust aus der Lektüre der Robinsonade und abenteuerlicher Reisebeschreibungen, wie le Vaillant, die stärksten Antriebe, sich in unheilvolle That umzusetzen. Ein abschreckender Traum beseitigte diese Gefahr. Weiter berichtet uns der Selbstbiograph: „Reisebeschreibungen waren . . . für die Lesewut der auswanderungslustigen Bursche begreiflich die lockendsten Gegenstände; wir fanden aus dem pikanten Campe bald den Weg zu Lord Anson und noch trockneren Weltreisen, ohne uns abgestoßen zu fühlen. Wo ich mich aber neben der geographischen Lektüre am meisten ausbreitete, war in der geschichtlichen. Gottfrieds Chronik mit den Merian'schen Bildern, was war dies für ein willkommenes Meer für uns unermüdlichen Entdeckungsreisenden! Den siebenjährigen Krieg von Archenholz, den dreißigjährigen von Schiller lieferten uns Prämien in die Hand; den Kohlrausch, den deutschen Plutarch und alle die zahllosen teutonisierenden Geschichtswerke gelesen zu haben, gehörte damals durchaus zu einem wackern deutschen Jungen; Gottschalks Ritterburgen, den Fouqué und alle Rittergeschichten und Ritterromane zu kennen, stachelten alle Impulse jener Blütezeit unserer romantischen Litteratur; zu andern Geschichtswerken wies die Besonderheit meiner Lage hin; in Wencks trockener Landesgeschichte half der hessische Patriotismus nach, das Passende aufzustöbern; in Feßlers ungarische Geschichtswerke trieb mich die ganz persönliche Sympathie mit dem namensähnlichen Helden Corvinus. Einmal soweit in die Lesewut geraten, gab es bald nichts mehr von Büchern, was ich nicht mit gleicher Gierde verschlungen hätte. Und ich würde in dem unberatensten Lebensalter in eine ratlose Verirrung der Viel- und Allesleserei gestürzt worden sein, hätte es sich nicht glücklich gefügt, daß ich, eingeschifft in diesen Ocean unserer Litteratur, wenigstens einen festen Punkt und Port, und den sichersten, den es geben konnte, bewahrte, zu dem ich aus allen ziellosen Irrfahrten die Rückkehr allzeit offen

hielt. Es war für meine ganze spätere Entwicklung ein bedeutsamer Zufall, daß uns unser Gräcist Zimmermann frühzeitig in den Homer einzulesen unternahm und um uns Mut zu machen, uns zuweilen in fesselndem Vortrage Stücke der Vossischen Übersetzung vorlas. Ich wußte aus Beckers Erzählungen in der Materie Bescheid, hier packte mich die alte, echte Form, und seitdem konnte ich von dem Dichter nicht mehr lassen. An jedem Sonntag, in jeder Freistunde, bei schlechtem Wetter, wenn die Ausflüge pausierten, fand mich der Vater zu seinem humoristischen Verdrusse „immer wieder an meinem Odysseus!“ Ich griff vom Homer zu den verwandten Stoffen aus; Fenelon wie Virgil sollten mir den Kreis dieser liebgewonnenen Welt erweitern; aber die Freude daran hielt nicht aus. Das ästhetische Gefühl, der poetische Instinkt begann sich frühe in mir an diesen Gegensätzen zu läutern, obwohl meine Vorliebe für den alten Dichter in ihren Anfängen, nach Knabenart, ganz realistischer Natur war. Die Abneigung gegen Virgil betraf begreiflich früher seine troische Parteifarbe als seine Schreib- und Darstellungsweise; die Abneigung gegen Fenelon eher seine lehrhafte Weisheit als seine Modernität. Wie in dem kindlichen Altertum selbst griff aber dieses materialistische Interesse an Homer nach allen Seiten aus: meine Spiele mit Speer und Bogen zogen aus ihm ihre liebste Anregung; meine kindischen Zeichenversuche drehten sich um die Gestalten des troischen Krieges; Landkarten zu entwerfen übte ich an nichts so oft als an dem kephallonischen und troischen Reiche; der Grund der altgriechischen Geographie und Geschichte lag mir in dem Schiffskatalog und in den Episoden von mehr historischem Charakter; Helden- und Göttersagen geschichtlich oder rationell zu deuten, war mir, nach Anleitung des alten Damm, dessen Besitz mir ein unschätzbares Kleinod war, ein stets angelegenes Geschäft; meine ersten Versuche in den Antiquitäten galten der Erklärung des Homerischen Kriegs- und Schlachtenwesens. Mein ganzes Sein und Denken war mit diesen Geschichten ausgefüllt, und so glückliche Stunden eines schwelgerischen geistigen Genusses sind mir kaum jemals wieder zu Teil

geworden; und doch war noch ungleich köstlicher als diese gekannten und empfundenen Freuden das, was damals durch das stete Verweilen auf diesen kostbaren Resten des Jugendlebens der Menschheit meinem Innern ganz unbewußter Weise gebildet wurde. Die gläubige, empfängliche Hingabe, mit der ich diese Dichtungen las und wieder las und gleichsam auswendig lernte, hat den Sinn für schlichte Sitte und einfältige Natur, für reine Form und echte Schönheit, für gesunde Frische in den geistigen Schöpfungen der Menschheit in mir eingepflanzt, ehe ich irgend darum Bescheid wußte. Die Homerischen Werke wurden mir wie ein Compaß, der mich in dem Nebel späterer Verirrungen sicher steuerte. Wechselnd verschlagen an die entgegengesetzten Pole einer herabziehenden Prosa und einer wüsten Schwärmerei fand ich mich selber wie in einer Rettungsstätte wieder, in der Rückkehr zu dem Sänger meiner Jugend. Diese Verirrungen begannen schon in der Zeit meiner ersten Beschäftigung mit Homer selber, wo ich bereits in die ausschweifendste Lesewut verfallen war, die jugendliche Phantasie aufs üppigste ausarten ließ und alle geistige Kraft in profuser Verschwendung an die lähmendsten, erschlaffendsten Dinge setzte. Übermächtige Einflüsse wirkten auch zu dieser Wendung in meinem Leben ein. Das ganze Zeitalter sprang von der Anstrengung der äußeren Thaten in ein ganz inneres, phantastisches Geistesleben über. Meine Vaterstadt in einem frischen Aufstreben begriffen, ward mehr als andere Orte von diesem neuen Leben gefaßt. Das Lesen, die Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur in den weiteren Bürgerkreisen begann dort eben erst mit der ganzen Kraft, die in der Jugend und in den Anfängen solch einer neuen Richtung gelegen ist. Die Schätze der Hofbibliothek wurden erst in jenen Jahren dem Publikum geöffnet. Ein unternehmender Mann, Buchbinder Ollweiler, errichtete 1817 zum erstenmal eine Leihbibliothek auf größerem Fuße, und mit solchem Erfolge, daß sie in 3 Jahren zu 10000 Bänden und weiterhin bis zum Dreifachen dieser Zahl anwuchs: ganz Darmstadt dankte dieser Anstalt seine intimere Einführung in die Breite der litterarischen Welt. Diese Anstalt aber

entstand . . . in unserm Hause: das hieß einem lechzenden Tantalus die lockenden Früchte doch gar zu tief hängen, als daß er sie nicht trotz manchen elterlichen Versagungen hätte erhaschen und benaschen sollen. . . . Nicht allein unsere Klassiker wurden nun verschlungen, die ganze Breite der belletristischen Litteratur wurde durchzogen. Nicht allein die geschichtlichen, die Ritter- und Räuberromane von Fouqué und Vulpius bis zu Cramer, Spieß und Schlenkert galt es samt und sonders zu kennen, sondern auch die eleganteren Werke, der Scott, v. d. Velden, Hoffmann, Clauren und welche nicht sonst, selbst eine Reihe von Taschenbüchern und Zeitschriften wurden regelmäßig verfolgt. Die dramatische Litteratur des Tages beherrschten wir bald in einem weiten Umfange.“ —

Aus den interessanten Mitteilungen, die Gustav Freytag über seine Jugendlektüre macht, setze ich eine Stelle hierher: „Dort in der dürftigen Herberge“ — es ist eine von dem 13jährigen Knaben wahllos durchgelesene Leihbibliothek gemeint — und in welcher die größten und die kläglichsten Geister umgingen, fiel mir zum erstenmal Walter Scott in die Hände. Die Fülle und heitere Sicherheit dieses großen Dichters nahmen mich ganz gefangen, durch ihn lernte ich ahnen, was der Dichtkunst die Charaktere bedeuten; ich las alle seine Romane mit immer neuem Entzücken durch. Bald freilich wurde Cooper mit seinen Indianer- und Seeromanen in der Seele des Knaben sein Rival; beide sind mir noch heute Hausfreunde geblieben, mit denen ich oft verkehre. Und ich habe ihrer freudigen epischen Kraft Vieles zu danken.“

Wenn man daran gehen will, aus den Erfahrungen, die von Männern, wie Goethe, Hebbel, Ranke, Gervinus, Freytag mit ihrer Jugendlektüre gemacht worden sind, praktische Schlüsse von allgemeiner Geltung zu ziehen, so erhebt sich der Einwand, daß diese Erfahrungen dazu nicht geeignet sind, weil sie Geisteskräfte von phänomenaler Bedeutung zur Voraussetzung haben, während pädagogische Regeln über Jugendlektüre für den geistigen Durchschnitt unserer Jugend aufgestellt werden müssen. Der Einwand hat weniger Bedeutung als ihm auf den ersten Blick zuzukommen scheint. Zunächst

ist der Unterschied der geistigen Kräfte in der Jugend nicht entfernt so bedeutend wie bei Erwachsenen. Eigentliche Wunderkinder kommen nicht in Betracht; die andern erscheinen in der Gesamtheit ihrer geistigen Äußerungen als eine fast gleichartige Masse. In einzelnen Schulfächern mag der Unterschied noch so groß sein: gering ist er in dem Geistesvermögen, das hier in erster Linie in Betracht kommt — der Phantasie. Die Lust am Singen, Erzählen und Darstellen (lyrische, epische und dramatische Poesie) und die Fähigkeit, das Gesungene, Erzählte und Dargestellte zu fassen, ist bei Kindern viel gleichmäßiger verteilt, als bei Erwachsenen. Größer wird der Abstand zwischen den einzelnen Kindern erst dann, wenn das selbstthätige Aufnehmen durch die Lektüre beginnt; hier sind künstliche Hülfen nötig. Die Leselust ist wesentlich bedingt durch die Leichtigkeit, mit der die Schriftzeichen zu Wort und Satz gesammelt und diese in Vorstellungen umgesetzt werden. Der neue künstliche Weg durch das Auge wird den Kindern nicht in gleicher Weise geläufig, wie der natürliche, von klein auf geübte durch das Ohr. Kinder, die mit gleicher Lust einer ihnen erzählten, ja vorgelesenen Geschichte lauschen, würden dem Ansinnen, dieselbe Geschichte zu lesen, in sehr abweichendem Maße entsprechen. Was durch das Ohr einen bei allen Kindern fast gleichmäßig geebneten Weg fand, stößt, durch das Auge eingehend, vielfach auf holprige und sogar auf schwer oder völlig unpassierbare Wege. Diese Hindernisse sind durch den Leseunterricht und eine der Lesefähigkeit entsprechende Auswahl fortzuräumen. Sie sind äußerlicher Natur und ganz anderer Art als die eine Dichtung aufnehmenden und verarbeitenden Kräfte. Die Unterschiede, die unter diesen bei verschiedenen Kindern obwalten, sind selbst im ungünstigsten Fall doch nur Gradunterschiede. Die Phantasiekräfte unserer Kinder sind nie artlich verschieden. Sie mögen bei ihrer graduellen Verschiedenheit bei stiefmütterlich bedachten Kindern eine sorgfältigere Auswahl des gebotenen Lesestoffes bedingen; aber sicherlich nie eine grundverschiedene Abweichung, derart, daß für die einen unsere Dichtungen, für die andern unsere specifische Jugendlitteratur der der Auf-

nahmefähigkeit gemäße Stoff wäre. Wer den Einwurf machen will, daß die Jugendlektüre jener Männer bei der geringeren Befähigung des Durchschnitts unserer Jugend keinen hinreichenden Beweisgrund für die Verwerfung unserer specifischen Jugendlitteratur und ihre Ersetzung durch eine Auswahl echter Dichtungen abgiebt, der möge sich vergegenwärtigen, daß zwischen unsern Dichtungen und unserer specifischen Jugendlitteratur ein Artunterschied besteht, wie zwischen der natürlichen Blume und der papiernen, ein Unterschied, der jenem Gradunterschied der aufnehmenden Kräfte bei verschiedenen Kindern nicht entfernt entspricht. Es ist ein Unding, für einige Kinder das Höchste und Herrlichste, was Menschengeist geschaffen, nämlich Kunstwerke, als geeignete Geistesnahrung zu erklären und für andere, deren Aufnahmefähigkeit nur graduell, nicht artlich von jenen verschieden ist, etwas artlich ganz anderes, nämlich täuschend Nachgebildetes, künstlich Nachgeahmtes, — kurz, eine Attrape empfehlen zu wollen. Man kann nicht den einen Brot und den andern Steine geben wollen.

Sehen wir nun, welche allgemeinen Sätze und Anhaltspunkte für eine pädagogisch geleitete Jugendlektüre aus den biographischen Mitteilungen sich ergeben.

Was uns zuerst in die Augen springen muß, ist, daß — mit einer Ausnahme bei Hebbel — der Gegenstand dieser Schrift, die specifische Jugendlitteratur, nirgends auch nur erwähnt wird. Die Jugend der angeführten Personen fällt in eine Zeit, wo die Jugendschrift bereits eingebürgert war, und es bleiben nur zwei Annahmen: entweder ist ihnen diese Sorte Litteratur nicht in die Hände gefallen oder die Lektüre ist so eindruckslos geblieben, daß für die rückschauende Erinnerung selbst die leisesten Spuren verwischt sind. Es darf angenommen werden, daß da, wo eine sorgfältige Erziehung durch gebildete Eltern oder in einer guten Anstalt die Lektüre überwacht, wie bei Ranke, die Jugendschrift neben den großen Geistern alter und neuer Zeit keinen Platz fand. Bei den andern mögen die Jugendschriften mit in jenem Wust namenloser oder ungenannter Bücher untergelaufen sein, die wir

mehrfach zur Befriedigung einer unersättlichen Lesegier dienen sehen. Gefördert haben sie nirgends; sonst wäre ihrer irgendwo Erwähnung gethan; was sie geschadet und verwüstet, mußte für das Kind unkontrollierbar sein, und konnte von dem Erwachsenen, dem inzwischen die großen Geister die Fluren gesegnet, nicht mehr festgestellt werden. Eine systematische oder auch nur nach erziehlichen Rücksichten geordnete Lektüre finden wir nirgends; meistens übernehnen der Zufall und die raffende Lesewut die Leitung. Nirgends wird dieser Zustand als ein Vorzug empfunden, nirgends auch das Lesen minderwertiger Bücher als ein Förderungsmittel der Bildung hingestellt. Wohl aber sehen wir, wie bei Gervinus, ausdrücklich die schädigende Wirkung der gewöhnlichen Unterhaltungslitteratur hervorgehoben. Diese Schädigung wird als eine moralische sowohl als eine ästhetische empfunden. Bei Gervinus sowohl als bei Freytag erscheint ein Klassiker gewissermaßen als Retter in der Gefahr des gänzlichen Verirrens und Versinkens. Der Klassiker treibt die Schundware nicht gleich zum Tempel hinaus. Die Jugend ist ohne Urteil, ohne Besinnung und Entschluß; sie nimmt das Gute wie das Schlechte mit Liebe auf. Aber sie giebt dem Guten den Vorzug vor dem Schlechten. Die unersättliche Lesegier heischt Befriedigung, und jede Nahrung ist willkommen. Aber immer wieder kehrt das Kind zu dem Lebensbrot, das der Zufall ihm unter vielem Naschwerk gereicht, zurück. Überall wird lediglich das Lesen solcher Werke, die durch ihren Stoff oder durch ihren litterarischen Wert hervorragen, als Förderung empfunden und verzeichnet. Die dankbare Rückerinnerung der Selbstbiographien gilt immer nur den großen Meistern oder den großen Stoffen. Auffallend ist die Übereinstimmung in der Vorliebe für geschichtliche Lektüre; bevorzugt ist immer — ein sehr wichtiger pädagogischer Fingerzeig — die altgriechische Sagen- und Kriegsgeschichte, sowie die Geschichte der engsten Heimat. Auch das geographische Interesse, das sich in dem Lesen von Reisebeschreibungen äußert, ist ziemlich häufig. Beachtenswert und auch tägliche Beobachtung bei der Lektüre der Jugend ist, daß sich das Interesse an dem Fort-

schritt der Handlung hält; nicht der kulturgeschichtliche Zustand, sondern die historischen Geschehnisse, nicht das geographische Objekt als solches, sondern die schrittweise Eroberung oder wissenschaftliche Gewinnung desselben fesselt die Kinder. Entsprechend der realistischen Neigung der Jugend ist ihr Interesse bei der Lektüre immer zunächst ein stoffliches. Gervinus betont diesen Punkt ausdrücklich. Bei Ranke scheint es vorwiegend ein stoffliches geblieben zu sein. Es ist gewiß eine der schwierigsten Aufgaben, die Ursachen, die Begünstigungen und die Hemmnisse des Hervortretens des künstlerischen Interesses festzustellen. Bei Goethe findet sich keine Andeutung über den Gegensatz. Bei Hebbel springt das poetische Empfinden urplötzlich hervor, wie ein verborgener Quell ans Licht bricht. Gervinus spricht von einem poetischen Instinkt, den er dem ästhetischen Gefühl gleichsetzt, und glaubt, daß er geläutert worden sei an den Gegensätzen, die das Originalwerk zu Nachbildungen und Bearbeitungen bildet. Bei Freytag ist es ein einziges künstlerisches Moment, die Charakteristik, dessen Empfindung durch Lektüre in ihm erweckt wird. In allen drei Fällen sind es aber echte Poeten — Paul Gerhard -- Homer — Walter Scott —, die das künstlerische Empfinden aus der Teilnahme am Stoffe herausführen zu eigentümlichem Leben. Bei Hebbel, Gervinus und Ranke zeigt sich ein frühzeitiges Producieren, dem bei den letzteren beiden (vielleicht auch bei Hebbel, wenn wir theatralische Vorführungen dahin rechnen dürfen) ein Nachahmen der Stoffe in Knabenspielen voraufgeht. Wie weit der Übergang von diesen Spielen zu eigenem poetischen Erzeugen dem Hervortreten des künstlerischen Empfindens aus dem bloß stofflichen Interesse parallel läuft, ob hier überhaupt ein notwendiger Zusammenhang vorliegt, läßt sich aus den gegebenen Auslassungen nicht erkennen. Es ist das ein Punkt, dessen Aufklärung einer rein induktiv vorgehenden pädagogischen Wissenschaft vorbehalten bleibt.

Von großer Wichtigkeit ist gegenüber den oft gehörten pädagogischen Einwendungen gegen das Lesen der Dichter seitens der Jugend, was über die beim Lesen einstweilen

unverständlich bleibenden Stellen gesagt wird. Nirgends wird das bei vielen Pädagogen so gefürchtete Dunkelbleiben gewisser Teile eines Buches als Nachteil empfunden. Im Gegenteil, Hebbel erblickt darin sogar in gewissem Sinne eine Förderung, und auch Ranke scheint dem bereits angeführten Wort Dahlmanns von dem „stachelnden Zusatz von noch nicht verständlichen Dingen", den das Kinderbuch „neben dem Verständlichen" geben müsse, nahe zu stehen. Sehr beachtenswert ist hier auch ein Wort des dänischen Bischofs Martensen, des berühmten Ethikers, der als Knabe die großen Dichter seines Vaterlandes las. Es heißt eine Stelle in seiner Lebensbeschreibung: „Den berühmten Reimbrief Baggesen's an Öhlenschläger „Noureddin an Aladdin" lernte ich beinahe auswendig, obgleich ich ihn nur sehr unvollkommen verstand und vom Aladdin nur einzelne Scenen kannte. Die Poesie wirkt ja häufig auf uns allein durch die Macht der Töne und durch die Ahnungen, die sie erweckt." Vielleicht ist es der Fehler jener Pädagogen, eine Regel, die aus dem Unterricht in Wissenschaften geschöpft ist und hier volle Gültigkeit haben mag, auf künstlerische Erziehung anwenden zu wollen. Zweifellos spielt der „stachelnde Zusatz von noch nicht verständlichen Dingen" eine große Rolle bei der von allen unsern Gewährsmännern ausnahmslos mitgeteilten Erscheinung, daß gewisse Bücher immer wieder gelesen werden. Wenn bei wiederholtem Lesen immer nur die gleichen Gedanken, Bilder und Empfindungen hervortreten, muß wohl schließlich Überdruß die Folge sein. Wie aber eine Pflanze, überhaupt ein organisch Gewachsenes, nie ganz ausstudiert werden kann, so bietet auch das große Kunstwerk immer neue Seiten für die Betrachtung und das genießende Schauen dar. Wenn das Kind Hebbel des künstlerischen Genießens, das ihm das Lesen der Leidensgeschichte Jesu in dem alten Buche zur Dämmerstunde gewährte, überdrüssig wurde, so lag das daran, daß der Knabe seinen Sinn auf eine einzige genau abgetönte Stimmung festlegte. Die eindringende, mit gesteigerter Freude immer wiederholte Lektüre, die an einem Buche haftet, wie der Musiker an einem Musikstück, zu dem

er immer wieder zurückkehrt, wie der Liebhaber der bildenden Künste an einem Bilde, das seinen genießenden Blick immer wieder fesselt, ist eine Sache, die unsere Jugend bei der spezifischen Jugendlitteratur garnicht kennen lernen kann. Wo ist der Knabe, der dieselbe Nieritz'sche Erzählung immer von neuem lesen mag? Wo der Knabe, der bei der spezifischen Jugendlitteratur, wie wir bei Hebbel und Freytag bezüglich der Klassiker berichtet finden, die Knabenlektüre bis ins Alter als Lieblingslektüre empfinden kann? — Noch eine auffällige Thatsache ergiebt sich aus den Berichten über den Bildungszuwachs bedeutender Männer. Nach den eigenen Mitteilungen derselben zu schließen, hat die Lektüre ihrem geistigen Leben immer eine viel größere Anregung gegeben als der Unterricht. Nur flüchtig oder garnicht werden Schule und Lehrer erwähnt. Wenn es mit Dank geschieht, so handelt es sich um einen untergeordneten Dienst. Hebbel rühmt den „unermeßlichen Einfluß", den sein Lehrer Dethlefsen auf seine Entwicklung ausgeübt habe; doch führt er im Einzelnen nur aus: „Niemand als der alte Dethlefsen hat mir die grammatikalische Gewissenhaftigkeit eingepflanzt, die Sorgfalt im Gebrauch der Worte als unzerstörbares Fundament in mir gelegt." Bei Ranke, der seiner Lehrer ebenfalls mit Dank erwähnt, sind sie dem Knaben die Wegbahner und Dolmetscher für die Klassiker. Gegenüber diesen bescheidenen Dienstleistungen welche Fülle des Geistes, die aus der Lektüre strömt! Hier ist eine Quelle, die in den höchsten Ausdrücken gefeiert wird. Aber es sind immer nur unsere Dichter, nicht die Jugendschriftsteller, die das Wasser des Lebens spenden.

Diese Ergebnisse aus biographischen Aufzeichnungen sind unvollständig und unsicher; aber es galt, zu zeigen, daß hier ein Feld der Bearbeitung harrt, aus der auf Grund der naturwissenschaftlichen Methode zu sicheren Resultaten fortgeschritten werden kann.

Es darf hier ein Urteil Diesterwegs über die Lektüre der Klassiker seitens unserer Jugend nicht unterdrückt werden, das in gewissem Sinne Stellung gegen die in diesem Buche

vertretene Forderung einer klassischen Jugendlektüre nimmt. In einem Aufsatz „Was heißt lesen“ sagt Diesterweg: „Auch sind sie (nämlich unsere großen Schriftsteller und Dichter) für mehr da, als in den Schulen gelesen zu werden. Wir verderben meist unsern Leuten den Genuß unserer herrlichen Klassiker durch unser tolles, verstandloses Anticipieren, d. h., durch das Lesen der Meisterwerke in Zeiten, wo der junge Mensch noch nicht reif ist, Meisterwerke von Männern zu begreifen und sich anzueignen. Was diese in ihren reifsten Jahren, auf dem Gipfel ihrer Kraft und auf der Basis der reichsten Lebenserfahrung gedichtet und dargestellt haben, ist natürlich nur genießbar und nutzbar für Männer, welche Erfahrungen, Erlebnisse, Führungen hinter sich haben. Wir aber machen sie zu einer Kinderspeise und verleiden den Kindern für die Zeit, wo sie Männer geworden sind, die Lust dazu. Sie haben ja Alles schon gelesen und durchgekostet. So geht es mit Allem, mit dem Katechismus, dem Gesangbuch und der Bibel, wie mit unsern Klassikern; 8 bis 12jährige lernen und lesen jene, 12 bis 18jährige die tiefsinnigsten Werke unserer ersten Schriftsteller, z. B. Schillers philosophische Schriften, Goethe's Faust u. dgl. m. Es ist ein wahres Verderben.“

Wenn Diesterweg meint, daß der Begriff „Meisterwerke von Männern“ das Begreifen und Aneignen derselben durch den jungen Menschen überhaupt ausschließt, so ist er im Irrtum. So gewiß „Erlkönig“ das Meisterwerk eines Mannes ist, ebenso gewiß wird dies Gedicht von Kindern begriffen, ja empfunden. Diesterwegs Ausfall kann sich also nur auf diejenigen klassischen Werke beziehen, für die die Aufnahmefähigkeit im Kinde nicht vorhanden ist. Es läuft also wieder auf eine Auswahl hinaus, für die zwar keine feststehende Norm gegeben werden kann. Dann ist ein zweites zu beachten. Diesterweg bezieht sich ohne Frage auf Klassiker, die in der Schule gelesen und behandelt werden. Daß durch die naturwidrige Schul-Behandlung dem Kinde die Freude an einem Buche für immer verdorben werden kann, ist bekannt. Ich erinnere mich, wie einmal ein Bauer in meinem Elternhause mit Bitterkeit davon sprach, daß ihm das Lesen in Bibel und

Gesangbuch in der Schule durch das tägliche stundenlange Lesen und Breittreten verleidet worden sei, und der fein sinnige Detlev von Liliencron gesteht von „Hermann und Dorothea“: „Ich komme dagegen nicht an. Wahrscheinlich aus dem Grunde, daß es mir auf der Schule verwiderlicht ist.“ Es ist ein himmelweiter Unterschied, ob ein Knabe aus innerm Trieb sich an die Klassiker macht und nach Vermögen davon sich aneignet, oder ob sie ein Klassenpensum und ein Gegenstand pedantischer Erläuterungskünste sind. Jenes reizt und lockt, dies ermüdet und stößt ab. — Überdies setzen die Vorschläge dieses Buches eine Jugend voraus, die mit wachsender Kraft liest. Eine vorwiegend auf die körperliche Gesundheit und Kräftigung bedachte Erziehung, ein Unterricht, der in erster Linie vor Überreizung der kindlichen Geisteskräfte sich hütet, ein möglichst spätes Lesenlernen, jedenfalls ein Hinausschieben der privaten Lektüre bis etwa zum 12. Lebensjahre — das sind die Vorbedingungen, wenn wir an eine allgemeine und gründliche Reorganisation der Jugendlektüre in dem angedeuteten Sinne gehen wollen. Ein Anfang kann bereits jetzt gemacht werden in den Schülerbibliotheken und in der verhältnismäßig kleinen Zahl von Familien, wo die Erziehung eine zielbewußt betriebene Hauptsache ist.

Es soll an dieser Stelle Zeugnis gegeben werden von drei Familien, in denen die Wahl der Lektüre für die Kinder eine ernste und wohlerwogene Sache war. Diese Familien sind die des schleswig-holsteinischen Dichters und Amtsrichters Theodor Storm, die des österreichischen Kritikers und Hebbel-Biographen Emil Kuh und die des letztverstorbenen russischen Zaren. Es sind nur einige kleine, aber vielsagende Notizen. In dem Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh (Westermann’s Monatshefte, Jahrgang 1889/90) berichtet der letztere, daß er für seine 13jährige Tochter Storms „Hausbuch“ gekauft habe: „sie schwelgte geradezu in dem Buche, mein zweites Kind, der 8jährige Paul war selig, wenn er einmal davon naschen durfte.“ Auf Kuh’s Mitteilung, daß sein Töchterchen gern Theodor Storm lesen möchte,

antwortet Storm: „Gestatten Sie ihr immerhin die Märchen“. Ein andermal heißt es in einem Briefe Kuh's: „Heute Abend lasen abwechselnd meine Frau und ich denselben (die Stormsche Novelle „Vetter Christian“) unsern Kindern vor.“ Storm schreibt an Kuh: „Die Geschichte von den beiden Kindern im Schnee (gemeint ist Stifters Erzählung „Bergkrystall“ in „Bunte Steine“) ist, so meisterhaft die Darstellung ist, doch für den Stoff zu breit. Ich habe sie infolge Ihrer Beurteilung zweimal wieder gelesen; einmal allein, das ging vortrefflich, und darauf meiner 12jährigen Tochter Lucie und einer gleichalterigen Freundin vorgelesen. Beide erklärten freilich, es habe sie durchweg interessiert; ich selbst aber fühlte, daß das ermüdend sei, und hatte den unwillkürlichen Drang, hier und dort Seiten zu überspringen.“ Ein lebhaftes Interesse giebt sich bei Storm für die Märchendichtung kund. Im Vorwort zu seinen „Märchen“ heißt es: „Sie haben es erfahren müssen, daß sie von manchem sonst guten Freunde ihres Verfassers lediglich um dieser Überschrift willen ungelesen beiseite geschoben wurden. . . . Es ist so unbequem, die traute Alltagswelt mit einer anderen zu vertauschen, wo es vielleicht statt auf der Eisenbahn mit Siebenmeilenstiefeln durch die Luft geht. Überdies aber — und nicht mit Unrecht —, das Märchen hat seinen Credit verloren; es ist die Werkstatt des Dilettantismus geworden, der seine Pfuscherarbeit mit bunten Bildern überkleistert und in den zahllosen Jugendschriften einen lebhaften Markt damit eröffnet; das Wenige, was von echter Meisterhand in dieser Dichtungsart geleistet ist, verschwindet in diesem Wuste.“ In dem Briefwechsel mit Kuh kommt der Dichter wiederholt auf das Thema. Auf die Bemerkung Kuhs, daß die einzigen echt poetischen Märchen, die ihm von Kunstdichtern bekannt geworden, Tiecks „Blonder Eckbert“, „Liebeszauber“, „Runenberg“ und Storms „Regentrude“ und „Der Spiegel des Cyprianus“ seien, erwidert Storm: „Sie nennen „Bulemanns Haus“ (von Storm) nicht. Wenn auch nicht das schönste, so ist es vielleicht doch, was Conception und poetische Gestaltungskraft anbelangt, von den dreien das vorzüglichste.“ Nachdem er noch als echte Märchen-

dichtungen das Waldmärchen in Mosens „Congreß von Verona" und Gerstäckers „Germelshausen" erwähnt, schreibt er: „Dann meine ich, dürfen wir auch Hauff doch nicht vergessen." In einem andern Briefe berichtet er, der Eindruck, den er von Andersens Märchen habe, sei der, „daß seine Naivetät im wesentlichen recht bewußt ist, als wenn jemand der Jugend in niedlicher Herablassung erzählt. Dessen ungeachtet", fährt er fort, „ist viel Niedliches darin."

In einem Aufsatz in „Harper's New Mounthly Magazine" (Juni 1895) teilt Professor E. Borges aus der Erziehungsgeschichte des neuen Zaren Nicolaus II mit, daß das Zarenpaar die Bücher, welche die englische, die französische und die deutsche Gouvernante mit den Kindern lasen, sorgfältig auswählten. Von Nicolaus heißt es im besonderen: „Seine erste Lektüre bestand zur Hauptsache aus russischen für sein Alter geeigneten Meisterwerken; aber kaum weniger Zeit wurde auf das Lesen von Grimms Märchen, Fenelons Telemach, sowie Walter Scotts und Charles Dickens besten Werken verwendet."

Ich bin überzeugt, daß die Archive fürstlicher Häuser und die Erziehungsgeschichte fürstlicher Personen, sowie die Familienerinnerungen unserer Dichter und poetisch empfindender Gebildeten für eine Theorie der Jugendlektüre manch wertvollen Beitrag liefern könnten*). Die beiden angeführten Quellen entscheiden sich ganz im Sinne der hier entwickelten Ansichten. Sorgfältige Auswahl aus den Meisterwerken, darauf muß die Bemühung um die Lektüre für die Jugend gerichtet sein. An Werken, die für die Auswahl in Betracht kommen könnten, ist die klassische Litteratur reicher, als man auf den ersten Blick glauben sollte.

Das Lesen sollte erst da beginnen, wo das Kind imstande ist, uneigentliche Ausdrücke zu würdigen und abstrakte Be-

---

*) Die vom Verfasser dieses Buches geleitete Monatsschrift „Jugendschriften-Warte, Organ der vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse für Jugendschriften", dürfte eine geeignete Sammelstelle für derartige Mitteilungen und Nachweise sein.

griffe zu erfassen. Das wird etwa um das 12. Lebensjahr herum der Fall sein. Wer seine Kinder schon vorher der freien Lektüre überlassen will, halte sich an die Dichter und ernst zu nehmenden Schriftsteller, die mit Vorsatz sich zur Jugend heruntergelassen haben. Robert Reinick, Rud. Löwenstein, Hoffmann von Fallersleben, Julius Lohmeyer, Trojan, Julius Sturm u. a. haben in der deutschen Litteratur einen Namen. Es sind gute Gegenwartsschriftsteller; sie sind mit Recht geachtet, wenn sie auch nicht jenen Meistern zuzuzählen sind, die weit über ihren Tod hinaus Dauer und Wirkung haben. Ihre Kraft war nicht stark genug, dem allgewaltigen Zuge der Zeit zu widerstehen, und so stellten sie ihr geringes Pfund — aber immerhin ein echtes Pfund — in den Dienst der specifischen Jugendschriftstellerei. Es gelingt ihnen auch da, wo sie sich bewußt auf das jugendliche Bedürfnis beschränken, sich vom Läppischen fernzuhalten. Sie werden nicht imstande sein, der Jugend Werke von monumentaler Bedeutung, die als ästhetische Normen gelten könnten, zu bieten; aber sie werden den Geschmack nicht verletzen und gefahrlose Zeitvertreiber und angenehme Unterhalter sein. Selbst von dem strengen, in gegenwärtiger Schrift vertretenen Standpunkt aus haben diese Jugenddichter in zwiefacher Hinsicht eine gewisse Bedeutung. Sie bieten die kindlichen und dennoch geschmackvollen Stoffe, deren die Schule für das Lesenlernen bedarf und sie geben den Malern und Zeichnern die textlichen Unterlagen für Bilderbücher und Illustrationswerke.

Aus dem Schatze der ewigen Kleinodien unserer Litteratur ist die Märchendichtung das im eigentlichen Sinne Kindliche. Die meisten Erwachsenen haben die Fähigkeit eingebüßt, an diesen im höchsten Sinne poetischen Erzeugnissen Genuß zu finden; gleichwohl haben unsere ersten Geister an der Hebung und Mehrung dieser Herrlichkeiten gearbeitet. Die Grimmschen Kinder- und Hausmärchen gehören der Weltlitteratur an. Aus Andersens Märchen lassen sich vorzügliche Sammlungen für das kindliche Alter zusammenstellen. Hauff bietet nichts Großes, aber seine Märchen scheinen mir doch echt,

und sie fesseln die Jugend. Einiges von Goethe und Tieck dürfte auch verwendbars ein. Th. Storm's „Der kleine Häwelmann“, „Regentrude“ und „Bulemanns Haus“ sollten keinem Kinde vorenthalten werden. — Im Knaben offenbart sich bald eine Neigung für die Geschichte, namentlich die der Heimat. Aus der poetischen Litteratur kommt die Sage dieser Neigung entgegen, über deren Lektüre oben (S. 51 f.) schon das Notwendige gesagt worden ist. Hier schließt sich die Balladendichtung an; Uhland ist ihr Klassiker für die Jugend. Auch Schiller wird gern gelesen, doch hat sein hohes Pathos der Naivetät und krystallklaren Volkstümlichkeit Uhlands gegenüber vielleicht einen schlimmen Nachteil. Es lenkt, indem es einem Bedürfnisse der Jugend entgegenkommt, das ästhetische Empfinden in eine Bahn, aus der es schwer ist, zu der echt lyrischen Unmittelbarkeit eines Goethe, wie zu der gesamten großen Lyrik überhaupt zurückzukehren.*) Uhland ist ein so echter Lyriker, wie er ein echter Balladendichter ist, und so dürfte vielleicht durch die eindringende Lektüre dieses Dichters bei der Jugend aus dem historisch poetischen Interesse zugleich das rein lyrische geweckt werden, das wohl im allgemeinen erst mit der Pubertät zum Durchbruch kommt. Auch die

*) Es ist Leo Berg, der in seinem Buche „Zwischen zwei Jahrhunderten“ auf die Gefahr, welche die Lektüre Schillers für die Jugend, namentlich nach der sprachlichen Seite hin, mit sich bringt, aufmerksam macht: „Schiller ist ein schlechter Lehrer der Jugend, eben weil er ihr Dichter ist, weil er selbst jugendlich ist, weil er die Fehler der Jugend teilt. Er lehrt sie nicht nur nicht, sich ihrer Fehler bewußt zu werden, er weist sie nicht nur nicht auf die reale Welt hin und zwingt sie, zu sehen, was sie nicht leicht von selbst gesehen hätte, sondern er täuscht sie noch über ihre Fehler hinweg, er bestrickt sie noch, nicht zu sehen, was sie gerade sehen sollte, er macht sie zu unverbesserlichen Idealisten, zu unerträglichen Schwätzern. Lessing, Goethe und Heinrich v. Kleist können allein die Lehrer und großen Beispiele der deutschen Jugend sein. Und so lange man nicht auf den Schulen dahin kommen wird, die Jugend immer wieder auf die Kraft, Anschaulichkeit, Frische und Sinnfälligkeit der Sprache gerade dieser Dichter energisch hinzuweisen, kann an eine allgemeine Sprachverbesserung nicht gedacht werden.“

dramatische Poesie ist der kindlichen Natur meistens fremd. Wenn Kinder Dramen lesen, nehmen sie sie als Geschichten. So mögen historische Dramen ihnen am meisten gemäß sein und Uhlands beiden Schauspiele, sowie einige von Schiller, in erster Linie „Tell“ und „Maria Stuart“, vielleicht auch „Wallenstein“ und die „Jungfrau von Orléans“ kommen dem Verständnis der Jugend am ersten nahe. Ob die als Schullektüre oft genannten „Götz“ und „Minna von Barnhelm“ in der freien Lektüre genügend gewürdigt werden können, ist mir zweifelhaft. — Historische Erzählungen und Romane mögen sich, lange vor dem Erwachen der lyrischen Gefühle und des Sinnes für das Drama, an Robinson und Cooper anschließen. Im allgemeinen ist der Ton unserer historischen Erzählungen recht hoch gespannt, so daß die meisten erst einem reiferen Jugendalter zugänglich sind. Hauff's „Lichtenstein“ ist jedoch anerkannte Jugendlektüre und kann gewiß vom 12. Jahre ab gelesen werden. Daß Kleist's unvergleichliche Novelle „Michael Kohlhaas“ 13—14jährige Knaben fesselt und packt, habe ich selbst erprobt und anderweitig bestätigen hören. Der brandenburgische Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“ von Willibald Alexis, sowie Scheffel's „Ekkehard“ können ohne Zweifel mit Erfolg von begabten Kindern gelesen werden. Bei Freytag und Conrad Ferd. Meyer ist mir das zweifelhaft; Versuche müßten hier darüber entscheiden, was dem reifenden Geiste des Knaben-Jünglings und des Mädchens geboten werden kann. Von frei erfundenen Erzählungen haben wir einiges, das widerspruchslos als Jugendlektüre gilt: Storm's „Pole „Poppenspäler“ muß jedem, der diese Novelle Kindern vorgelesen hat, als ein unvergleichlich wertvolles Werk für Kinder erscheinen*). Rosegger hat aus seinen Schriften selbst vier Bände zusammengestellt, die der Jugend litterarisch wertvolle Erzählungen bieten**). Aus Storm's Novellen sind noch mehrere

---

*) Leider ist es in der Gesamtausgabe mit der für Kinder durchaus ungeeigneten Novelle „Waldwinkel“ zusammen gebunden.

**) Wer diese Bände kauft, muß, bevor sie Kindern in die Hand

für unsere Zwecke geeignet. Daß Emil Kuh seinen Kindern „Beim Vetter Christian“ vorliest, mag befremden, wenn man nicht weiß, daß Kuh diese Novelle um ihres rein epischen Charakters willen besonders hoch schätzte. Erfolgreiche Vorlesungen und Versuche sind ferner gemacht worden mit „Im Brauerhause“, „Ein grünes Blatt“ und „Unterm Tannenbaum“. „Die Söhne des Senators“ und die „Chronik von Grieshus“ dürften ebenfalls gute und einschlagende Lektüre für die Jugend sein. Der feinsinnige Adelbert Stifter, der in seiner amtlichen Stellung als Schulrat der Sache der Jugenderziehung nahe stand, hat seinen Band „Bunte Steine“ selbst für „junge Herzen“ bestimmt. „Das Haidedorf“ und „Der Weihnachtsabend“ sind schon anderswo für die reifere Jugend empfohlen worden. Aus den „Studien“ dürfte das eine oder das andere zu verwenden sein, so z. B. das getragen schöne, mit eindringlichster Lokalschilderung gegebene „Zwei Schwestern“, aus den Erzählungen das einen unerhörten Scheefall anziehend schildernde Stück „Aus dem bayrischen Walde“ und „Der Waldbrunnen.“

Dies Stück, das von einer begeisterten Schilderung der Frauenschönheit ausgeht und die Gewinnung eines halbwilden rätselhaften Mädchens für die Bildung zum Gegenstand hat, scheint auf den ersten Blick durchaus ungeeignet für die Jugend. Aber bei näherem Hinschauen finden sich alle Momente, die ein klassisches Werk zur Jugendlektüre geeignet machen. Ihre Hervorhebung möge uns noch einen Augenblick verweilen lassen. Der Landaufenthalt zweier Kinder mit dem Großvater in schöner Gebirgsgegend; der Einblick in eine Dorfschule; das wilde starrsinnige Mädchen mit seiner blödsinnigen Großmutter in einem Obdach, das mehr Höhle als Wohnung ist; der Anschluß dieser beiden seltsamen Menschen an den alten feinen Herrn und die Kinder; die Liebe des Knaben-

---

gegeben werden, die Buntdruckbilder herausschneiden; sie sind unglaublich schlecht und geradezu Gift für den Schönheitssinn der Kinder. Die soeben herausgekommene 2. Auflage der „Waldferien“ hat Schwarzbilder von der in Jugendschriften üblichen Güte.

Jünglings zu dem Mädchen, aus dem unter dem Einfluß der Güte, der Liebe und der Dichtung eine tiefe poetische Seele hervorstrahlt — das sind die Hauptteile des Stoffes. Die Teilnahme der Jugend (vielleicht schon vom 12. Jahre ab) wird von vornherein durch die Seltsamkeit des Stoffes gesichert. Daß Kinder die Hauptträger der Begebenheiten sind, erhöht einesteils die Teilnahme, andernteils erleichtert es die Auffassung. Denn nicht nur, daß Berichte über Thun und Treiben von Kindern in der kindlichen Seele sogenannte Apperceptionshülfen in großer Zahl finden, besteht in der Erzählung „Der Waldbrunnen“ noch die Eigentümlichkeit — in gewisser Weise eine Analogie zu dem oben gekennzeichneten Kunstgriff Storms in „Pole Poppenspäler“, eine Liebesgeschichte Kindern vorzutragen — daß der Großvater in seinen Gesprächen mit den Kindern gezwungen ist, einen Ton anzuschlagen, welcher, der Gegenstand mag für die Aufnahmefähigkeit der Jugend so schwierig sein wie er will, doch schon durch diesen Umstand auf das kindliche Niveau gesetzt wird. Wesentlicher ist, daß Stifter konsequent die indirekte Darstellungsweise festhält. Kein Vorgang, keine Veränderung im Seelenleben wird unmittelbar beschrieben; was er giebt, läßt sich alles mit leiblichen Augen sehen und zwar vom Erwachsenen nicht besser, als vom Kinde. Was unter dieser äußern Hülle vorgeht, können wir nach dem Gesetz der Analogie schließen, der Erwachsene vollkommener, als das Kind. Aber bei einem so rätselhaften Wesen, wie das Mädchen bleibt auch dem Erwachsenen ein gut Teil Seelenleben in ahnungsreichem Dämmer, und die klar aufgefaßten äußern Thatsachen quellen dem Erwachsenen sowohl wie dem Kinde aus einer mehr oder minder dunklen und geheimnisvollen Sphäre. Dieser Untergrund giebt der Geschichte, anstatt ihren Genuß zu stören, ein vertieftes und nachhaltiges Interesse. Und nun die Darstellung selbst! Was Hermann Hettner als eine poetische Feinheit und einen Vorzug der Darstellung im Robinson bezeichnet, die Kleinmalerei, ist die hervorspringendste Eigentümlichkeit der Stifterschen Schreibweise. Wir haben keinen Epiker, der bei der Schilderung so ins Detail geht. Ist dies hinsichtlich der Wiedergabe von

Handlungen für unsern Zweck das Wünschenswerteste, so liegt in dieser Eigentümlichkeit bei Natur- und Lokalschilderungen die Gefahr langweiliger Breite, namentlich für Kinder. Diese Gefahr ist in unserer Erzählung glücklich vermieden. Dagegen findet sich die bei Stifter oft vorkommende Eigenheit, eine mehrfach wiederkehrende Situation oder ein öfter betretenes Lokal mit genau den gleichen Worten abermals, zum dritten oder gar vierten Male zu schildern. Diese in Stifters Dichterart tief begründete Schilderungsweise begegnet einem kindlichen Bedürfnisse, das das Märchen mit Glück befriedigt. Die Kleinmalerei und die Wiederholung gewisser Lokalschilderungen haben zur Folge, daß sich der Schauplatz der Erzählung mit einer Lebhaftigkeit dem Leser eindrückt, die infolge der liebevollen Hervorhebung der landschaftlichen Farben den Wirkungen der besten naturalistischen Schilderungen unserer Modernen nichts nachgiebt. Wenn die Charakteristik der Personen bei aller psychologischen Feinheit eine gewisse Einseitigkeit und Befangenheit verrät, die sie als Kinder einer fremden Zeit erscheinen lassen, so hat das für unsern Zweck gerade den Vorzug des leichteren Verständnisses.

In einer Erzählung, die für die Jugend geeignet sein soll, muß der Charakter der Personen eine gewisse Einfachheit haben, oder es muß nur eine Seite oder Richtung des Menschen dargestellt sein. Den gemischten Charakter eines modernen Menschen in seiner Ganzheit zu erfassen oder einzelne Charaktererscheinungen, die erst in unserer Zeit hervortreten und darum noch nicht ins Bewußtsein der Jugend aufgenommen sind, ja deren Möglichkeit von der gangbaren Lebensauffassung der Jugend und Ungebildeten einfach bestritten werden muß, in ihrer dichterischen Darstellung zu begreifen, kann der Jugend nie gelingen. Das ist ein Grund, weshalb der größte Teil der modernen Erzählungskunst von vornherein von unserer Auswahl ausgeschlossen ist. Die Richtung auf das Einfache und die naturalistische Treue der Darstellung, die wir bei den Modernen finden, würden sie dagegen vorzüglich geeignet machen, unsern künstlerischen Erziehungsabsichten zu dienen.

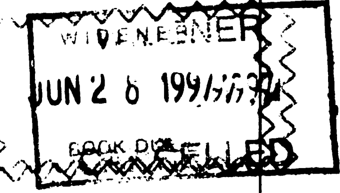
Aber um des lieben Friedens willen und weil ich die moderne Litteratur nur in einzelnen Erscheinungen kenne, möge die Frage der Verwendbarkeit der neuesten deutschen Dichtung für die Jugend an dieser Stelle vorerst auf sich beruhen bleiben.



Druck von S. G. Carstens in Altona.




3 2044 018 975 946


WIDENER
JUN 2 6 199
BOOK DUE
CANCELLED

